Carl Bernhard

Das Glückskind.

Deutsch von

K. L. Kannegießer.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1850.

Das Glückskind.

Im obersten Stockwerk eines freundlich aussehenden Hauses am Philosophengange, der sich, ein baumreicher, schattiger Spaziergang an dem westlichen Walle Kopenhagens entlang zieht, wohnte vor einigen Jahren, — es war in dem Zeitraum zwischen 1820 und 30 — ein junger Studirender, der oft die Reflexionsspiegel am Fenster in Bewegung setzte, wenn er des Morgens den Kopf zum Fenster hinaussteckte und seine Pfeife rauchte. Hätte er rechts- oder auch linkshin geblickt, so würde er mehr als Ein junges Mädchen entdeckt haben, das, mit ihrem Strickzeug in der Hand, den schwarzgelockten Studenten betrachtete und einen spähenden Blick nach ihm auf den Spiegel sandte; er aber starrte immer gerade vor sich hin, entweder in die Wipfel der Bäume, oder über den engen Sund, welcher die Insel Amack von Seeland trennt, und wenn er das Fenster wieder schloß, ohne seitwärts geschaut zu haben, stahl sich ein kleiner Seufzer aus mehr als Einem mitleidigen Herzen, von dem Gedanken begleitet: Lieber Gott, warum ist doch der hübsche junge Mensch so ernsthaft? Er war unlängst nach Kopenhagen zurückgekehrt, um seine juristischen Studien zu beendigen, nachdem er sich einige Zeit auf der Universität in München aufgehalten hatte; seine Zeit war zwischen dem Collegienbesuch und Arbeitsstunden getheilt, und seine Wirthin versicherte, daß er der fleißigste Student in

ganz Kopenhagen sei, denn er gehe keine Nacht vor zwölf Uhr zu Bette. Seine einzige Zerstreuung war ein täglicher Spaziergang über den Wall und die Lange-Linie — wie die äußerste Verschanzung der Citadelle gegen den Sund heißt — und wenn er einmal einen Abend ausblieb, konnte man überzeugt sein, daß im Theater eine Oper oder ein Ballet gegeben wurde, denn keins von Beiden versäumte er jemals. Aber bei allem seinen Fleiße studirte er doch nicht immer so eifrig, wie die gute Frau sich einbildete, und manchmal hätte sie ihn im Winkel hinter dem Ofen mit übereinandergeschlagenen Armen antreffen können, während das Licht auf dem Tische neben dem Naturrecht stand mit einer Schnuppe so lang wie die Feder auf einen Studententschacko, und eben so schwarz, mit einer ebenfals rothen Spitze.

Das war gerade der Fall eines Abends im Anfang des Oktobermonats, als die Wirthin leise die Thür öffnete mit der Frage: ob Herr Ditmar jetzt den Thee haben wolle. Als sie keine Antwort erhielt, trat sie in das Zimmer.

„Gott bewahre, wie Sie über die Gelehrsamkeit grübeln! Wie können Sie das aushalten? Mir däucht, der Kopf muß Ihnen zerspringen. Hier ist es ja so dunkel wie im Grabe, und so kalt wie draußen auf der Straße; wenn nicht andere Menschen sich dieser gelehrten Leute annähmen, so kämen Sie vor Kälte und Elend um. Sein Sie so gut, Herr Ditmar, und setzen Sie den Fuß von der Ofenplatte, damit ich dazu kommen kann, um einzuheizen.“

Der Winter hatte in diesem Jahre dasselbe gethan, was er jedes Jahr thut, — er war zu zeitig gekommen, und die Leute hatten heuer regelmäßig dasselbe gethan, was sie jedes Jahr thun, — sie hatten sich darüber gewundert, daß es heuer so früh Winter geworden sei.

Der junge Mann zog den Fuß an sich ohne zu antworten; die Wirthin heizte ein, putzte das Licht, kehrte den Staub von der Kommode und warf einen prüfenden Blick auf den Holzkorb, dessen Inhalt beinahe ganz in Asche verwandelt war. Dann sagte sie; „Herr Ditmar, wir müssen morgen Holz haben, — hören Sie, Herr Ditmar?“

„Was sagen Sie, Madame Schütt?“

„Ich sage: wir müssen morgen Holz haben; denn dieß reicht nicht hin.“

„Es wird schon —“ antwortete der Student, „ich habe kein Geld; es wird schon ausreichen. „Und damit legte er den einen Fuß über den anderen, stützte die Hand unter das Kinn und nahm die Stellung an, die im Allgemeinen jedem weiteren Gespräch einen Riegel vorschiebt. Aber Madame Schütt ließ sich nicht so leicht abweisen.

„Nein, Brennholz muß doch bei Gott da sein, frieren kann er nicht. So muß mein Torf — — — — Das Schlimmste ist nur, daß der auch auf der Neige ist. So haben Sie noch nicht Geld bekommen? Das ist schlimm. Hören Sie, wissen Sie was, Herr Ditmar, wäre ich so eine hübsche Mannsperson und solch ein Glückskind, wie Sie sind, so wollte ich nicht um fünf Thaler zu einer halben Klafter Brennholz verlegen sein. Man kann sein Glück auf mancherlei Weise in dieser Welt machen, besonders wenn es Einem gerade in die Hände läuft, und man sich keine andere Mühe zu geben braucht als zuzugreifen. Sie sind recht ein Schooskind des Glücks, wie Herr Possel sagt, das sind Sie, Herr Ditmar.“

„Hat er Ihnen auch das dumme Zeug eingeredet?“ sagte der Student seufzend, als er sich gezwungen sah zu antworten.

„Dummes Zeug? Es ist doch wahrhaftig die reine Wahrheit. Können Sie es leugnen, daß Sie Glück haben in Allem, was Sie vornehmen? Lassen Sie eine Tasse zu Boden fallen, so geht sie nicht entzwei; begießen Sie sich, so macht es keine Flecke; kommt Geld an, so sind Sie immer zu Hause; kommen aber Rechnungen an, so sind Sie immer aus; wenn Sie bei Licht einschlafen, so thut es keinen Schaden, wenn es auch dicht bei dem Bettvorhang steht; hier ist noch nicht ein einziges Mal Feuer in der Röhre gewesen, so lange Sie hier wohnen, und bei dem vorigen Miethsmann war es jeden Augenblick der Fall."

„Das glaube ich wohl," antwortete Ditmar lächelnd; „wenn man nichts einzuheizen hat, so geräth auch die Röhre nicht in Brand."

„Ja ja, sprechen Sie nur, aber wahr bleibt es doch. Und erinnern Sie sich wohl, wie ich Sie einmal bat, mir einige Zahlen zu einer Ambe zu träumen? Es war gerade ein Sonntag, und am nächsten Morgen sagten Sie, daß ich 45 und 75 nehmen solle; ich setzte ein Mark darauf, und am Dienstage hatte ich meine fünfundvierzig Reichsbankthaler in meiner Tasche. Da ist nun des Branntweinbrenners Tochter hier in der Straße, das ist ein reiches Mädchen, und ein hübsches Mädchen, und ein vortreffliches Mädchen, und es ist ihr prophezeit, daß sie einen studirten Mann bekommen wird; wenn ich so ein hübscher junger Mann wäre, wie Sie sind, so weiß ich wohl, was ich thäte; denn studirt sind Sie ja, und der Vater hat nicht wenig in den Kasten gespart, — ja das hat er, Herr Ditmar."

Als die alte Frau sich umwandte, um zu sehen, welche Wirkung ihr Vorschlag hervorgebracht habe, schüttelte sie mißvergnügt den Kopf, denn es war augenfällig, daß der junge Mann in tiefen Gedanken saß, und nicht gehört hatte, was sie sagte.

Hier war vorhin ein Bote von Herrn Possel mit diesen Papieren," fuhr sie fort. „Sein Sie so gut, Herr Ditmar!"

Schönen Dank, Madame Schütt, es hat keine Eile, legen Sie sie nur auf den Tisch."

„Er bat mich, sie Ihnen selbst zu übergeben," sagte die Wirthin, und steckte ihm eine Rolle in die Hand, welche in rothes Papier gewickelt war. Der Student streckte mechanisch die Hand danach aus, als seine Augen auf den Umschlag fielen, den er hurtig abriß mit den Worten: „Was ist das? Ein Contraplakat! Für heute Abend? Ist das Stück verändert? — Ja! — Zum Teufel, warum gaben Sie es mir nicht gleich? Ich muß fort, es ist beinahe sieben Uhr, ich bekomme vielleicht kein Billet mehr. Warum gaben Sie es mir nicht gleich, Madame Schütt?"

„Gott bewahre, Sie sagten ja eben, es habe keine Eile," antwortete Madame Schütt beleidigt.

„Polnatoke wird nicht gegeben," sagte der Student, indem er hurtig den Mantel umwarf, und seinen Hut ergriff, „der Wasserträger wird gegeben und ein Ballet, Bournonville tanzt, und nun bekomme ich vielleicht kein Billet."

„Ih du mein Erlöser," platzte Madame Schütt erschrocken heraus, „wollen Sie in die Komödie, Herr Ditmar, und wir haben kein Holz! Um Gottes Willen, Herr Ditmar, denken Sie doch an Holz — oder hören Sie, setzen Sie lieber die drei Mark auf eine Ambe! Es ist heute Montag und noch nicht sieben Uhr; sie wird zweihundert und siebenzigmal bezahlt, wir bekommen akkurat hundert und fünfunddreißig Reichsbankthaler. Thun Sie's doch, guter Herr Ditmar!"

Madame Schütt hatte heute kein Glück mit ihren Vorschlägen; auch dieser wurde nicht gehört, und sie mußte mit Betrüb-

niß sehen, daß Ditmar den Tischkasten öffnete, die nächstletzten drei Markstücke zusammenlas und zur Thür hinauseilte. „Sein Sie so gut und löschen Sie mein Licht aus, „rief er unten auf der Treppe, und fast in demselben Augenblick war er zur Hausthür hinaus! Mit einem tiefen und wohlgemeinten Seufzer ging Madame Schütt nach dem Holzkorb und zählte dessen Inhalt zweimal, um gewiß zu sein, daß wirklich nur fünf Stücke übrig waren; darauf zog sie den Tischkasten heraus, legte die übriggebliebenen drei Markstücke aufeinander, überzeugte sich, daß es die letzten waren und sagte für sich hin: „Gestern war der Reichsthaler ganz, jetzt ist er schon zerstückelt. Ja, der liebe Gott sollte solchen jungen Herren einen Vormund setzen. Nun geht er in die Komödie und sieht das Narrenspiel an, und weg sind die drei Mark, und er hätte hundert und fünfunddreißig Reichsbankthaler dafür haben können, so wahr ich eine ehrliche Frau bin. Es ist gräßlich, es zu denken. — Der liebe Gott bewahre ihn, ich fürchte sehr, daß er zuletzt Lust bekommt, Tänzer im Komödienhause zu werden.“

Am nächsten Morgen saß Ditmar schon an seinem Tisch und schrieb eifrig, als seine sorgliche Wirthin eintrat mit dem kleinen Brette, das eben groß genug war, einem Theetopf und einem Paar Tassen Raum zu geben. Er sah von seiner Arbeit nicht auf, und beantwortete ihre Bemerkung, daß sie Holz sparen und das Feuer ausgehen lassen wolle, weil die Sonne so herrlich warm schiene, blos mit einem nachlässigen Kopfnicken, das bei Geschäftsleuten so viel heißt wie: abscheulich viel zu thun. Nachdem sie die Klappe, um die Wärme zurückzuhalten, zugedreht, und die Fensterscheiben befühlt hatte, ob die Sonne auch wirklich die Kraft habe, die sie ihr zutraute, ging sie leise hinaus, um ihren fleißigen Studenten nicht zu stören. Aber kaum hatte sie die

Thüre hinter sich geschlossen, als er aufsprang, sich in die eine Sofaecke warf, die Hand vor die Augen hielt, und in tiefen Gedanken sitzen blieb. So traf ihn sein Freund Possel, als dieser spät am Vormittag in die Stube trat; das Theegeschirre stand unberührt vor ihm.

„Du warst heute morgen nicht in dem Examinatorium," sagte Possel; „Du wurdest aufgerufen und der Professor machte die Bemerkung, daß Du vermuthlich wieder nach München gereist sei'st, da er Dich nie sehe. Bist Du krank?"

„Ich hab' es vergessen," antwortete Ditmar.

„Du bist in der letzten Zeit verdammt vergeßlich geworden. Ich hätte es lieber gesehen, daß Du mir geantwortet hättest: ich will mit ihren Schulfuchsereien daheim nichts zu thun haben, ich bin nicht blos des Examens wegen fleißig, sondern ich studire die Rechte. Was hast Du denn heute vor?"

„Ich? Nichts! Ich habe gefaullenzt und nicht einmal Thee getrunken. Komm, leiste mir Gesellschaft!" Ditmar schenkte in die Untertasse für sich selbst ein, und in die Obertasse für seinen Gast, während dieser sich eine Pfeife stopfte.

„Ich weiß nicht, wie es kommt," sagte Possel, „ich bin auch nicht so fleißig, wie ich in München war. Es muß etwas Betäubendes in der Luft hier liegen, und bei alledem habe ich weniger Vergnügen. Ach München! Die Zeit steht in einer Glorie vor mir; dort lernten wir einander kennen. Das waren glückliche Tage, wenn wir am Tage Collegien hörten, vom frühen Morgen an zu Hause fleißig arbeiteten, und dann den Abend mit unsern lustigen Kameraden verkneipten, oder mit dem Hof und der Beaumonde auf den Ball im Museum gehen konnten, wenn wir das vorzogen. Hier mag ich nirgendswohin gehen, es ist überall so todt; ich weiß nicht, was es für ein Geist der Langweile ist,

der über unsrer ganzen Geselligkeit brütet; es steckt wohl in dem verdammten Kastenwesen. Jeder bleibt in dem Pferch, in welchen ihn das Schicksal gesetzt hat, deshalb haben wir Professorenschmäuße, Kaufmannsfeten, Ministersoiree'n, genug von all dem Zeuge, aber gleichwohl keine Geselligkeit. Hole der Henker alle Innungen! Amen! — Warst Du gestern Abend zu Hause?"

„Nein," antwortete Ditmar mit einem tiefen Seufzer, „ich war in der Komödie und sah den Wasserträger und das Ballet die Nachtwandlerin."

„Gott bewahre uns, wie Du dabei stöhnst. Bist Du verliebt in die Nachtwandlerin?"

„Nein, Gott weiß, das bin ich nicht. Ich langweilte mich ganz abscheulich."

„Also sind Gelder angekommen; das freut mich, es war auch hohe Zeit, es drängt mich verdammt, eine Anleihe zu machen. Wie viel hast Du bekommen?"

„Keinen Pfennig," antwortete Ditmar, „meine letzten drei Mark liegen dort im Schubkasten; heute ist es Dienstag, und so kann ich vor Freitag frühestens nichts erwarten."

„Und doch gehst Du für die nächstletzten in die Komödie! Das gefällt mir. Das heißt die richtige Ansicht von seiner Lage haben. Spute Dich doch, um Gottes Willen, das letzte, was Du hast, zu verthun, denn eher bekommst Du keinen Zufluß, aber ich bin überzeugt, daß mit dem letzten Schilling, der aus Deiner Tasche hinausgeht, sie wieder gefüllt wird. Komm, laß uns gehen und Chokolade trinken."

„Foppe mich nicht, Possel, ich habe schon so Aerger genug. Ich bin ein unglücklicher Mensch."

„Du? Ja, darin hast Du Recht. Wahrscheinlich ist es die Art von Unglück, über welche die junge Lady in den „Gebrü-

der Foster" klagt; die kann keine Widerwärtigkeit aufstöbern, so viel Mühe sie sich auch giebt, zuletzt muß sie sich mit einem Bruder Liederlich verheirathen, um eine Plage zu bekommen, aber auch das will nicht helfen, denn er bekehrt sich und wird ein Tugendmuster. Du hast freilich immer Grund gehabt, Dich zu beklagen. Warst Du es nicht, der als kleiner Junge aus einem Fenster im dritten Stock fiel und auf ein Fuder Heu hinunterplumpte, das gerade unten hielt, weil Du es gebrauchtest? Warst Du es nicht, der alle Birnen des Rectors stipitzte, ohne ein einziges Mal ertappt zu werden, während mancher Unschuldige, der nur in die Nähe des heiligen Baumes kam, eine Prügelsuppe davontrug? Warst Du es nicht, der das zweite Examen machte, ohne mehr als ein Zehntel von dem, was verlangt wurde, durchgelesen zu haben, und gerade in diesem gebenedeiten Zehntel examinirt wurde und die beste Censur erhielt? Warst Du es oder warst Du es nicht?"

„Nun, das war ich allerdings, wenn die Sache damit abgemacht wäre."

Und warst Du es nicht, der mir ins Wasser nachsprang, als wir im Mühlenteich dicht bei Heidelberg umwarfen, und ich ohnmächtig gerade auf die Mühlräder zutrieb, um bei lebendigem Leibe gerädert zu werden. Es gehört keine geringe Portion Glück dazu, einen solchen Sprung zu machen, und lebendig davon zu kommen; und der eine Wagensitz hing wahrlich Deinet- und nicht meinetwegen so weit hinaus, daß Du Dich daran festklammern konntest, bis unsere guten Freunde sich von ihrem Schrecken erholt hatten und uns ans Land zogen. Du solltest nur acht Tage die Probe machen, was es heißt, Unglück zu haben, so würdest Du bald aus einem andern Ton sprechen; aber das ward Dir nun einmal nicht bei der Wiege gesungen."

Da Ditmar noch kein Wort auf diese lange Rede entgegnete, fuhr Possel fort: „Was ist denn mit Dir vorgegangen? Denn Du wirst mich doch nicht glauben machen wollen, daß es Dich besonders genirt, mit Deiner Kasse auf der Neige zu sein, nachdem Du mit der größten Contenance dutzendmale in derselben Lage außer Landes gewesen bist — und das hat mehr zu bedeuten. Erinnerst Du Dich wohl, daß Du Deinen letzten Groschen für weiße Glacéhandschuhe ausgabst und auf den Ball gingst, ohne einen Schilling zu haben, in der vollen und festen Ueberzeugung, daß Du bei Deiner Rückkehr Geld zu Hause vorfinden werdest? Und kam nicht etwa der Brief des Alten, während Du auf dem Ball warst, mit einem Wechsel, der uns so willkommen war, wie der Mannaregen in der Wüste den armen verhungerten Israeliten? Nein, verschone mich nur nicht solchem Gewäsch, das mag der Henker glauben."

„Wer den Schuh an hat, weiß am besten, wo er drückt," sagte Ditmar ernsthaft.

„Apropos Schuhe, — weißt Du, wem ich heute begegnet bin?" fragte Possel. „Unserm Freund Liskow in eigner hoher Person. Er that, als ob er mich nicht kenne, aber ich konnt' es seiner Miene deutlich ansehen, daß er sich noch genug an den Morgen erinnerte, wo Du einen Gang auf Schläger mit machen solltest draußen vor dem Karlsthor in München, weil Du ihn den Abend vorher auf seine lakirten Papierschuhe getreten hattest. Er hatte damals sehr eilig, Dich herauszufordern, weil Damen zugegen waren; als wir ihn aber in Männergesellschaft coram nahmen, war er eben so schnell bei der Hand, einen Vergleich zu schließen, und Dir die Erlaubniß zu geben, ihn auf die Zehen zu treten, wann und wo Du wolltest. Ich vergesse nie das lächerliche Gesicht, das sein armer Sekundant

schnitt, als Du Herrn von Liskow Deinen Schläger zur Erinnerung an Eure Affaire verehrtest und er ihn mit Danksagungen annahm, und ihn selbst als Siegeszeichen nach Hause trug. Nun ist er hier in Kopenhagen."

„So, ist er in Kopenhagen?" fragte Ditmar gedankenlos.

„Du bist heute teufelmäßig langweilig, Ditmar. Schüttele doch von Dir ab, was Dich drückt, und werde ein manierlicher Mensch, wie du es früher warst. Und bist Du krank, so nimm ein Vomitiv ein, um Deinen Leib zu reinigen." — Possel nahm seinen Hut und ging. Ditmar saß noch eine Weile in derselben Stellung, erhob sich dann und sagte halblaut: „Abschütteln, das ist leicht gesagt. — Gestern war es wieder vergebens — das verwünschte rothe Plakat! — Wieder vergebens, und fast mein letztes Geld. — Morgen wird die Stumme gegeben — aber wenn es auch fehlschlägt? — Sie schwatzen so viel von meinem Glück; es begleitet mich in kleinen Dingen und verläßt mich, wann es etwas darauf ankommt. — aber ich will noch einmal darauf bauen, und habe ich wirklich Glück, so fordere ich es auf Morgen heraus." — Mit etwas geklärtem Gesicht setzte er sich dann an seinen Arbeitstisch. Schlag Eins machte er seine gewöhnliche Tour über den Wall und die Lange-Linie. Sobald er fort war, kam Madame Schütt herein mit einer Schürze voll Torf, womit sie bald Feuer im Ofen anzündete. Während sie in der Stube aufräumte, plauderte sie mit sich selbst; und hätte Jemand sie belauscht, so würde er manche Aeußerung gehört haben, welche bewies, mit welcher Emsigkeit sie für „ihren fleißigen Studenten" sorgte. Erst als das Feuer gehörig loderte, verließ sie das Zimmer und drehte vorsichtig den Schlüssel zweimal im Schloß um.

Vermuthlich in derselben Stimmung wie Ditmar, als er Tags darauf das fünfte und letzte Stück Brennholz betrachtete, das er in den Ofen steckte, mag Baggesen zu seiner Zeit an den feuerfesten Künstler, der einst Kopenhagen durch seine Mirakel in Erstaunen setzte, geschrieben haben:

„Du, der sich so fest machen kann,
Daß Feuer ihm und Flamme nicht kann schaden,
O mach' mir unverbrennlich, großer Mann,
Des Magistratsbrennholzes letzten Faden!"

Bald war auch dieß in Rauch aufgegangen, der Korb war leer und die Stube kalt. Mit einem unwilligen Blick auf das rauhe, stürmische Wetter, das draußen die Zweige hin- und herbog, und der Aussicht auf den Wall ein dunkles Colorit gab, ging er wieder an seine Arbeit; aber die Einwirkungen des Clima's lassen sich nur schwer von der Philosophie überwinden, und Ditmar dachte nicht ohne Mißmuth an seinen alten Vormund, der ihn unbarmherzig auf die sparsamen Rimessen von seinem kleinen Vatererbe warten ließ. Die drei Mark waren ein heiliger Fonds, bestimmt — die Stumme dafür zu sehen, es würde ein Sacrilegium gewesen sein, sie für Brennholz auszugeben; lieber sterben, mindestens lieber frieren! Ditmar warf seinen Mantel um, befühlte noch einmal den Ofen, um sich zu überzeugen, daß er kalt sei, und ging dann mit den Worten: „Die satanische Geldverlegenheit macht mich ordentlich zu einem Peripatiker" in den Philosophengang hinüber und spazierte dort mehrmals auf und ab.

Der reiche Branntweinbrenner saß gerade an seinem Fenster mit der Nase an der Scheibe und starrte auf die Straße hinaus; er hatte eben seine Morgenlectüre vollendet, das heißt, er hatte sich durch das Anzeigeblatt hindurchbuchstabirt und hatte

nun bis Mittag keine andere Beschäftigung, als die Vorbeigehenden zu betrachten. Als Ditmar zum dritten Mal vorbeiging, nahm er die Hand, womit er seinen nachdenklichen Kopf stützte, so weit vom Munde weg, um sagen zu können: „Was mag das für ein hungriger Bursche sein, der sich da warm läuft? Er sieht mir nicht danach aus, viel in der Tasche zu haben.“ Nachdem er diese Bemerkung gemacht hatte, welche practische Menschenkenntniß verrieth, versank er wieder in das Einerlei seiner Betrachtungen. Seine Tochter, die am andern Fenster saß und stickte, drehte unbemerkt den Spiegel nach Ditmar und antwortete: „Ja, Gott weiß es.“ Aber sie wußte es sehr wohl, denn jedesmal, wenn Madame Schütt Milch holte, breitete diese sich in Lobeserhebungen über den schmucken Studenten aus, und das junge Mädchen hörte ihren Erzählungen so gern zu, daß sie sich immer im Laden einfand, wenn sie Madame Schütt kommen hörte; um ihr eigenhändig die Sahne in den schwarzen kleinen Gießer zu messen, der nachher auf Ditmars Theebrett stehen sollte.

Er hatte indeß keine Ahnung von den verschiedenartigen Betrachtungen, deren Gegenstand er war. Das Blut strömte ihm allmählig wieder zurück in Hände und Füße, und bald war er so erwärmt, daß er berechnen konnte, es würde wohl ziemlich zwei Stunden dauern, ehe er seinen philosphischen Gang zu wiederholen brauche. Er wollte gerade das letzte Mal auf- und niedergehen, als ein wiederholter Ruf: „haltet sie auf, haltet sie auf!“ ihn aufmerksam machte. Weit unten in der Straße ging ein Paar scheuer Pferde mit einer Kutsche ohne Kutscher durch, ein alter Mann steckte den Kopf aus dem Wagen und schrie, die Leute liefen zur Seite, und die Schaar derer, die ihm nachrannten, ward jeden Augenblick größer, bald schwankte der Wagen gegen den Pflasterrand, bald schwebten die Räder über dem

tiefen Graben, der den Philosophengang von der Straße trennt, bis ein Ruck der Pferde ihn wieder zurückriß und das Fuhrwerk ins Gleichgewicht brachte. Ohne sich zu besinnen, lief Ditmar hinzu, sprang hinüber den Pferden entgegen, ergriff das eine beim Zügel und hing sich fest daran. Aber er hatte einen gewaltsamen Stoß vor die Brust von der Deichsel bekommen; als die Pferde sich bäumten, flog er zwar mit in die Höhe brachte sie dadurch zum Stehen, verlor aber das Bewußtsein, ward auf die Seite geschleudert und stürzte für leblos in den tiefen Graben hinab.

Sobald der Wagen stillstand, versammelten sich die Leute von allen Seiten um ihn, hundert hilfreiche Hände ergriffen die Pferde, und eben so viele Zungen wiederholten einander, was sie gethan hatten, um den alten Herrn zu retten; Niemand dachte an Ditmar, und wenn der Besitzer des Wagens nicht Augenzeuge von dem Schicksal seines Retters gewesen wäre, und ihn nicht flugs hätte aufheben und nach Hause tragen lassen, so würde er als eine ganz fremde Person hilflos vergessen worden sein.

„Das dacht ich wohl," sagte der Branntweinbrenner, der das Fenster halb geöffnet hatte, um das Ende dieses Auftritts in Augenschein zu nehmen, „das dacht' ich wohl, daß es ein Mosje Habenichts sei, ein Mann, der warm sitzt, macht nicht solche dumme Streiche. Da sind sie mit ihm. Er hat bekommen, was er verdiente. Aber Tinchen! — — Ich glaube, der Böse plagt sie! Läuft sie nicht fort und läßt das Fenster weit aufstehen, daß alle Wärme hinausgeht." —

Die erschrockene Madame Schütt bekam jetzt genug zu thun, ihren Miethsmann zu pflegen, der für todt nach Hause geschleppt und zu Bette gebracht wurde. Die Bewohner des Hauses und die Nachbarn liefen herbei, Jeder empfahl seinen Rath als den besten;

als aber Ditmar eine Stunde darauf die Augen noch immer nicht öffnete, und das Blut, das ihm zum Munde herauslief, das einzige Lebenszeichen war, verzweifelten alle an seiner Rettung und sprachen von seinem Begräbniß. „Gott sei gedankt, daß ich nicht unten wohne,“ sagte eine alte Frau, die eine Dachkammer inne hatte, nachdem sie ihm den Puls befühlt hatte, „nun kann mich der Wirth nicht zwingen, ihn als Leiche bei mir stehen zu lassen. Es ist um ihn geschehen, er geht aus wie ein Licht.“

Indem hielt ein Fuhrwerk vor der Thür; der Arzt des alten Herrn stieg aus und ging zu dem Kranken hinauf. Während er dessen Zustand untersuchte, ging Madame Schütt zum Fenster und sah hinaus. „Potz tausend,“ flüsterte sie den Andern zu, „das ist eine gelbe Professorkutsche, das ist einer von den vornehmen Manisterdoktoren, da kann er freilich doch wieder zu sich kommen. Nun kann der Amtsbarbier sich todt lauern, ob er Erlaubniß bekommen wird, ihn mit einem Finger anzurühren. Gott sei gelobt, daß es ein Manister war, von dem er übergefahren wurde, wenn das Unglück einmal geschehen mußte. Der Arzt verordnete die nöthige Medizin; eine starke Contusion an der Brust, und eine Ader, die zersprungen war, machte sorgsame Pflege und Ruhe nothwendig. Von nun an stand Ditmar unter des Professors täglicher Aufsicht, und seine Gesundheit besserte sich zusehends.

Vierzehn Tage später saß Possel Abends am Bett seines Freundes; er legte eben einen Roman von Bulwer weg, woraus er ihm vorgelesen hatte, denn seines Zuhörers Gedanken folgten augenscheinlich nicht mehr der Vorlesung. Auf dem Tische stand ein Teller mit köstlichen Mallagatrauben, das Feuer brannte lustig im Ofen, und der Korb war voll Brennholz.

Ditmar hob sich im Bett empor und sah sich um; als seine Augen auf den gefüllten Holzkorb fielen, sagte er: „Ich sehe wohl, daß ein Brief von Hause gekommen ist, während ich krank gewesen bin. Wie geht es ihnen drüben?“ Possel beantwortete seine Fragen befriedigend, und unterrichtete ihn zugleich, daß die Trauben nicht für das lauenburgische Geld angeschafft wären, sondern daß sie ein Geschenk wären von dem alten Grafen von Tesch. „Er hat Dir mehrere ähnliche Erquickungen geschickt, aber das war auch das Wenigste, was er für Dich thun konnte, denn Du hast ihm die Kosten eines eleganten Wagens und eines Paars stolzer Engländer erspart, die darauf gegangen sein würden, wenn sie statt Deiner in den Graben gekommen wären, um nicht davon zu reden, daß es vermuthlich mit seinem eigenen Leben aus gewesen sein würde. — Heda, Ditmar! Du hörst ja kein Wort von dem, was ich sage.“

„Ich hör' es wohl. Gaben sie denn die Stumme an jenem Abend? — Schaff' mir die Zeitungen und lies mir vor, welche Stücke sie gegeben haben, während ich krank gewesen bin.“

„Was geht Dich das an? Ich glaube, der Teufel plagt Dich mit Deinem Komödienraptus. Was soll das heißen? Was soll das heißen? Was fehlt Dir denn? Du machst ja ein so jämmerliches Gesicht, als ob Du ein durchgefallener Debütant wärst.“

„Ich kann Dir das besondere Gefühl nicht beschreiben, das mich in diesem Augenblicke durchdringt,“ sagte Ditmar nach einer Pause, nicht ohne einen Anstrich von Pathos; „wenn man Erlaubniß bekommt, nach einem Stillschweigen von vierzehn langen Tagen wieder zu sprechen, ist es, als ob jeder Gedanke sich in einen warmen Strom verwandelt, der sich vom Herzen nach den Lippen drängt, und die Schleuse zu brechen droht, die

seinem Schwall sich entgegenstellt. Es wird eine Nothwendigkeit, dem Strom einen Abfluß zu öffnen, sonst entsteht ein Gährungsprozeß, der das Gefäß in die Luft sprengen würde. Ich fühle einen unwiderstehlichen Drang, mein Herz vor Dir auszuschütteln, und so wie ich mir zuvor nicht die Möglichkeit habe denken können, Jemanden etwas von dem mitzutheilen, was mich belastet, so kann ich mir jetzt nicht die Möglichkeit denken, es Dir zu verschweigen. Fürchte nur nicht, daß es mich anstrengen wird; zu schweigen würde mir in diesem Augenblicke eine weit größere Anstrengung kosten. Aber laß mich erst meine Gedanken sammeln, inzwischen kannst Du ein ernstes Gesicht aufsetzen, denn ich will nicht ausgelacht werden.

Er legte sich im Bett zurück und schloß die Augen. Eine glühende Röthe verbreitete sich allmälig über sein Gesicht, die durch das dunkelbraune Haar noch mehr gehoben wurde. Als er fortwährend schwieg, sagte Possel: „Du Windbeutel! Wovon machst Du so viel Wesens? Laß mich Dir die Zunge lösen! Du bist verliebt, und das ist das Wort, welches das Alpha und Omega Deines Bekenntnisses in sich schließt. Na, nun ist das Geheimniß verrathen. Oder hängt es nicht etwa so zusammen? Ditmar sah ihn bejahend an.

„O über die solide Schamröthe, wie schmuck sie Dir steht," fuhr Possel fort. „Na, das hab' ich lange gedacht. Aber in wen denn? Heraus mit der Sprache, ist es eine Tänzerin oder eine Sängerin?

Ditmar schüttelte den Kopf. „Weit entfernt", sagte er endlich, „keine von Beiden. Ach, Possel!" — Aber dieser sprang vom Stuhle auf und brach aus: „Weit entfernt, sagst Du? Sieh mich einmal an! Tod und Teufel, also wohl gar in eine von den Prinzessinen! Nun da ist der Satan wieder los!"

Und da Ditmar noch nichts sagte, fuhr er fort: „Also hab' ich richtig gerathen; Du machst mir Kummer in meinen alten Tagen. Ich glaubte doch, Du seist von der Tollheit geheilt. Mein Gott, es sind doch genug Frauenzimmer in der Welt, daß Du Dich nicht in Halbgöttinen zu verlieben brauchst. Aber das ist seine alte Schwäche. In München konnte er keinen andern seiner Anbetung würdigen Gegenstand finden als die Prinzessin von Leuchtenberg; es ist freilich wahr, sie ist das Anmuthigste, was man sehen kann, aber sie ist doch Prinzessin. Du wärst mir auch der Kerl danach, um Schwager des Kronprinzen von Schweden und des Kaisers von Brasilien zu werden! Damals war es Dir unmöglich, vom Museum wegzubleiben, wenn der Hof hinkam, und wenn es Dein Leben gekostet hätte; aber hier weiß ich wahrhaftig nicht, wo Du hinwillst, um die Prinzessinnen zu sehen."

„Die kleine, reizende Theodolinde," sagte Ditmar seufzend.

„Ja, da haben wir's; Ein solcher Rotürier wie Du, eine solche Canaille wie Du bist, um Holbergs klassischen Ausdruck zu gebrauchen, untersteht sich, eine durchlauchtige Fürstin beim Vornamen zu nennen, ohne ihre göttliche Charge voranzusetzen. Du bist toll, Ditmar, das ist Alles, was ich sagen kann."

„Wie ich den verwünschen könnte, der zuerst dieses klassificirende Rangsystem erfunden hat," brach Dittmar los und richtete sich im Bette auf. „So lange ich unter Fremden war, unter Menschen, an die kein Band der Welt mich fesselte, war ich doch Etwas, mein Benehmen konnte mich geltend machen, ich kannte keine unübersteigliche Schranke im gesellschaftlichen Leben; aber hier, in meinem eigenen Geburtslande, unter meinen Landsleuten, wo tausend Bande uns aneinander knüpfen sollten, hier bin ich Nichts, gerade hier bin ich fremd, bei Seite gesetzt, übersehen, hier ist es nicht mehr der Mann, sondern der

Titel, welcher gilt. Dieses Rangwesen ist eine verdammte aqua tofana, ein langsames, aber sicheres Gift, das Alles durchdringt und Alles auflöst.

„Bah! Welch ein Pathos! Lauter Affectation und hochtrabende Sentenzen," sagte Possel, und betrachtete ihn lächelnd. „Dasselbe thut ja die Luft, welche die Philosophen deßhalb unsern vornehmsten Vernichter nennen. Diese Uebereinstimmung in den Wirkungen deutet vielleicht darauf hin, daß das ganze giftige Rangsystem weiter gar nichts ist als Wind. Tröste Dich damit." — Als er aber sah, daß Ditmar sich auf die Kissen zurückwarf mit einem Ausdruck von Kummer und Muthlosigkeit, ward er ernst und sagte: „Also ist es nicht bloß Spaß oder eine von Deinen flüchtigen Grillen? Höre, Ditmar, ich kann Deine unglückliche Passion für vornehme Damen nicht anders als verwünschen, zumal, da sie so übertrieben ist, daß man erwarten kann, Du kommest um den Verstand, wenn Du einmal eine Kaiserin gesehen hast, und dann kein vornehmeres Frauenzimmer sich finden läßt, als sie. Ich kann auch diese Passion gar nicht mit Deinem Stolze reimen, wovon Du doch eine gehörige Portion hast."

Das betrübte Gesicht, das Possel bei dieser Rede machte, nöthigte Ditmar ein Lächeln ab. „Es ist wahr," sagte er, vornehme Damen haben etwas Anziehendes für mich, vorausgesetzt, daß sie ebenso anmutig, gebildet und liebenswürdig sind wie andere Damen. Ich bin weit entfernt, Vornehmheit für eine Vollkommenheit zu halten, und ich möchte selbst nur der erste Aristokrat im Laude sein, damit Niemand sich über mich erheben könnte wegen dieses Vorzuges. Aber gleichwohl steht eine recht vornehme Dame in einer Glorie vor mir, die den Uebrigen ihres Geschlechts mangelt, und der Abstand, worin sie sich befindet, der sie hoch über die irdische Armseligkeit erhebt, und ihre Seele

rein erhält von allen den niedern Eindrücken, die mit einer untergeordneten Stellung verbunden sind, macht sie noch vollkommener in meinen Augen. Ich kann mir keine Göttin ohne göttlichen Rang denken; nimm ihr diesen, und die Glorie verschwindet. Aber auf der andern Seite verachte ich nichts so sehr, als vornehme Leute, deren Stolz nur äußerer Schimmer, Armseligkeit und Dummheit ist, und eine Fürstin ohne weibliche Anmuth und fürstliche Tugenden ist in meinen Augen das unbedeutendste Frauenzimmer.

„Das war halt eine tüchtige Rede. Also kann es doch eine Prinzessin sein, deretwegen er täglich nach dem Wall und der Langen-Linie rennt und in die Komödie läuft, denn es fehlt uns ja nicht an Prinzessinen, auf welche das Anbetungssystem sich anwenden läßt, sagte Possel halblaut und zog die Schultern. „Gott helfe Dir, Du armer Teufel, Du bist freilich auf schlimmem Wege!“ —

Beide Freunde schwiegen. Possel ging einigemal auf und ab, Ditmar sah starr vor sich hin und spielte mit den Bettquasten. Endlich sagte er: „Setze Dich her zu mir, Possel, und unterbrich mich so wenig wie möglich, ich will Dir etwas vertrauen.“

„Das wäre! Nun kommt er endlich zum Bekenntnisse. So laß hören!

„Als ich im Sommer, — es war Ende August's — von dem Besuch bei einem Verwandten zurückkam, reiste ich von Kiel mit dem Dampfboot Caledonia, wie Du weißt — —“

„Und ich Dummkopf blieb drüben, statt Dich wie ein kühlendes Pulver zu begleiten,“ unterbrach ihn Possel, „das hätte ich ahnen sollen.“

„Ich bat Dich, mich nicht zu unterbrechen. Wir waren eine ziemliche Zahl Passagiere, die Kajüten konnten uns nicht alle beher-

bergen, und Manche zogen es vor auf dem Verdeck zu bleiben, ungeachtet des Staubregens, da die Luft mild und angenehm war. Dazu gehörten auch einige Damen. Da ich ein Billet für den ersten Platz genommen hatte, konnte ich gehen, wohin ich wollte. Meine erste Inspection beschränkte sich auf einen flüchtigen Ueberblick, um zu entdecken, wo das hübscheste Gesicht sei; späterhin stellte ich Beobachtungen an über Trachten, Haltung, Ausdruck, Gang und über die mancherlei Kleinigkeiten, die für mich viel Bedeutung hatten. Das hübscheste Gesicht gehörte unleugbar einer Dame auf dem zweiten Platz, einer jungen, blühenden, frischen Blondine mit hübschen blauen Augen; aber ihr Anzug war mir zu gesucht, die Haltung nicht edel, der Ausdruck etwas unbedeutend, der Gang hüpfend und unsicher, im Ganzen vermißte ich die überlegene Ruhe, die eine Dame so liebenswürdig macht, wenn sie sich nur über ihr Wesen verbreitet, ohne selbstständig hervorzutreten. Sie war von Herren umringt, die ihr Schmeicheleien sagten, und nahm diese alle in einer Weise auf, welche von einer Routine in dieser Art von Hofmacherei Zeugniß gab. Ihr Organ war hart, und der berliner Dialekt trug keineswegs dazu bei, es zu mildern. Inzwischen hatte sie unleugbar das hübscheste Gesicht. Aber den Preis erkannte ich unbedingt einer Dame auf dem ersten Platz zu, deren Züge nicht so regelmäßig, deren Farbe nicht so blühend, und deren Tracht auf den ersten Anblick einfach war im Verhältniß mit der ihrer Nebenbuhlerin Sie saß abseits auf einer Bank, dicht eingehüllt in einen schwarzen Mantel von feinem Tuche, der so hoch an den Hals hinaufreichte, daß es unmöglich war, das Geringste von ihrer Figur zu entdecken, und der ihre Füße ganz verbarg. Ein einfacher Strohhut mit weißen Bändern, und einer schmalen Spitze um das bleiche, ovale Gesicht war der ganze Schmuck. Ihr Blick

schwebte über das Meer hinaus, und wenn sie einen weitentfernten Gegenstand suchte, kam ein kleiner Handschuh zum Vorschein mit einer Lorgnette, welche an einem schwarz-seidenen Bande hing. Noch hatte ich nicht einen Schimmer von ihrem Fuße gesehen, keinen Laut ihrer Stimme gehört, und sie hatte in den drei Stunden, die wir schon auf der See waren, keinen Schritt von ihrem Platze gethan. Aber ich verlor die Geduld nicht, ich lehnte mich über das Geländer hinaus und sah ins Wasser hinab, das schäumend vor den Rädern zur Seite wich, und einen breiten Streifen hinter uns bildete, während ich auf jede ihrer Bewegungen lauerte. Da trat ein Bekannter von Kiel zu mir hin und fragte mich ganz laut, ob ich das Bild der Prinzessin von Leuchtenberg im Wasser sähe, da ich diesem eine so unverwandte Aufmerksamkeit schenke. Ich fühlte, daß ich roth wurde. Die Dame heftete ihre schwarzen Augen auf mich; dieß erhöhte meine Verlegenheit noch mehr und gab dem Kieler Veranlassung zu sagen: Ja, werden Sie nur roth, Sie haben Grund genug dazu. Ich weiß wohl, wie verliebt Sie waren, und daß Sie auf den Bällen nie weiter von der Prinzessin entfernt waren, als daß Sie sie noch im Auge behielten. Possel hat es mir erzählt. — Darauf verließ er mich."

„Das Plappermaul," entgegnete Possel, „ist das eine Manier, sich so zu betragen? Am besten ist freilich, wenn man ein gutes Gewissen hat, und sich wegen seiner Thorheiten nicht zu schämen braucht."

„Ich schielte nach der Dame," fuhr Ditmar fort, „und es kam mir vor, als läse ich Mißbilligung in ihrem Blick. Ich mußte an den Marquis von Castelnaux denken, der aus Liebe zu Marie Antoinette den Verstand verlor, und stets auf Wegen und Stegen zu treffen war, wo die Königin sich in der Nähe

befand, und auf den die Pariser mit Finger zeigten und ihn den Narren der Königin nannten. Es kam mir vor, als möchten Alle mit Fingern auf mich zeigen und sagen, da steht der Narr der Prinzessin von Leuchtenberg. Ich schlich mich fort und wählte mir einen Platz am Vordertheil des Schiffs, von wo ich ungesehen den schwarzen Mantel durch das Fenster eines Reisewagens im Auge behalten konnte. — Endlich hatte die Dame ein Gespräch mit ihrer Nachbarin angefangen. Es war mir nicht möglich, länger an einem Platz zu bleiben, ich mußte sie sprechen hören. Ihr Organ war weich und hatte einen eigenthümlichen Klang, welcher verrieth, daß Deutsch nicht ihre Muttersprache war; indeß sprach sie es vollkommen richtig, jedoch etwas steif und mit einer fast ängstlichen Betonung der Endsylben. Reisebekanntschaften werden ja schneller gemacht als alle anderen, wie Du weißt, weil sie leichter wieder abgebrochen werden; ein kleiner Dienst, den ich ohne Zudringlichkeit Gelegenheit hatte, ihr und den andern Damen zu erweisen, brach das Eis und brachte mich ins Gespräch."

„Warst Du von Sinnen," brach Possel aus, „Du redetest sie an, ohne zu wissen, wer sie war! Wenn sie nun eine Prinzessin gewesen wäre? Oder war sie es vielleicht? Na, fahre fort. Warum zum Teufel bleibst Du stecken?"

„Geduld! Das ist eben das Interessanteste auf Reisen, selbst alle Prämissen zu dem Urtheil aufzusuchen, das wir fällen wollen; während des Gesprächs, mit durchaus unbekannten Personen, herauszubringen mit wem man spricht, und sich daran zu gewöhnen, sich mit dem Menschen zu unterhalten, ohne Rücksicht auf das Charakteristische, welches Stand und Amtsverhältnisse ausdrücken. Ich sprach also mit ihr, und bald wußte ich, daß sie viel gereist sei und sich einige Zeit in München aufge-

halten habe. Zu derselben Zeit in derselben Stadt gelebt zu haben, wenn auch unter ganz anderen Verhältnissen und ohne daß Einer des Andern Gegenwart geahnt hat, ist schon ein Berührungspunkt, wenn man nachher zusammentrifft. Ich merkte bald, daß noch ein anderer zwischen uns stattfand, den sie inzwischen zu fein war, hervorzuheben; sie hatte nämlich die Prinzessin von Leuchtenberg gekannt, ich sie gesehen, und wir hatten sie unbeschreiblich reizend gefunden. — Kurze Zeit darauf kam ein Herr aus der Kajüte und ging zu ihr hin. Er konnte einige und vierzig Jahre alt sein, war hochgewachsen und stattlich, seine Haltung nachlässig; mit einem beinahe achtlosen Blicke auf die Umstehenden sagte er auf Französisch zu der Dame: „Wie befinden Sie sich Gräfin? Spüren Sie noch nichts von der Seekrankheit? Ich befinde mich nicht ganz wohl;" und ohne ihre Antwort abzuwarten, ging er das Verdeck hinab, drängte sich zwischen die kleine Blondine auf dem zweiten Platz und den Kieler Studenten, der sich gerade mit ihr unterhielt, flüsterte ihr etwas ins Ohr, zog ihr den Mantel um den Hals zusammen, sprach noch ein paar Worte mit ihr, und wandte sich dann zur Kajüte zurück. Die Augen der Gräfin folgten jeder seiner Bewegungen; es kam mir vor, als ob eine Wolke gleichsam über ihr Gesicht zog und flugs verschwand; sie winkte der kleinen Blondine, die zu uns hingehüpft kam, und sagte mit einer Mischung von Milde und Ernst: „Hülle Dich gut ein, Emilie, damit Du Dich nicht erkältest. Willst Du mir meinen Schawl bringen?" Die Blonde ward feuerroth, ging weg, und kam gleich darauf mit dem Verlangten wieder. Diese kleine Episode hatte unser Gespräch abgebrochen; nachher kam der Kieler wieder zu mir hin, und wollte

mir seine Bemerkungen mittheilen. Er sagte; „Sie scheinen sich bei der Gräfin festgebissen zu haben, glaube ich, und ich bei ihrem Kammermädchen, das sieht mir affabler aus als ihre Gnaden; in der Hinsicht theile ich des Grafen Geschmack. „Und nun erzählte er mir, was er von dem Kammermädchen erfahren hatte, daß der hochgewachsene Mann Graf Corsel, und sich auf der Reise nach Petersburg befinde, wo er als Minister angestellt, und daß die Dame seine Schwester sei, die Wittwe eines alten spanischen Grafen, der die Höflichkeit gehabt habe, einige Stunden nach der Trauung am Schlagflusse zu sterben und ihr ein bedeutendes Vermögen zu hinterlassen."

„Na," sagte Possel, „es konnte auch nichts Geringeres sein; war sie keine Prinzessin, mußte sie doch mindestens ein gekröntes Haupt repräsentiren."

„Gegen Abend hörte der Staubregen auf, aber es wehte heftig, der Strom war gegen uns, und das Dampfboot schaukelte gewaltig. Ein Passagier nach dem andern schlich sich weg und ward seekrank, die Kajüten waren überfüllt mit Patienten, der berühmte Aufwärter Matz lief sich außer Athem, um Allen beizustehen, die seine Hülfe anriefen. Als es dunkel wurde, war die Scene wirklich höchst ungemüthlich; die polternde Bewegung des Schiffes, der qualmige Oelgeruch, der aus der Maschinerie aufstieg, der warme Kohlenrauch und der Dampf, der mit häßlichem Gepreßel aus den Ventilen herausströmte und auf das Verdeck niederschlug, das ewige Stöhnen und Klagen der seekranken Passagiere, die platt auf dem Verdecke lagen, die kohlschwarze Dunkelheit um uns her, die kochende See, die gegen den Vordersteven schlug und uns mit Schaum bespritzte, und die vielen Leuchtfeuer, die man nach allen Seiten hin sah, und die uns nur zum Merkzeichen dienten, wie weit wir vom Lande entfernt waren —

Alles dieß trug dazu bei, die Gemüther zu ängstigen. Der Kapitän rieth der Gräfin, in der Kajüte Schutz zu suchen; aber sie zog es vor, auf dem Verdeck zu bleiben, da sie besorgte, unten in dem qualmenden Raume krank zu werden; sie, eine alte Dame und ich waren zuletzt die Einzigen, die noch munter waren. Das Kammermädchen war verschwunden, der Kieler hatte im Reisewagen des Grafen Zuflucht gesucht, wo er mit dem Bedienten Taback rauchte, um den Anfechtungen der Seekrankheit Trotz zu bieten. Gegen Ein Uhr waren wir unterhalb Laaland. Plötzlich gab es einen Ruck im Schiffe, das gegen eine Klippe angestoßen hatte, und in demselben Augenblicke erfolgte ein krachender Knall. Es entstand jetzt allgemeines Geschrei und Verwirrung, man rief, die Caledonia springe in die Luft, und eine Menge Stimmen wiederholte diese Unglücksprophezeihung. Die Kajüttentreppen wimmelten von schlaftrunkenen und taumelnden Passagieren, die mit einander kämpften, um auf das Verdeck zu gelangen, die Matrosen liefen hin und her, die Maschinenleute öffneten die Luke, um hinaufzusteigen und dadurch wurde eine Beleuchtung auf die ganze Scenen geworfen, welche nur dazu diente, die Färbung zu verstärken. Alles dieß war das Werk eines Augenblicks. Mein erstes Gefühl war Schreck, aber er dauerte kaum eine Sekunde; fast ohne zu wissen, was ich that, warf ich diejenigen bei Seite, die mir im Wege standen, und stürzte zur Gräfin hin. Sie war aufgestanden, ergriff fest mit der einen Hand das Geländer, und hielt die andere vor die Augen. Ich faßte ihre Hand und wollte ihr Muth einflößen. „Fürchten Sie sich nicht," sagte ich, „ich kann schwimmen; wir sind nicht weit vom Lande, ich bin stark, ich werde Sie retten." Aber sie hörte mich nicht; mit geschlossenen Augen erwartete sie den fürchterlichen Augenblick. Ich behielt ihre Hand in der meinen, ich konnte

ihren Puls durch den feinen, glatten Handschuh schlagen fühlen; den es mir ein unendlich angenehmes Gefühl machte, küssen zu können. Sie sank beinahe auf die Bank hin, ich wollte sie halten; so geschah es, daß ich meinen Arm um ihren Leib legte, sie ruhte ganz darauf, mein Gesicht berührte fast das ihrige, ich fühlte ihren Athem auf meiner Wange, ihre Brust schlug an meiner Brust, ich hätte sie küssen können, — aber ich that es nicht, ich begnügte mich, ihre Hand an mein Herz zu drücken, indem ich flüsterte: „Ich will Sie retten — oder mit Ihnen sterben." — So blieben wir einige Augenblicke, während sie rings um uns riefen und schrieen. Aber die Caledonia sprang nicht in die Luft, und endlich drang des Capitäns Stimme durch das Sprachrohr: „Jeder auf seinen Platz, Alles ist in Ordnung!" auch mir ins Ohr. Die Gräfin schlug die Augen auf, ich ließ ihre Hand fahren und übersetzte ihr dies Evangelium; es wäre mir in diesem Augenblicke lieber gewesen, mich mit ihr durch die Wellen zu kämpfen, als ihr zu sagen, daß es blinder Lärm sei. Eine Beschädigung an dem einen Rade hatte die Verwirrung verursacht, es war bald hergestellt, und wir setzten die Reise fort.

Es ist eine flaue Ruhe, die nach einer Lebensgefahr folgt, welche plötzlich kommt und eben so plötzlich überstanden ist; den Augenblick erprobt zu haben, der Leben und Tod trennt, mit dem Tode vor Augen, ohne zu sterben, das heißt ein Drama ohne Auflösung erleben. Ich brachte den Rest der Nacht damit zu, auf dem Deck in einem Zustande von Betäubung, der erst mit dem verschwindenden Dunkel verschwand, hin und her zu gehen. Da war es, als ob das geistige Leben wieder in mir erwachte und die niederdrückende Muthlosigkeit in mir verjagte, da ging die Sonne auf, und ein warmer, glänzender Tag folgte

auf die düstere, sturmvolle Nacht. Die Damen hatten sämmtlich Schutz oder Ruhe in der Kajüte gesucht, nur einige einzelne Herren saßen zerstreut hier und da unter der Markise, eingehüllt in ihre Mäntel und blickten sehnsuchtsvoll in den schwindelnden Nebel hinaus, der ihnen Kopenhagen verbarg. Ihr bleiches und übernächtliches Aussehen konnte mir ein Merkzeichen sein, wie ich selbst aussah. Allmälig ward es lebhafter auf dem Verdeck, die Passagiere krochen hervor, die Blondine hatte ihre frühere gute Farbe, sie hatte den Schrecken und die Spuren der Seekrankheit verschlafen und war gesprächig, der Graf kam auch herbei, und trank seinen Morgenkaffee auf dem zweiten Platz, die Caledonia durchschnitt gleichförmig und ruhig die Wellen, und nicht einmal die gefürchtete Kjögebucht*), deren Brust noch mächtig schwillt bei der Erinnerung an ihren ehemaligen Ruhm*), störte die allgemeine Freude."

Ditmar schwieg einen Augenblick. Possel benutzte diese Pause, um die Bemerkung zu machen, daß er wie ein Buch spreche. Ditmar that, als ob er es nicht höre und fuhr fort: „Die Gräfin ließ sich nicht blicken. In einem von Sr. Excellenz unbewachten Augenblick machte ich dem Kammermädchen den Hof, um zu erfahren, daß ihre Gebieterin nicht krank, aber wahrscheinlich schläfrig sei, da sie unten in der Kajüte bleibe. Endlich erhoben sich die Thürme von Kopenhagen; die Erlöserkirche mit ihrer Wendeltreppe und der großen Kugel war das erste Zeichen, und das strahlende Kreuz auf der Frauenkirche, das wie ein Stern über der

*) Die Dänen gewannen hier an der östlichen Seite von Seeland im Jahre 1677 eine Seeschlacht.

Stadt stand, das zweite. Wir umsegelten nun die Batterie „Dreikronen" und warfen Anker bei der Zollbude. Erst als die Caledonia stille lag, und die Passagiere anfingen, an das Land zu gehen, kam die Gräfin herauf. Ich hatte mich so gestellt, daß sie die Kajüte nicht verlassen konnte, ohne von mir gesehen zu werden. Sie war bleich und sah sehr matt aus; die schönen schwarzen Augen schlug sie nieder. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie schön es sie kleidet, niederzublicken; die langen und pechschwarzen Wimpern stehen dann wie eine dunkle Glorie um die Augenlider. Sie ging bei mir vorüber, ohne mich zu bemerken, aber ich lief zur Treppe, um sie noch einmal zu sehen; als sie in das Boot steigen wollte, stand ich wieder gerade vor ihr, und es ist wohl möglich, daß ich einen mehr als gewöhnlichen Blick auf sie heftete. Sie stand einen Augenblick still und sagte auf Französisch: „Ich danke Ihnen, mein Herr, für die Aufmerksamkeit, die Sie mir auf dieser drangvollen Reise bewiesen haben." — Es war mir unmöglich, ein Wort zu erwidern, ich weiß nicht einmal, ob ich die einfachsten Forderungen der Höflichkeit erfüllte und mich verneigte, ich glaube es kaum; aber ich blickte ihr starr in die Augen, so daß ich zu ihr, wie Walburg zu Axel, sagen konnte: „Jetzt geh', jetzt werd' ich nimmer Dich vergessen*)!" — Das weiß ich bestimmt. Der Graf war schon im Boot und rief: „Eh bien, Madame, on vous attend!" Sie stieg die Treppe hinab. In demselben Augenblicke kam ich zur Besinnung, oder vielleicht verlor ich vielmehr die Besinnung, genug, ich sprang auch ins Boot

---

*) Die Schlußzeile des 3. Akts der Tragödie: Axel und Walburg von Oehlenschläger.

hinab, und hätte bald Sr. Excellenz und die Blondine ins Wasser geworfen. Der Fährmann murrte, weil ich sein Fahrzeug überfüllte, der Kammerdiener puffte mich mit dem Ellnbogen, die Blondine sah erschrocken nach der Excellenz hin, die mit einem mitleidigen Lächeln sagte: „**A présent nous sommes à Copenhague chez les barbares**.“ die Gräfin erröthete und sah unverwandt auf den Boden des Boots — —

„Und Du schämtest Dich, will ich hoffen, und Dir war zu Muthe wie einem Hunde, der in ein Spiel-Kegel gerathen ist,“ unterbrach ihn Possel.

Ditmar schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Als wir nach der Zollbude kamen, stieg sie in einen Wagen, ohne mir einen Blick zu schenken, und fuhr fort. Aber ich blieb zurück mit dem Bewußtsein, daß ich sie liebe. Ein einziger Augenblick unter ungewöhnlichen Umständen war genug gewesen, eine Liebe zu erzeugen, die, ich fühle es, für mein ganzes Leben entscheidend ist.“

„Ja, Gott bewahre, das ist so ganz natürlich, daß Du gar keiner Entschuldigung bedarfst,“ sagte Possel. „Ewige Liebe ist ja das Geringste, was Du ihr anbieten konntest.“

Ditmar fuhr fort: „Ich habe sie seitdem nur im Vorbeigehen auf der Langen-Linie, wo sie oft spaziert, und im Theater gesehen, wo sie hinkommt, wenn Opern oder Ballette gegeben werden; sie ist jedesmal in einer bestimmten Loge, und da ich in dem dunkelsten Winkel des Parterre's sitze, kann ich sie, wenn der Kronleuchter hinaufgezogen ist, recht betrachten, ohne daß mich Jemand bemerkt. Dann hangen meine Augen an ihr wie zwei Vampyre, und saugen ihr Bild in die Seele, bis der Akt aus ist und die Lampen sie wieder von der Beute verjagen, deren sie sich in der Dunkelheit bemächtigt hatten. Und wenn ich mir

recht eine Güte thun will, träume ich mich auf die Caledonia zurück; da halte ich sie wieder in meinen Armen, spiele mit ihren Fingern, lege die Arme um ihren Leib, und drücke sie so dicht an mich, daß ich, gerade wie damals ihr Herz gegen das meine schlagen, und den feinen Athem auf meiner Wange fächeln fühle — ja, Du hast keinen Begriff davon, wie köstlich ich träumen kann. Weißt Du was, Possel, ich kann mir einbilden, daß kein Mann sie jemals vor mir so in seinen Armen hielt, daß ich der erste Mann bin, der sich jemals in ihrem Athem berauscht hat. — Das Einzige, was ich verlange, ist ja nur sie bisweilen zu sehen, da erhalten meine Träume Nahrung; aber wenn dieß in längerer Zeit nicht geschieht, wie es neulich der Fall war, da ist es, als ob das Leben mich verlassen hätte, und ich vegetire blos ohne klares Bewußtsein — und dann träume ich nie." —

Ditmar legte sich ins Bett zurück, und schloß die Augen, gleichsam um zu prüfen, ob er das liebe Bild zurückrufen könne. Possel saß schweigend und betrachtete ihn ernsthaft; er fühlte nur allzu wohl, daß Vorwürfe und Ermahnungen nichts fruchten würden, und dessenungeachtet mußte er sich Gewalt anthun, sie zurückzuhalten; aber sein Kopfschütteln, sein Beißen in die Lippen zeigte zur Genüge, wie sehr er die Schwärmerei seines Freundes mißbilligte.

So traf sie Madame Schütt, als sie das Theegeschirr hereinbrachte; der guten Frau wurde ganz unheimlich, als sie die Freunde so ernsthaft sah, und Possel hatte Mühe, sie zu beruhigen, so fest hatte sie es sich in den Kopf gesetzt, daß Ditmar einen Rückfall bekommen habe. „Das wäre ein großes Unglück für mich gewesen", sagte sie, „und eine gräßliche Verantwortlichkeit. Aber ich habe den lieben Gott gebeten, daß er ihn nur den morgenden Tag erleben lassen wolle, wenn es doch endlich geschehen soll.

was ich nicht hoffe; den morgen ist sein Geburtstag, und morgen wird er vier und zwanzig Jahr. Gott sei gelobt für die 24, das ist eine gute Zahl und ein glückliches Alter. Aber er kommt schon durch, nicht wahr? Er sieht gut aus heute Abend, und so hat es ja keine Noth mehr." — Während dieser Replik hatte sie das Theegeschirr in Ordnung gebracht und jedem der beiden Freunde eine Tasse Thee eingeschenkt. Als sie Ditmar die seinige gab, reichte er ihr die Hand und sagte: „Sie haben also meinen Geburtstag nicht vergessen, Madame Schütt, in all dieser Verwirrung, die Ihnen meine beschwerliche Krankheit verursacht hat. Sie sind wirklich allzu gütig gegen mich."

Madame Schütt ward gerührt und sagte beinah weinend: „Nein, das weiß Gott, ich habe ihn nicht vergessen, mein herzlieber, bester Herr Ditmar! Sprechen Sie nicht von Krankheit und Mühen, es hat, Gottlob, nichts zu bedeuten, und nun bleiben Sie ja bei mir wohnen, ja gewiß, Herr Ditmar? Und morgen ist Ihr Geburtstag, und Herr Possel muß schlechterdings herkommen und eine Tasse Chokolade trinken; ich habe den Doktor gefragt, und er sagt, es kann Ihnen nicht schaden. Und ich habe schon ein Präsent für das Geburtstagskind, wovon es keine Ahnung hat — aber ich muß meiner Wege gehen, um nicht aus der Schule zu plaudern vor lauter Freude. Gott sei ewig Dank, daß er doch den Tag erlebt. Gute Nacht! Herr Possel, Sie kommen also morgen Vormittag zur Chokolade, aber nicht zu spät; und wenn Sie gehen, so klopfen Sie an meine Thüre, damit ich weiß, wenn Herr Ditmar allein ist, denn ich bleibe diese Nacht doch auf; er braucht nur zu klingeln, wenn er etwas will, so hör' ich es gleich."

Ungeachtet aller Einwendungen und Versicherungen Ditmars, daß er sich wohl befinde, daß ihr Wachen überflüssig sei, blieb

sie doch bei ihrem Vorsatz, aus Besorgniß, es könne ihm in der Nacht etwas zustoßen, das ihr die Freude raubte, seinen vier und zwanzigsten Geburtstag zu feiern. „Laß sie nur aufbleiben," sagte Possel, „sie wird doch nicht schlafen können aus Freude über die große Zuckerbrezel mit Deinem Namen darauf, oder über die köstliche braunschweiger Torte, die sie für Dich hat backen lassen. Es ist Sünde, seine Mitmenschen in ihren Schwärmereien zu stören, darum will ich nun auch meiner Wege gehen und Dich Deinen hochgräflichen Gedanken überlassen."

Als Possel sich am nächsten Vormittag einfand, um bei Madame Schütt Chokolade zu trinken, traf er sie auf der Treppe stehen in einem eifrigen aber gedämpften Gespräch mit den alten weiblichen Bewohnern des Hauses. Sobald sie ihn gewahr wurde, winkte sie ihm zu: „Gehen Sie ein bischen sacht, Herr Possel, und sein Sie so gut, einstweilen bei mir einzutreten, es ist ein Fremder bei Herrn Ditmar, der unter vier Augen mit ihm sprechen will. Es ist der deutsche Manister selbst, der ihm zu seinem Geburtstage gratuliren will. Er kam in der Kutsche hergefahren, und ein Jägerofficier stand weiß Gott hinten auf dem Wagen. Ja, das ist noch ein Geburtstag, den Herr Ditmar erlebt, wofür er Gott danken kann, so lange er lebt. Nun ist der Manister akkurat eine Stunde und zehn Minuten hier gewesen. Wüßte ich nur, ob man einem solchen Herrn Chokolade anbieten darf, so wollte ich sie gleich einschenken. Was meinen Sie, Herr Possel, darf ich?"

Aber ehe Possel diese wichtige Frage beantwortet hatte, öffnete sich die Thür und der alte Graf von Tesch stieg die Treppe hinab. Madame Schütt neigte sich zu Boden und sagte: „Adjeu, Lebewohl, Herr Excellenz-Manister" und folgte ihm, sich immerfort verneigend bis zur Hausthür; die alten Frauen

aber, die weniger Welt hatten als sie, ahmten in tiefem Schweigen ihre Complimente nach, und Possel ging zu Ditmar hinein, den er matt und angegriffen fand von der langen, vornehmen Visite. Nachdem er Madame Schütt gebeten hatte, mit der Chokolade ein Stündchen zu warten, nahm er ein Buch und setzte sich auf das Sopha, Ditmar gegenüber, der in nachdenkender Stellung den einen Arm unter den Kopf gelegt hatte, und gerade zur Decke hinaufsah; — wenn man sich so legt, ist es im Allgemeinen ein Zeichen, daß man nicht Lust hat zu sprechen.

Endlich brach Ditmar selbst das Schweigen. „Ich schließe heute mein vier und zwanzigstes Jahr, und mit dem fünf und zwanzigsten trete ich vielleicht in ganz andere Verhältnisse."

„Ich gratulire und statte meinen unterthänigsten plebejischen Glückwunsch ab, in der Hoffnung, daß Du jetzt von der aristokratischen Visite Dich herabgelassen hast und kleine Leute vertragen kannst," sagte Possel lächelnd.

„Es ist gerade diese aristokratische Visite, die mir genug zu denken gegeben hat. Der Graf erkundigte sich mit der größten Genauigkeit nach meiner Lage und meinen Verhältnissen, über die ihm zum Theil schon sein Arzt Licht gegeben hatte, und schloß damit, mir Beschäftigung bei ihm als sein Sekretär anzubieten. Der alte Mann verrieth so viel Güte für mich, und machte mir dieß Anerbieten mit so vieler Delikatesse, daß es mich rührte, und selbst wenn es mich in ein untergeordnetes Verhältniß bringen wird, kann ich seine Anträge nicht zurückweisen, ungeachtet es freilich mein Examen einige Zeit verzögern dürfte. Er bat mich beinahe darum, als ob es ein Dienst sei, den ich ihm erweise". — Indem Ditmar dieß sagte, hatte er die Hand unter die Wange gestützt, so daß er sein Gesicht damit bedeckte.

„Untergeordnete Stellung“' sagte Possel. „Der König, Dein hoher Herr, wie es in der diplomatischen Sprache heißt, die Du künftig führen wirst, ist freilich nur Mitglied des deutschen Staatenbundes, und es hätte gewaltiger geklungen, wenn es geheißen hätte: Des heiligen kaiserlich=römischen Reichs Geheimer Gesandtschaftssekretär, sowie denn im Ganzen mehr Klang in der altfränkischen Titulatur war; aber dessenungeachtet ist es nichts Geringes, Legationssekretär zu werden aus einem simpeln und gewöhnlichen Dachkammerstudenten.“

„Der Dienst, den er mir angeboten hat, ist durchaus privat,“ sagte Ditmar ärgerlich, „er hat nichts mit dem Staatskalender zu schaffen, und der Sprung ist daher nicht so groß, wie Du Dir einbildest“.

„Nicht groß? Das wäre der Henker. Aber so geht es immer Fortuna's Schooskindern; sie selbst verzieht sie, so daß Alles, was sie ihnen giebt, dasselbe ist, als Bäckerkindern Semmel anzubieten. Da möchte ich denn doch wissen, ob nicht jeder Mensch ein solches Anerbieten für ein Himmelsglück ansehen wird; ich will nicht einmal davon reden, daß es Dir Gelegenheit verschafft, Gräfinnen und Baronessen in gehöriger Nähe zu betrachten, — denn das sehe ich eben für die Schattenseite dieser Anstellung an; und was Dein Examen betrifft, so müßtest Du ein großer Hans=Narr sein, wenn Du es nicht gleichwohl in derselben Zeit abmachen könntest. Nein, Du bist und bleibst doch ein wahrer Glückspilz.“

„Bah, ein Glückspilz, dem das Unglück bei jedem Schritt auf die Fersen tritt,“ sagte Ditmar, aber der Ausdruck seines Gesichts widerstritt zum Theil seiner eigenen Aeußerung.

„Es ist um toll zu werden“, sagte Possel, „er läuft sich eine Stange in den Leib, und noch dazu eine Wagendeichsel, kommt

gut davon, erhält eine honorable Anstellung als Zugabe, und ist noch nicht zufrieden. Eine solche Undankbarkeit verdient die härteste Strafe, und er bekommt im Gegentheil Chokolade, und noch dazu gratis. Aber wenigstens will ich nicht brüderlich mit Dir theilen, denn ich bin ganz teufelmäßig aufgelegt, ein Dutzend Tassen zu trinken. Kommen Sie jetzt mit Ihren Herrlichkeiten, Madame Schütt!"

„Mit einer Hurtigkeit, welche zeigte, daß sie lange auf diese Aufforderung gewartet hatte, trat Madame Schütt ein mit der Chokolade und den Brezeln auf einem Teller, den sie so zwischen sie hinstellte, daß eine zugedeckte Tasse gerade vor Ditmar zu stehen kam. Dann setzte sie sich auf das Sopha und betrachtete ihre Anrichtung mit gefalteten Händen. „Spute Dich, Ditmar, damit es mir möglich ist, Dir einzuschenken," sagte der ungeduldige Possel; „na, spute Dich, und nimm den Geburtstagskuchen aus der Tasse!" Ditmar hob den Deckel in die Höhe, aber hätte ihn beinahe niederfallen lassen, als er sah, daß die ganze Tasse mit neuen Zehnreichsthalerscheinen gefüllt war. Possel ergriff die Tasse, und schüttete deren Inhalt auf das Brett, aus, das bald mit Bankzetteln bedeckt war. Ditmar sah seine Wirthin befremdet an, und Possel brach aus: „Madame Schütt! Sind Sie nicht gescheidt? Wo kommt das Geld her? Ist es falsch oder ächt?" — Aber Madame Schütt zerfloß auf dem Sopha in Thränen und sagte blos schluchzend einmal über das andere: „O Gott! O Gott!" und es währte lange, ehe sie soweit Herr ihrer selbst wurde, daß sie sagen konnte: „Es ist Herrn Ditmars Geld, es ist, weiß Gott im Himmel, so ächt, wie es aus der Bank kommt, aber ich kann es nicht aushalten, ich bin nahe daran zu sterben," und nun fing sie an zu weinen und zu schluchzen, als ob ihr das größte Unglück zugestoßen wäre.

Oder warum nicht lieber: das größte Glück? Denn die Freude hat eben so wohl ihre Thränen, nur sind jene seltener und deswegen vielleicht heftiger. Endlich kam Madame Schütt so weit zu sich selbst, daß sie auf Possels wiederholte Fragen antworten konnte: „Es war an dem Morgen, wo der deutsche Manister Herrn Ditmar überfuhr, und sie ihn todt nach Hause brachten. Da dachte ich, wie sollen wir ihn jetzt ordentlich unter die Erde bringen? denn ich glaubte nicht, daß er am Leben bleiben würde, und es ging eine ganze Weile darüber hin, daß ich so in Gedanken saß, und da war es, als ob es mir der liebe Gott eingab, daß ich die drei Mark nehmen mußte, die noch im Schubkasten waren und sie in die Lotterie setzen, denn sie langten doch einmal nicht zum Begräbniß, und Herr Ditmar hatte ja immer Glück gehabt. Und ich dachte lange nach, woher ich gute Zahlen bekommen sollte, denn das war doch das Wichtigste — —

„Und das hat er in der Lotterie gewonnen? Welch ein Pferdeglück! Aber fahren sie fort, Madame Schütt, wie fanden Sie die Zahlen heraus“, fragte Possel, während er das Geld eifrig zählte.

„Ja doch, ich fand sie endlich heraus. Zuerst nahm ich Nummer 3, denn drei waren es, die ihn überfuhren, die beiden Pferde und der Manister, denn der Kutscher war schon an der Querstraße heruntergefallen; und dann Nummer 11; das war die Uhr gerade; und dann Nummer 24, denn die sollte er eben voll machen, ich dachte wohl, daß 23 nichts tauge; und auf diese Terne setzte ich die drei Mark, und die kam ganz ordentlich heraus, wie ich wohl wußte, da Herr Ditmar Glück hat. O, wie bin ich doch bange gewesen, daß er sterben würde, ehe wir seinen Ge-

burtstag erreichten; aber der Doktor meinte, daß er keine Gemüthsbewegung ertragen könne, und deßhalb habe ich keinem Menschen etwas davon gesagt, aber es ist mir oft gewesen, als ob es mir zu den Rippen heraus wolle, und ich hätte doch eine gräßliche Verantwortlichkeit gehabt, wenn er ohne das gebenedeite Geld gestorben wäre". Und nun vergoß Madame Schütt aufs Neue Thränen bei dem Gedanken an dieses mögliche Unglück.

Ditmar hatte ganz still gelegen und ihren Bericht angehört. Als sie schwieg, streckte er ihr die Hand entgegen und sagte: „Dies Geld kann mir nicht allein gehören. Die Hälfte gehört wenigstens Ihnen, liebe Madame Schütt, mehr als die Hälftekann ich nicht nehmen, ohne Ihre Hilfe hätte ich nicht einen Schilling gehabt." Aber Madame Schütt wollte nichts davon hören. „Nein, bei Leibe nicht, es ist das Ihrige mit Recht, Herr Ditmar, und ich nehme bei dem lebendigen Gott nicht einen Thaler davon. Aber Sie sollen nur mitunter einmal einige gute Zahlen träumen, die ich selbst besetzen kann, das müssen Sie, Herr Ditmar." — Er lächelte und drückte ihr die Hand. „Nun wohl, so will ich es denn nehmen und für uns Beide verwalten," sagte er, „und ich verspreche Ihnen, daß ich künftig an Brennholz denken will, ehe ich an Komödienbillete denke.

„Ja gewiß, Madame Schütt hat Recht, sie ist eine vernünftige Frau, und das Geld gehört Dir bei meiner Seele Seligkeit, das versteht sich," versetzte Possel, nachdem er die Zählung vollendet hatte. „Zweitausend sechshundert und fünfzig Thaler in funkelnagelneuen Scheine! Das ist ein Anblick, bei dem man Freudenthränen weinen kann. Ja wohl, sind sie Dein, sie sind ja angeschafft für die lumpigen drei Markstücke. Die Lotterie ist ein ersprießliches Institut, nicht zu gedenken, daß

sie ein Zeichen der Landeskultur ist. Hurrah! Du sollst für die Zukunft mein Leihhaus sein, Du und kein Anderer sollst meine Kundschaft haben, das gelobe ich Dir. Madame Schütt soll leben!" Und in seiner Freude umarmte er Madame Schütt und warf die Chokoladenkanne um, die den größten Theil ihres Inhalts über den Boden ergoß.

Der Rest der Chokolade ward endlich getrunken, der erste Freudenrausch war vorbei, und Madame Schütt hatte die beiden Freunde verlassen, um den übrigen Bewohnern des Hauses mitzutheilen, was sie gemeint habe mit den geheimnißvollen Winken und Andeutungen, die sie in den letzten vierzehn Tagen habe fallen lassen; denn, nur nachdem sie sich allmälig eines Theils der überflüssigen Electricität entladen hatte, war es ihr möglich gewesen, das Geheimniß einigermaßen unbeschädigt zu bewahren, gleichwie eine gewitterschwangere Wolke lange über der Erde schweben kann, ehe sie berstet, wenn sie nur ab und zu etwas von ihrem Ueberfluß in einem kalten Blitz entsenden kann. Jetzt genoß Madame Schütt einen doppelten Triumph sowohl wegen ihrer Klugheit in der schwierigsten aller menschlichen Combinationen, wie wegen ihrer unbegreiflichen Selbstbeherrschung und Verschwiegenheit. Wegen ihrer Ehrlichkeit verlangte sie durchaus keine Bewunderung, die war zu tief begründet in ihrem Charakter, als daß sie daran hätte denken können.

„Du mußt mir doch gestehen, daß solch ein Glück beispiellos ist", sagte Possel, nachdem er den Gewinn zum sechstenmale gezählt hatte.„ Man kann beinahe ängstlich werden, wenn man so von ihm verfolgt wird; mindestens muß man sich doch etwas flau fühlen und denken: je größer — desto größer — Du kennst ja das Sprichwort. Schämst Du Dich nicht, Ditmar? Wie? Antworte mir doch zum Teufel! Bist Du hochmüthig, weil

Du Legationssekretär und Millionär an Einem Tage geworden bist?"

„Was sagt Solon?" bemerkte Ditmar. „Preise Niemanden glücklich, ehe er in seinem Grabe liegt! Laß die gewaltigen Exclamationen, man kann sich mit Wenigerem erkenntlich zeigen. Ja, ich habe einen Treffer gehabt, das fühle ich, aber Glück — dazu gehört mehr als in der Lotterie zu gewinnen oder eine Schreiberstelle zu bekommen; glücklich werde ich vielleicht nie in diesem Leben. Das Glück liegt tiefer, mein Freund, es beruht nicht auf diesen oberflächlichen Mitteln und Geld macht uns nicht unbedingt glücklich."

„Gott behüte und bewahre uns, wie Du langweilig bist, wenn Du vernünftig schwatzen willst. Es ist wenigstens eben so gewiß, daß Geld uns nicht unbedingt unglücklich macht. Jüngst schriest Du Zeter, weil Du nicht in dem Gallakleide stecktest, das hier zu Lande nothwendig ist, um sich geltend zu machen; was hindert Dich daran, es Dir zu schaffen? Du hast ja Geld, denn zweitausend sechshundert und fünfzig Reichsthaler sind doch ein Capital hierorts, wo man mit Wenigem etwas ausrichten kann. Gut giebt Muth, heißt es. Ich weiß es wohl, daß ich Dir wie ein Dummkopf und ganz gegen meine eigene Denkweise rathe, aber kannst Du durchaus nicht leben, ohne Dich in den Strahlen der vornehmen Welt zu baden; so laß Dir Kleider von Goldbrokat machen, so geh an den Hof und mache den Gräfinnen und Hofdamen die Cour. Deine Dame ist noch hier, ihr Herr Bruder säumt und trödelt, Gott weiß, weshalb, aber er hat keine große Eile, nach Petersburg zu kommen. Vermuthlich findet seine Excellenz, daß wir weniger Barbaren sind, als er erwartete, da er bei der Zollbude ans Land stieg. Du hast ja Glück und einige

Schillinge in der Tasche zu weißen Handschuhen und **Eau de Cologne**, damit ist manches Damenherz gewonen worden, und sie ist auch wohl keine Lucretia. So kann man doch hoffen, daß diese Verrücktheit einmal vorübergeht, denn wie die Sachen jetzt stehen, sieht es gar jämmerlich aus mit Deinem Verstande."

Ditmar antwortete nicht, ein schmerzlicher Zug um seinen Mund verrieth indessen, daß er gehört hatte, was Possel sagte. Er schwieg lange, und der wechselnde Ausdruck in seinem Gesicht verrieth, wie viele verschiedene Gedanken ihm durch die Seele gingen; einige waren offenbar erfreulich und weissagten eine lichtere Zukunft, aber sie wurden allmälig verdrängt von ernsteren, die eine Spur von Mißmuth hinterließen. Possel zählte inzwischen das Geld, machte Berechnungen, verwarf sie wieder, und hatte bald einen ganzen Bogen Papier die Kreuz und die Quer mit Zahlen gefüllt. Endlich sagte er: „Nun habe ich ausgerechnet, wie Du Dich in die Höhe bringen kannst, ohne zu viel Geld auf das Spiel zu setzen. Fürs Erste mußt Du andere Zimmer haben, wir kündigen Madame Schütt."

„Da hast Du nun gleich die Rechnung ohne den Wirth gemacht," antwortete Ditmar; „für's Erste fange ich nicht mit einer Undankbarkeit an, und ich bleibe bei Madame Schütt. Es würde ihr allzu leid thun, wenn ich von ihr wegzöge. Aber ich miethe noch ein Zimmer von ihr, und außerdem meine ich, hast Du eigentlich keinen Grund, mich einen Dachkammerstudenten zu nennen, da ich doch den zweiten Stock bewohne. Nun, und für's Zweite?

„Und für's Zweite, so kannst Du Dir selber rathen," sagte Possel, und warf die Berechnungen in den Ofen. „Geh Deinen eigenen schiefen Gang und richte Dich nach eigenem Belieben ein, aber bringe nicht all Dein Geld mit den vornehmen Herren durch,

das ist ein hungriges Gesindel, das Dich mit Haut und Haaren verzehrt, — und vergiß nicht, daß ein Examen nicht zu verachten ist, wenn die Leute von **bon-ton** Dir die Taschen geleert haben. Aber es ist wahr, Du bist ja des Glückes Schooskind, mache, was Du willst, es geht dennoch gut. Vorläufig leihe ich funfzig Reichsthaler, so sind wenigstens die in Sicherheit."

Ditmar lachte und sagte: „Wohlan, ich will Dir glauben;" wer kann so großer Beredsamkeit widerstehen? Ich forderte ja mein Glück heraus, wenn ich einiges hätte, mir entgegenzutreten: es trat auch wirklich in die Schranken gegen mich und streckte mich zu Boden zur Strafe für meinen Zweifel, aber es verließ mich deswegen nicht — —

„Ganz richtig," unterbrach ihn Possel, „es war der historische Gang. Du brauchst blos hinzuzufügen, daß es ihm beliebte, eine Wagenstange statt der Lanze zu gebrauchen, und daß es im Jahre u. s. w. geschah, so ist es so genau, daß es zu einem Nekrolog im Tageblatt benutzt werden könnte."

„Ich will an mein Glück glauben, Possel; von jetzt an will ich muthig auftreten, und mein Feldgeschrei soll sein: Glück und Spanien! Bist Du so mit mir zufrieden?"

„Germanien, willst Du wohl sagen; das wird es wohl sein, dem es zu Theil wird, Dich zu ernähren, sofern der Graf anders ordentlich bezahlt."

„Nein, Spanien," sagte Ditmar, „Gleichwie die hochselige Königin Maria von England sagte, daß man nach ihrem Tode das verlorene Calais in ihrem Herzen eingegraben finden könne, so wird man in dem meinigen einst den Buchstaben S finden; er bedeutet Spanien und Sevilla, und noch einen Namen, der zu gut ist, um hier genannt zu werden. Laß Dir mit

dieser Erklärung genügen, und halte nur in Zukunft diesen Buchstaben in Ehren."

„Ah, ich merke, daß ich einen Diplomaten vor mir habe," sagte Possel. „Du befleißigst Dich schon der amtsmäßigen Undeutlichkeit, welche Leute, die keinen besseren Verstand haben, oft für eine Dummheit annehmen. Aber ich habe besseren Verstand, und deßhalb ehre ich Eure pythischen Orakelsprüche, wenn sie mir auch spanisch genug klingen." — —

Es besteht eine Genossenschaft innerhalb der bürgerlichen, eine Welt für sich selbst, und diese ist die der Diplomaten. Es ist eine Freimaurerloge, die ihre eigenen Gebräuche und Kennzeichen hat; sie gestattet keinem Uneingeweihten den Zugang, und wenn sie sich auch bisweilen herabläßt, tanzende Mitglieder aufzunehmen, so gesteht sie ihnen deßwegen doch keines von den Innungsrechten zu. Zu den Banden, welche das **Corps diplomatique** zu einem Ganzen verbinden und einen einzigen Körper aus den verschiedenen und meistens ungleichartigen Seelen bilden, gehört die Freundschaft, welche die Diplomaten im Namen ihrer Gebieter hegen, oder für den Landesregenten, zu welchem sie gesendet sind, wenigstens zu hegen vorgeben. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Freundschaft nicht unbedingt eine von denen ist, wovon Heiberg in seinem Vaudeville die Unzertrennlichen sagt, daß es das „reellste aller Gefühle" ist; aber es hat unstreitig einen guten Anstrich. Sie hat eine gewisse, bestimmte Form, worin sie sich stets bewegt, und obgleich sie der eigentliche Vereinigungspunkt ist, der diese Genossenschaft zu

einem Staate im Staate macht, so ist es doch nicht allein das, was ihr diesen ihren Geist giebt, wenn ich von einem solchen sprechen darf, sondern er entwickelt sich daraus. Der Wettstreit, der stets unter den Diplomaten herrscht, wer bei dem gemeinschaftlichen Freunde am höchsten angeschrieben und die meisten in die Augen fallenden Beweise hievon empfangen wird, theilt ihnen die Geschmeidigkeit und unterthänige Biegsamkeit mit, welche hiezu nothwendig sind; und die stolze Repräsentationsidee, und das Bewußtsein der völkerrechtlichen Privilegien, wovon sie alle hinreichend durchdrungen sind; und diese beiden Dinge zusammengenommen, die Geschmeidigkeit und Würde machen das aus, was ich den Geist in dem **Corps diplomatique** nennen will, und den man am deutlichsten als stehenden Typus bei allen künftigen, besonders älteren Diplomaten wahrnehmen kann.

Für einen jungen Mann von Auffassungsgabe muß der Tag, an welchem er zum erstenmal in diesen Kreis eingeführt wird, stets Interesse haben. Wenn er auch gewohnt ist, sich in den höheren Klassen des gesellschaftlichen Lebens mit Freiheit zu bewegen, wird er doch bald fühlen, daß er nun auf einem Territorium ist, wo er schwer heimisch werden wird, weil das Gefühl des Heimischen gerade aus diesem Verein ganz verbannt ist. Es wird ihm anfangs vorkommen, als ob er in einer Versammlung von Kaisern und Königen sei, mit so vieler Salbung spielen diese Bevollmächtigten oft ihre Rolle; das feierliche Ceremoniel, das, selbst bei den lustigsten Lustbarkeiten, nie ganz aus dem Gesichte verloren wird, und die vielen fremden Sprachen, die an den königlichen Thurm zu Babel erinnern, tragen nicht wenig dazu bei, die Illusion zu verstärken, welche noch vollkommener wird, wenn er sich erinnert, daß es zum Theil diese Herren sind, die die Kno-

ten und Verwickelungen dieser Welt, wenn nicht lösen, doch knüpfen und verwirren. Aber bei näherer Betrachtung wird es seiner Aufmerksamkeit auch nicht entgehen, daß dieser Verein große Aehnlichkeit hat mit einer gewöhnlichen Börse; die bedeutenden Großhändler werden von den Mäklern und Detailhändlern mit der größten Aufmerksamkeit beobachtet, jedes Wort aus ihrem Munde ist wichtig, aus ihren unbedeutendsten Mienen will man auf die möglichen Coursveränderungen schließen, und die Art, wie ein kaiserlicher Minister auf seine Uhr sieht, zeigt vielleicht einem königlichen Chargé d'Affaires schon an, was die Glocke geschlagen hat. Jeder handelt, jeder kauft oder verkauft Neuigkeiten, aber die Bezahlung ist meistens contant, und der, welcher nichts mitbringt, bekommt auch nichts; da werden alle möglichen Börsenkniffe gebraucht, und die Speculationen sind nicht selten auf selbstgemachte Nachrichten basirt. Und ist man erst in seinen Betrachtungen so weit gekommen, so geht man leicht einen Schritt weiter, und die nächste Entdeckung ist, daß dieser Kreis nicht frei ist von einem gewissen handwerksmäßigen Anstrich, ungeachtet seiner Feinheit, seines Witzes und seiner übrigen eleganten Eigenschaften, so daß die Anmerkungen und Anekdoten, die man ab und zu hört, an die Gesellschaften erinnern, denen man in der Weihnachtszeit im Schlupfwinkel der einen oder der andern Provinz beiwohnte, so fern von der Hauptstadt, daß es uns nicht einfiel, einen Vergleich anzustellen. Dieß ist sehr natürlich und liegt theils in der isolirten Stellung, die diese Genossenschaft einnimmt, theils in den vielen gemeinschaftlichen und feindlichen Interessen, welche sich darin bewegen und eine unaufhörliche Friction bewirken; aber obwohl dies dem Hoheitsnimbus etwas schadet, beeinträchtigt es doch wohl eigentlich nicht das gesellschaftliche Leben, das diese Maschine in Bewegung setzt, und dessen Betrachtung unleugbar un-

terhaltend ist. Ueberdies macht man diese dritte Bemerkung nicht gleich am allerersten Tage. —

Bei Ditmar war das erste Gefühl das herrschende, als er im Wagen neben dem Grafen Tesch saß (dessen Wohlwollen für ihn in kurzer Zeit beinahe bis zur Leidenschaft gestiegen war), um zu einer Soiree bei dem französischen Minister zu fahren, wo seine erste Präsentation in dem neuen Kreise stattfinden sollte. Dieses Gefühl hat vielleicht etwas Gemeinschaftliches mit dem allen Leserinnen bekannten Ballfieber, welches doch lange nicht die ärgste Art von Fieber ist. In München war er auf dem Ball im Museum gewesen, und hatte den königlich baiern'schen Hof in der Nähe gesehen, aber er ging zu Fuß hin, trat ein unter einer Menge von Ankommenden, und verlor sich im Haufen. Hier kam er zu Wagen an, begleitet von einem Manne, der es gewohnt war, an seine Umgebungen Forderungen zu machen und sie erfüllt zu sehen; hier war keine Schaar, die seinen Eintritt verbergen konnte. Der Gedanke, daß die Gräfin Corsel vielleicht Zeuge seines ersten Auftretens werden könne, flößte ihm sogar auf einen Augenblick den Wunsch ein, daß sie in Petersburg oder wenigstens auf dem Wege dahin sein möge. Und doch war er ihretwegen hier.

Gewiß werden sich viele unserer Leser in Kopenhagen erinnern, den Grafen von Tesch, während er sich dort aufhielt, fast täglich auf dem zunächst am Osterthor gelegenen Theil der Esplanade spaziren gesehen zu haben; denn sowie er in vielen andern Hinsichten von den Gewohnheiten seiner Zunftbrüder abwich, machte er es auch in der Wahl seiner Spazirgänge und kam nur selten auf die fashionable Lange-Linie. Aber es ist vielleicht nur wenigen Lesern eingefallen, daß der kleine dicke Mann, der aussah, als ob er nicht blos vom Essen, sondern

auch einzig und allein für das Essen lebe, und der in der That ein Gourmand war, zugleich ein höchst genialer Mann, ein geschmackvoller Verfasser mancher bewunderten Gedichte war, deren Anmuth und Feinheit ihnen einen hohen Rang in der Literatur seines Vaterlandes gaben. In seiner Jugend hatte er in vertrautem Verhältnisse zu mehreren der geistreichsten Männer seiner Zeit gestanden, und hiedurch sich eine Vielseitigkeit in seinem Charakter entwickelt, die man nicht sehr häufig unter Leuten seines Faches antrifft. Er hatte viel in der Welt gelebt und an Allem theilgenommen, aber selbst in seine Ausschweifungen Geschmack und Liebenswürdigkeit zu bringen gewußt. Jetzt war er ein alter Mann, ein geübter Diplomat und ein tüchtiger Statistiker, aber dessenungeachtet trug sein ganzes Leben noch ein gewisses idyllisches Gepräge, und wenn er in seinem Garten saß, wo er im Sommer am liebsten arbeitete, umringt von Blumen und Vögeln, oder in seinem Kabinet, das im Winter ein kleines Treibhaus war, wo Antiken und Malereien zwischen Orangen und Heliotropen hervorblickten, und wo Dichter neben Landkarten und Zeitungen lagen, hätte Niemand glauben sollen, daß dieser Mann eben jetzt an einer Depesche arbeitete, die in einer Weltangelegenheit dem ganzen übrigen Corps diplomatique zur Regel dienen sollte. —

Als Ditmar ins Vorgemach trat, tanzten die Lichter fast im Kreise vor seinen Augen; er mußte einen Augenblick stehen bleiben, um sich zu erinnern, daß die Bedienten der Minister jeden Neuling mit derselben Aufmerksamkeit beobachten wie ihre Herren; der geringste Schein von Furcht wird ihn deren Spott aussetzen, denn, an Hochmuth gewöhnt, haben sie Bescheidenheit verachten gelernt. Aber während er die bunte Dienerschaft mit einem festen Blick betrachtete, vergaß er auf den Grafen Tesch

zu achten, und hatte schon Einen Mißgriff begangen — er hatte seinen Hut abgenommen, und „es ist nicht Styl" sein Haupt in Gegenwart der Bedienten zu entblößen. Als die Thüren aufflogen und sie in den Gesellschaftssaal traten, war er so sehr Herr seiner selbst, daß er, ohne Verwirrung zu verrathen, dem Grafen folgen konnte, welcher mit der Haltung und Würde voranschritt, die ihm nach dem Range seines Souverains unter den Göttern der Erde zukam. Diese läßt sich in einer Versammlung von Diplomaten gleich erkennen, ungeachtet sie nach den Anwesenden variirt: sie steigt bei Chargés d'Affaires und Residenten, und sinkt etwas bei extraordinären Embassadeurs, aber sie erhält sich stets und vergiebt sich nie etwas.

Am Kamin, in dem für einen Scheiterhaufen von Feuer Raum war, stand der Minister selbst im Gespräch mit drei Herren; er ging den Eintretenden drei Schritte entgegen, blieb darauf stehen und gab dem Grafen Tesch die Hand. Der Graf stellte seinen Sekretär, Herrn Ditmar, vor, der Minister verbeugte sich, ohne ein Wort zu sagen, und machte mit der Hand eine hinweisende Bewegung zu einem Saal, aus dem ein verwirrtes Chaos von Damen- und Herrenstimmen sich hören ließ. Darauf ward das Gespräch fortgesetzt, an dem Graf Tesch theilnahm, ohne sich um Ditmar zu bekümmern, der, aus Furcht, die Gräfin Corsel anzutreffen, wie festgenagelt am Boden stand und ein Gemälde betrachtete, um doch beschäftigt zu scheinen, ohne daß er im Stande war, sich selbst Rechenschaft zu geben, ob es eine Landschaft oder ein Seestück sei. Es war ihm nicht möglich gewesen, um Alles in der Welt allein die Stätte zu betreten, wo man fremde Sprachen so laut sprach, und so dreist lachte; diese Sprachen und dies Gelächter stürzte plötzlich die Idee um, die er sich von dem feierlichen Ernst eines solchen

Abends, gebildet hatte, und zwang ihn zu erkennen, daß jeder Schritt, den er nun thun sollte, eine Schule für ihn sein werde. Mißmuthig blickte er zu Boden und zählte die Quadrate in dem gebohnten, eingelegten Boden. Bei der Gedankenleere, die ihn auf einen Augenblick beherrschte, kam es ihm vor, als ob er nichts Besseres thun könne als etymologische Betrachtungen anzustellen über den Ursprung der Benennung „parquettirte Fußböden". Aber diese Betäubung währte nicht lange, denn ein paar abgerissene Worte des Gespräches, das dicht bei ihm geführt wurde, drangen in sein Ohr und weckten ihn wieder zum Bewußtsein. „Es wird mir leichter sein," dachte er, „mein Debüt bei den Aelteren zu machen als in der großen Gesellschaft, inzwischen kommt vielleicht der Graf in den Saal." Er näherte sich daher der sprechenden Gruppe so sehr, als es sich ohne Zudringlichkeit thun ließ.

Der Minister, ein Mann wie die meisten Leute, weder groß noch klein von Wuchs, mit einem rothen Band im Knopfloch und einem Stern auf der Brust, führte das Wort sehr eifrig. Er gestikulirte unaufhörlich, und störte mit der Hand in den Haaren, ohne jedoch die zierlichen Streifen, worin es gelegt war, zu zerrütten. Er sprach lange, aber es war Ditmar nicht möglich zu sagen, was er eigentlich habe bestreiten oder vertheidigen wollen. Endlich sagte ein jüngerer, ziemlich beleibter und blasser Mann, der, wie er nachher erfuhr, der französische Legationssekretär Baron Salla, ein ausgezeichneter Orientalist war, aber mit ziemlich linkischer Manier: „Montesquieu sagt mit Recht, daß Ehre und Achtung die Basis sind, worauf eine Magistratur gebaut ist, und daß sie auch die wichtigsten Triebfedern in monarchischen Staaten sind."

„Da hören Sie es," sagte der Minister, „das ist gerade meine Meinung, das war es, was ich sagte."

„Die englischen Institutionen beruhen allzu sehr auf den Individuen," fuhr der Baron fort, indem er mit dem einen Fuß auf den andern trat, „in Frankreich hingegen leihen die Individuen all ihren Glanz von den Institutionen, und so muß es sein."

„Sehen Sie, das war es, was ich sagte. Und nun Preußen. Was sagen Sie von Preußen?" fragte der Minister.

Der Angeredete war ein kleiner Mann mit einer hohen steifen Halsbinde und drei farbigen Westen, die eine über der andern. Die oberste war weiß, die mittlere hellroth, die unterste hellblau. Es war der nordamerikanische Chargé d'Affaires, Herr Fosber; er verbeugte sich mit einem Lächeln und sagte: „Nicht ein Wort. Ich spreche nicht von Preußen in des österreichischen Ministers Nähe, seitdem Preußen die protestantirende österreichische Politik adoptirt hat. Ich fürchte überdies die preußische Flotte."

Baron Salla murmelte in Zerstreuung für sich, als ob er in diesem Augenblick seine statistischen Tabellen repetirte: „Zwei Linienschiffe, drei Briggs. Hm! Nicht sehr zu fürchten."

Da kommt die preußische Flotte gerade zur rechten Zeit," sagte Graf Tesch mit einem Blick auf seine drei farbigen Westen, „nehmen Sie sich vor der einen Brigg in Acht, vor der von der dreifarbigen Flagge, unter der Sie heut Abend segeln, die leicht verleitet werden könnte, auf Sie Jagd zu machen. Ich fürchte, daß nicht einmal die weiße,*) welche Sie oben aufgesteckt haben, Sie beschützen wird, denn Baron Lotting hat sich schon früher mit ihr eingelassen."

Er warf gleichzeitig einen flüchtigen Blick auf den Minister, der dem preußischen Gesandten drei Schritt entgegengegangen war,

---

*) Bourbonische.

und darauf zwei Schritte rückwärts machte, um des Legationssekretärs, Baron Lottings, Gruß zu empfangen. Der Letztere war ein magerer Mann von scharfen Zügen und dunkeln Augen, trotz seiner blonden Haare, und einem Ausdrucke von Bestimmtheit, der das Gerücht wahrscheinlich machte, daß er sich erlaube, dem hochmüthigen Marschall Monsigne die Stange zu halten und oft die Unart zu züchtigen, welche dieser auf Grund der unzeitigen Nachgiebigkeit Anderer sich zu erlauben angewöhnt hatte, „weil er Marschall von Frankreich war und zu seiner Zeit den Krieg mitgemacht hatte.“ Die Kälte, womit der Minister ihn empfing, gab den letzten Worten des Grafen Tesch erst recht ihre Bedeutung und bestätigte das Gerücht.

Ein paar junge Herren hatten die Damen verlassen und unterhielten sich in der Thür. Der Eine blickte die Anwesenden über die Schultern an, und wie alsbald ein alter Mann mit tiefem Bückling eintrat, lachte er und bemerkte fast laut: „Ich will wetten, das ist ein Däne. Die dänischen Beamten haben eine merkwürdig schlechte Haltung, ärmliche Manieren, Alles ist jämmerlich. Sehen Sie einmal!“

Der Eintretende war freilich kein Mann, dessen Aeußeres beim ersten Blick im Stande war zu imponiren; er war sehr verwachsen und sein Gang zeigte von Schwäche; aber der Ausdruck seines Gesichts war eine Mischung von Verstand und Gutmüthigkeit, die Jeden für ihn einnahm. Man sah gleich, daß er ein edler und liebenswürdiger Greis war. Die Auszeichnung, womit alle Anwesenden ihn behandelten, war mehr eine Folge seines Charakters als seines Ranges und seiner Orden.

„Das ist ein dänischer Staatsminister,“ antwortete der Angeredete, der eben das ausländische Portefeuille erhalten hat, das ihn bald mit Ihnen in Verbindung bringen wird.“

Ditmar wandte sich nach ihnen um. Der Eine war Liskow; er fühlte eine beinahe unwiderstehliche Lust sein Privilegium zu benutzen, und ihn ungestraft auf den Fuß zu treten.

Der alte Herr wandte sich rasch zum preußischen Gesandten und sprach: „Ach, Herr Graf! Herr Graf! Ich komme eben von Ihrer Wohnung, ich habe Sie überall gesucht. Ich habe Ihnen eine Nachricht zu — bringen — eine schreckliche Nachricht, fuhr er nach einer Pause fort, worin er den Minister mit aufrichtiger Betrübniß betrachtete.

Der alte Graf Dehn wandte sich betreten zu ihm hin, und entgegnete halb laut: Um Gottes Willen, Ew. Excellenz! Was ist geschehen? Ist Jemand von meiner Familie gestorben? Meine Tochter in Berlin. — — — —"

Schlimmer, schlimmer! — Ihr hoher Herr — — — — Seine Majestät der König — — —"

„Mein Gott! Der König — todt!"

„Nein, nein. Nicht todt, er hat —"

„Der Kronprinz!"

„Auch nicht. Ach, meine Herren, es ist ein erschreckliches Unglück."

„Prinz Albrecht dann?"

„Keineswegs. Seine Majestät — ein Bein — das linke Bein." Und nun erzählte der alte Mann mit unverstelltem Kummer und einer Theilnahme, die fast in das Sonderbare fiel, daß ihm ein Courrier die Nachricht gebracht habe, der König von Preußen habe das linke Bein gebrochen.

Während die versammelten Diplomaten den umständlichen Bericht von dieser politischen Begebenheit empfingen, sagte einer von den jungen Herren: „Was hat er für ein unendlich gutes Herz, der alte Mann!"

„Aber es ist doch nicht möglich, sich verkehrter zu betragen; man sieht auf der Stelle, daß der Mann ein Eingeborner ist," antwortete Liskow. Ditmars patriotischer Zorn flammte auf; fast ohne sich selbst Rechenschaft davon zu geben, trat er rückwärts und Liskow gerade auf den Fuß. Statt einer Entschuldigung, welche dieser wahrscheinlich erwartet hatte, warf er ihm einen verächtlichen Blick zu, und, gleichsam als ob diese Uebertretung der Schicklichkeit ihm erst Muth gegeben habe, trat er dreist in die Thür zum nächsten Saal.

Seine Furcht war ungegründet gewesen, die Gräfin Corsel war nicht da. Als er mit dem Grafen Tesch wegfuhr und sich über diesen Abend Rechenschaft ablegte, zog er das Facit, daß er sich gelangweilt, eine sehr untergeordnete Rolle gespielt und sich vielleicht einen Feind auf Lebenszeit gemacht habe. Besonders ärgerte ihn seine untergeordnete Rolle. Er begriff nicht, wie so viele Menschen einen ganzen Abend lang, ohne zu ermüden, fortfahren konnten, des Königs von Preußen gebrochenes Bein zu beklagen. Er hatte jedes Wort verstanden, das gesprochen wurde, aber es war ihm immer, als ob er dennoch die Meinung nicht aufgefaßt habe.

Als Ditmar sich am nächsten Tage in des Grafen Tesch Kabinet befand, und das Gespräch auch auf die Gesellschaft des vorigen Abends fiel, gestand er mit der Freimüthigkeit, welche besonders den Grafen für ihn eingenommen hatte, daß er sich gelangweilt habe. „Mein lieber Freund," sagte Graf Tesch, „ich merke wohl, daß Sie mit dem Glauben zu uns gekommen sind, eine Soiree sei eine Ruhe nach der Arbeit, um den Geist zu neuen Anstrengungen aufzufrischen. Aber darin irren Sie. Wir vom **Corps diplomatique** leben zu gleicher Zeit in beständiger Ruhe und in beständiger Arbeit. Sie treten jetzt in eine

ganz neue Welt ein, wo Ihnen Alles fremd scheinen wird; ich bin alt und erfahren, und meine Kenntniß, die mühsam durch Erfahrungen gesammelt ist, steht Ihnen zu jeder Zeit zu Dienst. Wenn ich wüßte, daß es Sie nicht ermüdete, wollte ich Ihnen eine kleine allgemeine Vorlesung halten, aus welcher Sie dann entnehmen könnten, was Sie nützlich fänden."

Ditmar dankte seinem Wohlthäter für diesen neuen Beweis seiner Gewogenheit; als der Graf seine Cigarre angezündet hatte, fuhr er fort: „Sie haben sich gestern gelangweilt, und Sie werden sich oft und vielmals langweilen, es kommt also darauf an, daß Sie lernen, sich mit Anstand zu langweilen. Das ist die erste nothwendige Tugend in dieser Welt, wenn man die Absicht hat, Glück zu machen; wenn sie um sich blicken, werden Sie hundert Beweise antreffen, daß Leute, welche diese Tugend bei Seite gesetzt haben, über einen Strohhalm gestolpert sind, und unübersteigliche Hindernisse gefunden haben, wo sie glaubten, des Glückes gebahnter Weg liege offen vor ihnen. Wer sich mit Anstand langweilen kann, stößt nie auf Schwierigkeiten und kann dies Wort immerhin aus seinem Wörterbuche streichen. Um ein Wort für die Bezeichnung dieser Tugend zu haben, will ich sie „Politesse" nennen, und diese kann theils blos in Manieren bestehen, theils zugleich tiefer begründet sein. Wenn sie ihre Wurzel im Herzen hat, ist sie unwiderstehlich, ist sie ein Talisman, der seinen Besitzer beinahe allmächtig macht; wenn sie dagegen nur in Manieren besteht, kann sie leicht in Streit gerathen mit dem materiellen Vortheil, und das kann sie nicht ertragen, da sie eigentlich darin besteht, Andere über uns selbst zu setzen, unser eigenes Dasein gleichsam ganz zu vergessen, um uns nur mit Andern zu beschäftigen. Aber dies kann auch zu weit getrieben werden, und wird uns dann nur Geringschätzung eintragen und uns

zu einer sichern Beute eines Jeden zu machen, der uns betrügen will. Das ist das Schwierige, einen Mittelweg zu finden zwischen dem, was wir uns selbst und was wir unsern Mitmenschen schuldig sind. Wenn unsere Politesse uns von Andern abhängig macht, oder uns verleitet, einen übertriebenen Diensteifer zu zeigen, so kann sie uns selbst nur schaden. Etwas, wovor ich Sie deßhalb ganz besonders warnen will, ist die sogenannte Dienstfertigkeit; es ist ein Jugendfehler, den man aber nicht mitbringen muß, wenn man in die Welt tritt, weil er nie andere Renten abwirft, als Verdruß, ja ich will sogar so weit gehen zu behaupten, daß er unvereinbar ist mit der Würde eines Mannes. Was er mir gekostet hat, kann ich Ihnen kaum beschreiben, denn auch ich war einmal von diesem bösen Geist besessen. Erst wenn man Herr dieses Fehlers geworden ist, kann man zu dem nächsten übergehen, welcher eben so allgemein ist in jenem Alter, und der darin besteht, von sich selbst zu sprechen. Dies ist ist gegen alle gute Politesse, und zugleich dumm. Geben Sie sich der Welt mit scheinbarer Offenherzigkeit hin, aber benehmen Sie sich so, daß Jeder, mit dem Sie auf einem guten Fuß gestanden haben, Ihr Feind werden kann, ohne Sie kompromittiren zu können. Vertraulichkeit ist ein zu kostbarer Schatz, um ihn in unserm Umgangskreise zu vergeuden; was sollen wir sonst für unsere Freunde bewahren, und deren hat man Einen, oder höchstens zwei, und da ist man schon reich. „Wähle diejenigen, mit denen du sprichst, zum Gegenstand deines Gesprächs, aber sprich nie von dir selbst,“ das ist eine Grundregel, die man der Jugend nicht genug einschärfen kann. Sie lohnt sich, mein Freund; wenn man sich entfernt hat, erntet man allgemeines Lob. Aber damit will ich nicht sagen, daß man sich zu Schmeicheleien erniedrigen soll, denn sie sind eben so verdammens-

werth wie die Schonungslosigkeit im Urtheil, in welche junge Leute so oft verfallen, weil sie die Welt nicht kennen. Die Jugend ist im Allgemeinen unversöhnlich, aber der mildeste Richter ist allezeit der, welcher selbst der vollendetste Weltmann ist. Eine stete Aufmerksamkeit auf sich selbst wird Ihr bester Rathgeber sein, er wird Ihnen allmälig lehren, die zu beachten, ohne alle die Kleinigkeiten außer Acht zu lassen, welche doch auf unsrer Laufbahn nothwendig sind, weil sie fortwährend gebraucht werden; es ist das, was der Franzose sehr richtig **la science du monde** nennt. Diese Wissenschaft macht uns eben so wenig ausschließlich zu tüchtigen Menschen, wie es Kleider zu thun im Stande sind, aber ohne sie ist man eben so wenig im Stande in der Welt Glück zu machen, wie man auf den Weg kommt, wenn man nicht ein gutes Kleid anhat. Sie besteht in der Kunst, gehen, stehen, sprechen, schweigen, hören, antworten, durch eine Thür treten und wieder hinausgehen zu können, ohne uns einen Augenblick aus der Gewalt zu verlieren. Aber diese Kunst muß uns nicht zur Affectation verleiten, denn die ist beinahe schlimmer als linkisches Wesen. Wir sollen einfach sein in unsern Handlungen, stolz ohne Uebermuth, ehrerbietig ohne Kriecherei, zuvorkommend ohne Eifer, freundlich ohne Zudringlichkeit, und zuerst und hauptsächlich discret, denn ohne Discretion nützt alles Uebrige nicht. — Aber ich langweile Sie mit dieser langen Predigt über einen allgemeinen Gegenstand, dessen Jeder sich überhoben glaubt."

„Keineswegs, Herr Graf. Ich fühle im Gegentheil, daß ich nicht im Stande bin, diese Regeln zu entbehren, denn wenn ich auch eine Ahnung von alle dem gehabt habe, so überschaute ich es doch nie als ein vereinigtes Ganzes."

Der Graf nickte zufrieden und fuhr fort: „Von dem Allge-

meinen wollen wir zu dem Gesellschaftlichen übergehen. Hier ist es wohl nöthig, Verstand zu haben, und ihn auch zu zeigen, aber es ist eben so nöthig, ihn mit einer gewissen Sparsamkeit anzuwenden. Es scheint oft sehr angenehm, eine Gesellschaft unterhalten zu können, aber ich will Ihnen rathen, es denen zu überlassen, welche nicht daran denken, Glück zu machen. Man trifft leichter Leute von mittelmäßigem Verstande, als lauter Kluge an, und jene sind nicht immer geneigt, sich unterhalten zu lassen, ohne darin einen oder den andern Stachel zu finden, welcher sie verwundet. Ich setze das Lob: „Er ist ein unterhaltender Mensch ungefähr auf gleiche Linie mit dem, was beinahe auf dieselbe Weise gesagt wird: „Er ist ein guter Mensch." Der liebe Gott bewahre mich, so genannt zu werden! Und es ist dann unser eigenes Geschlecht, das sich am ersten gegen uns erklärt, ohne daß wir deßhalb das andere gewinnen. Mit Männern im Allgemeinen will ich Ihnen so viel Zurückhaltung und Kälte empfehlen, wie gerade genug ist, um ihnen aufzufallen, ohne sie zu beleidigen. Es ist eine seltsame Thatsache, daß die Leute am meisten Umstände mit denen machen, welche am wenigsten Notiz von ihnen nehmen; sie sind nahe daran, so weit zu gehen, daß sie diejenigen am höchsten achten, von denen sie mit der größten Zurücksetzung behandelt werden. Und die lieben Damen ziehen, vielleicht ohne zu wissen warum, den Herrn vor, der sich in dem Grade unabhängig zeigt, daß er sich um die Gunst der Männer nicht kümmert. Kehren Sie sich im Allgemeinen nicht daran, sich Unfreunde, ja sogar Feinde zu machen, wenn es sein muß; auf den Mann, der keine Unfreunde hat, gebe ich nicht viel. Aber wonach Sie streben müssen, das ist: nie eine Blöße zu geben, nie sich selbst in eine lächerliche Stellung zu bringen oder etwas vorzunehmen, dessen Sie sich schämen müssen.

Ich muß leider gestehen, daß von allen Sünden die Lächerlichkeit die schlimmste ist; aber so ist die Welt einmal, und wir Beide können nicht daran denken, sie zu ändern. Wählen Sie daher Ihren Umgang nach reifer Ueberlegung, geben Sie sich nie mit dem Ersten, dem Besten ab, und scheuen Sie den Enthusiasmus wie eine Pest, denn er ist es, der uns am häufigsten in Berührungen bringt, die wir nachher bitter bereuen. Leute, welche der öffentlichen Achtung entbehren, hat ein Diplomat das Recht, von seinem Umgang auszuschließen, wenn er gleich vollkommen überzeugt ist, daß die Welt ihnen Unrecht thut. Dies wird Ihnen etwas hart scheinen; aber da man von uns eben so bestimmte Rechenschaft fordert über unsern Haß, so sind wir es uns selbst schuldig, die Erstere so rein zu erhalten, daß sie immer als etwas Wünschenswerthes gesucht werden kann. Und wenn Sie sich alles dies angeeignet haben, so haben Sie starke Waffen in den Händen: die Jugend mit allen ihren Reizen, die Anmuth, welche einnimmt, und die Klugheit, welche allein im Stande sind, uns die gemachten Eroberungen zu sichern. Wenn ich in Ihrem Alter alles dies gewußt hätte, was ich theils den eigenen Erfahrungen eines langen Lebens, theils den Beobachtungen Anderer schulde, so hätte ich es sehr weit bringen können, so weit, wie ich hoffe, daß Sie es einmal bringen werden."

Gerührt von der Freundschaft des alten Mannes ergriff Ditmar seine Hand und drückte sie an sein Herz. „Mein väterlicher Wohlthäter," sagte er, „gegen Sie kann ich Ihre Regeln nicht in Anwendung bringen. Wie sollte ich mich des Enthusiasmus erwehren können, der ganz meine Seele erfüllt?"

„Und wenn wir nun diese Sätze auf das politische Leben hinüberführen wollen, so werden wir sie auch da bestätigt finden.

Es wird oft gesagt, die Politik sei ein Inbegriff von Schlauheit, Falschheit und Verstellung; aber das ist eine schlechte Politik. Canning hatte Recht, wenn er sagte, Ehrlichkeit sei die beste Politik, und dieser Glaube wird auch mehr und mehr allgemein werden. Noch büßen wir oft für die Sünden unserer Vorfahren, und man betrachtet uns bisweilen als Ueberreste des Mittelalters, die mit der jetzigen Zeit nicht im Einklange stehen. In der Politik sollten wir ehrlich, offenherzig, aber nicht plauderhaft, und Feinde der Lügen und Schleichwege sein. Falschheit, Verleumdung und Betrügerei berechtigen uns nicht, dieselben Waffen zu gebrauchen; man lasse nur die Zeit walten, der Falsche wird sich selbst untergraben und seine Fehler werden uns vielleicht weit mehr nützen, als seine Tugenden es konnten; er muß zuletzt entweder eine nützliche Folie unserer Handlungsweise oder ein demüthiger Diener unserer Sache werden. Wir sollten nur gerade auf unser Ziel losgehen, ohne unsere Kräfte an mehreren Stellen zu zersplittern; das alte Sprichwort sagt, daß der, welcher viele Eisen im Feuer hat, leicht eins verbrennt. Deswegen ist es eine Hauptregel: nur Eine Sache auf einmal vorzunehmen, sie aber dann mit unserer ganzen geistigen Kraft und mit der Offenheit zu betreiben, welche unsere Feinde einschläfert, während List und Verstellung sie wach erhalten würde. Und haben wir die Stellung im Leben erreicht, nach der wir strebten, so sollten wir fortfahren, das Gute des Guten wegen zu thun, uns Andere durch Dienste verbinden, ohne Lohn dafür zu erwarten, und es uns nicht merken lassen, daß sie mit Undankbarkeit vergolten werden. Sich darüber zu beklagen, heißt seinen Mangel an Menschenkenntniß eingestehen. Man erzeige aber Anderen nicht solche Dienste, die sie nöthigen müssen, undankbar zu werden, denn alsdann machen Sie sich eben so viele unversöhnliche Feinde. Es

giebt eine Verbindlichkeitsverzweiflung, die eben so gefährlich ist, wie die aus Mangel und Elend entstehende; Beide vermögen Kräfte heraufzubeschwören, von deren Dasein wir nie träumten. Und da wir von Verbindlichkeiten reden, so empfangen Sie so wenig Dienste wie möglich, am liebsten gar keine, denn jeder ist eine Fessel Ihrer Selbstständigkeit, die unberechnenbare Folgen haben kann. — In diesen wenigen Regeln ist Alles enthalten, was Ihnen die Achtung der Welt und ein entschiedenes Glück verbürgen kann. Wenn Sie sie in Uebereinstimmung mit sich selber bringen, so daß sie zuletzt Ihren eigenen Charakter ausmachen, so können Sie dreist Ihre Augen auf Alles werfen, was eines Menschen Ehrbegierde anziehen kann, und kein Ziel wird Ihnen zu hoch sein." —

Ditmar dachte an die Gräfin Corsel und erröthete stark. Der Graf betrachtete ihn aufmerksam und fragte ihn dann freundlich: „Weßhalb wurden Sie so roth? Was war es für ein Gedanke, der Sie so plötzlich bewegte?"

Ditmar schwieg einige Augenblicke, als ob er sich indessen die Ermahnungen des Grafen wiederhole und sie in Ausführung zu bringen strebe. Darauf sagte er: „Meine Gedanken galten in diesen Augenblicken einer Dame. Mehr zu sagen würden Ew. Excellenz vielleicht für einen Mangel an Discretion halten." Bei diesen Worten erröthete er noch stärker als zuvor.

„Bravo, mein junger Schüler," entgegnete der Graf lachend, „ich sehe voraus, daß ich Freude an Ihnen erleben werde. Eine Dame? Ja so! — Erlauben Sie mir eine Frage, mon ami, die ich wahrlich nur aus Interesse für Sie thue. Ist es eine Dame, deren Stellung im Leben zu dem glücklichen, bürgerlichen häuslichen Stande gehört, oder steht sie höher? Ich dächte,

Sie hätten mir selbst gesagt, daß Sie nicht verlobt und frei von allen Banden dieser Art sind."

„Höher, Ew. Excellenz, weit höher," sagte Ditmar, blutroth bei diesem abgezwungenen Geständniß.

„Der Teufel!" rief der Graf. „Schon! An Einem Abend! — Aber Sie sagten ja, daß Sie sich gelangweilt hätten? — Ja so, früher vielleicht? — Nein, ich will nichts wissen; aber ich will noch einige Bemerkungen über die Damen hinzufügen, die Sie in der vornehmen Welt antreffen werden, und das kann ich mit so größerer Freiheit thun, so lange ich noch nicht weiß, wer die ist, welche Ihnen das Blut in die Wangen treibt, wenn Sie an sie denken. — Da die Verhältnisse von denen des täglichen Lebens ganz abweichen, würde es Ihnen nicht frommen, wenn Sie nach den Gefühlen handelten, die in einer andern Lage Ihr Glück bewirken würden. Einer von Ihren Landsleuten, der Weltkenntniß mit Tüchtigkeit verbindet, sagte mir einmal, daß man in Dänemark so gut wie anderswo „recht vieler Empfehlungen" bedürfe, um fortzukommen; prägen Sie sich diese Worte ein. Verbindungen thun Alles in dieser Welt, sie richten in Einem Augenblick aus, was Verdienste oft mit den Anstrengungen eines ganzen Lebens nicht im Stande sind zu erringen. Diese Empfehlungen theilen meistens die Damen aus, und soviel ist gewiß, daß sie im Allgemeinen die sichersten austheilen. Um sie zu erlangen, muß man sich der gewöhnlichen Kokketterie enthalten, welche zu nichts führt; man muß sich nur an Eine Dame in einer Gesellschaft wenden, und es ist unstreitig am klügsten, sich an die zu wenden, welche von den Andern vernachlässigt wird: sie ist oft die verständigste von allen, in jedem Falle wird sie die erkenntlichste sein. Halten Sie sich lieber zu den älteren Damen, als zu den jüngsten. Jene

haben Einfluß, die jungen nicht; die älteren werden dankbar sein für eine Stunde Unterhaltung, die jungen die Sklaverei eines ganzen Lebens verlangen, die älteren alles für sie thun, die jungen hingegen gar nichts. Die älteren Damen sind unsere sichersten Stützen, sie benachrichtigen uns, verrathen uns Familiengeheimnisse, sie kennen alle möglichen Nebenwege, sie posaunen unser Lob aus und machen die Welt aufmerksam auf alle unsere Tugenden, die wir selbst aus Klugheit und Bescheidenheit zu verschweigen rathsam halten. Die jungen Damen sind eitel, eigenliebig, oft kleinlich; sie setzen unser Glück auf das Spiel, mein Freund, um einer augenblicklichen Laune zu willfahren; sie glauben, daß Alles mit einem Lächeln oder, wenn es hoch kommt, mit einem Druck der Hand bezahlt ist. Sie geben Ihnen mit der größten Gleichgültigkeit den Abschied und Sie müssen noch froh sein, wenn sie nicht den neuen Liebhaber auf Ihren Schultern erheben. Die Liebe der großen Welt ist weiter nichts, als eine hübsche Komödie, die man gegenseitig in dieser oder jener Absicht miteinander spielt, sei es, um sich die nöthige Uebung zu verschaffen, oder um emporzusteigen, oder um sich die Zeit zu vertreiben. Man spricht dabei nicht von Liebe, man nennt es schlecht und recht: Cour machen. Wenn Sie durchaus andern Damen, als den ehrwürdigen, die Cour machen wollen, so rathe ich Ihnen, die galanten zu wählen; diese werden Sie lieben, ohne selbst zu wissen warum, und Ihnen aus demselben guten Grund den Abschied geben; glauben Sie mir, Sie werden bei dieser Wahl am wenigsten leiden. Die andern sind gefühlvoll, wenn Sie es sind, nachgiebig, wenn es nothwendig ist, wenigstens bis sie Sie zu einem willigen Sklaven erzogen haben; sie werden sich vielleicht selbst preisgeben, um Ihre Eroberung zu bewahren, aber Alles insgesammt wird eine Folge augenblicklicher Laune sein; rechnen Sie

auf Dauer eben so wenig, wie auf Tiefe. Wenn Sie sich ihretwegen eine Kugel durch den Kopf schießen, würden sie Ihnen vielleicht in dem ersten müßigen Augenblicke eine Thräne opfern, aber ganz gewiß im nächsten auf den Ball fahren, **car il faut cacher cette affaire.** Und dies darf man den Damen nicht zur Last legen, es ist eine Folge ihrer Stellung und ihrer Erziehung, es kann nicht wohl anders sein. Alle jungen Damen, die der großen Welt ausschließlich angehören, leben theils von Eitelkeit und suchen ihre Befriedigung in der Leere und Zerstreuung, welche eben die Schattenseiten der großen Welt ausmachen, aber zugleich der einzige Raum sind, welchen ihnen die Herren zur freien Benutzung überlassen. Können wir uns also billigerweise beklagen, wenn wir sie selbst auf dieses garstige Gebiet beschränkt haben?"

Ditmar senkte mißmuthig den Kopf und sah zu Boden. Diese Lehre stand in dem schreiendsten Widerspruch mit den Gefühlen, die seine Brust bewegten; sein Herz flüsterte ihm zu, daß er an der Wahrheit zweifeln solle, aber sein Verstand antwortete, daß der alte Weltmann seine Zeit erfaßt habe. Der Graf las in seinem Gesicht, was in seiner Seele vorging, aber er schwieg, um seinen Betrachtungen Zeit zu lassen, zu einem Ergebniß zu gelangen.

Der Bediente meldete den englischen Minister, Lord Walden. Ditmar erhob sich schnell, es war ihm willkommen, aus dem Strudel von unbehaglichen Gedanken gerissen zu werden, in welchen ihn die Worte des Grafen gestürzt hatten. Er sah sich um, und Alles kam ihm anders vor; das schmucke Kabinet mit seinen Blumen und Statuen war ein ganz gewöhnliches Arbeitszimmer, der Graf, den er eben als ein höheres Wesen betrachtet hatte, war ein armes sterbliches Geschöpf, wie er selbst, und als er an

die Gräfin Corsel dachte, geschah es mit einem tiefen Seufzer. Die Welt hatte auf einmal alle Illusionen für ihn verloren.

Aber es war nicht des Grafen Absicht, dies Gespräch so abzubrechen. „Bitte seine Excellenz, mich zu entschuldigen, ich sitze mitten in einer Post, die ich absolut expediren muß. Oder halt, ich will es selbst." Er stand auf und verließ das Zimmer. Einen Augenblick darauf kam er mit einer muntern Miene zurück, die sonderbar gegen Ditmar's ernstes Gesicht abstach. „Es ist ein Glück für uns vom Corps diplomatique, daß wir immer die Schuld auf die Post schieben können. Merken Sie es sich, mein Freund, die Post ist derselbe Schelmenwinkel für die Diplomaten wie die Migräne für die Damen. Aber was machen Sie für ein Gesicht? Comment! Sie sehen ja aus, als hätten Sie Ihren Prozeß verloren. Ah, ich begreife, was Ihnen fehlt. Sie sind durch meine letzten Worte desenthusiasmirt, nicht wahr? — Ja, mein Freund, solch ein Gesicht zog ich auch einmal, aber da war es zu spät, einzuholen, was ich verloren hatte. Ich stand damals, wie Sie jetzt dastehen, und sah über die Schranken in die Welt von Ideen hinein, in der ich mich bisher getummelt hatte und aus welcher ich gewaltsam hinausgestoßen war. Nehmen Sie stets nur die Welt für das, was sie ist, suchen Sie ihr eine poetische Seite abzugewinnen, wie sie ist, und sie ist nicht so ganz von Poesie entblößt, wie Sie vielleicht in diesem Augenblick zu glauben geneigt sind. Was ich Ihnen vorher sagte, betraf die Courmacherei in der großen Welt, aber darin liegt nicht, daß man dort keine Liebe sollte finden können. Weit gefehlt! Ich habe meine Zeit durchlebt, ich habe ihre Bitterkeiten geschmeckt, ihre Fehler und Thorheiten gesehen, aber ich bin gegen ihre Vollkommenheiten nicht blind gewesen. Und es würde die himmelschreiendste Undankbarkeit sein, wenn ich sagen wollte, daß ich nie das Glück ge-

schmeckt hätte, welches das Leben uns zu gewähren im Stande ist. Ich bin vielmehr so glücklich gewesen, wie nur Wenige."

Der Graf schwieg und wendete sich nach einer von den Statüen um, von der er mit seinem Taschentuch den Staub abwischte, um die Bewegung zu verbergen, welche ihm die Erinnerung verursacht hatte. Er legte die Cigarre weg und sagte: „Es ist nicht meine Absicht gewesen, daß Sie, junger Mann, mich mit dem Glauben verlassen sollen, die Welt sei nur voll von Falschheit und Trug, oder die eine Hälfte des menschlichen Geschlechtes, diejenige, zu welcher ein natürliches Gefühl uns unwiderstehlich hinzieht, sinne einzig auf unsern Untergang und verrathe uns. Ich habe Ihnen zeigen wollen, wohin das vornehme gesellschaftliche Leben unsere jungen Damen von Stande leicht führt, und wohin wir sie selbst täglich durch die Judasfalschheit bringen, mit der wir jede ihrer Schwachheiten erspähen, um sie uns zu Nutze zu machen. Es wohnt ein anderes Ich in demselben weiblichen Wesen, ein anderes als das eben beschriebene eitle, flatterhafte und berechnete, aber es tritt oft vielleicht n i e an das Tageslicht. Die L i e b e der Frauen zu uns gründet sich nicht auf Hofmacherei, sie ist auf uneingeschränkte Achtung gebaut, auf unverbrüchliches Zutrauen, aber sie kann einer Beimischung von Furcht nicht entrathen; wo diese mangelt, da ist die Grundlage unsicher und das Gebäude wird allmälig zusammensinken und zuletzt ihnen und uns über dem Kopfe zusammenstürzen. Die wenigsten Männer machen sich des Zutrauens würdig, wenn man ihnen auch Achtung nicht versagen kann, und sehr wenige von ihnen flößen Ehrfurcht ein. Diese muß die Liebe von frühester Jugend an begleiten, wie eine ältere Schwester mit ihr Hand in Hand gehen und beständig, wie ein Schild gegen die Versuchungen und Thorheiten der Welt, zugegen sein. Wo sie nicht von Anbeginn herrscht,

wird sie nie zur Herrschaft gelangen; der Mann, der seiner Frau Ehrfurcht einflößen will, nachdem sie gefehlt hat, kann sie vielleicht noch in Schrecken setzen; aber es bleibt eine allgemeine sklavische Furcht, eine Furcht, wie sie der Unterdrückte vor seinem Zuchtmeister hegt. Doch genug davon." —

„Nachdem ich manche Fatalitäten erlebt und es beinahe verschworen hatte, an wahre Liebe zu glauben, kam ich nach London. Ich achtete das weibliche Geschlecht gering, allgemeine Klugheit verbot mir, diese Geringschätzung in Worten laut werden zu lassen, aber ich konnte sie in meinen Handlungen nicht verhehlen, und die hartnäckige Weise, womit ich in allen Kreisen die Damen vermied, erregte Aufmerksamkeit. Ich war damals ungefähr dreißig Jahre alt, der Eitelkeit noch zugänglich, und diese fand sich bald geschmeichelt durch die Huldigung, welche ich im Allgemeinen empfing, weil das Gerücht mich fühllos nannte. Die liebenswürdigsten und am meisten gesuchten Damen beschäftigten sich mit mir, ich ward ein Gegenstand ihrer Rivalität, aber mein Benehmen blieb dessenungeachtet immer dasselbe, kalt, finster und abstoßend. Und unter dieser Hülle lernte ich eine junge Engländerin kennen, welche bald das stete Ziel aller meiner Gedanken wurde. Sie war hübsch, liebenswürdig, gebildet; aber ich hatte mir ja ein Unüberwindlichkeits-System erbaut, dem ich treu bleiben wollte, und ich erstickte mein Gefühl für sie. Sie liebte mich. Ich reiste ab, sie verbarg, was sie litt, ich that dasselbe; wir trennten uns mit brennenden Herzen kalt von einander. Ich war ein Jahr abwesend, hatte beständig Gelegenheit gehabt, mein System zu erweitern und zu befestigen, aber keine, es zu verändern. Ich kam wieder nach London. Amy, so hieß sie, war noch unvermählt; sie hatte mehrere vortheilhafte Partien ausgeschlagen, obgleich sie selbst kein Vermögen besaß. Wir begegneten uns, wie

wir uns getrennt hatten. Ich merkte bald, daß ihre Liebe zu mir unverändert sei, und, wenn ich auch blind dagegen gewesen wäre, so würde eine alte Lady Normand, welche meine große Protectrice war, mir die Augen hinlänglich geöffnet haben, denn sie hatte mit Kennerblick Amy's Geheimniß erspäht. „Es ist nichts als englische Caprice," sagte ich, „in England sind die jungen Mädchen eben so sehr darauf erpicht, den Sonderling zu spielen, wie die alten Herren." Aber meine geschmeichelte Eitelkeit bewog mich, von dieser seufzenden Schönheit einige Notiz zu nehmen. Wir lebten beide in der großen Welt, nahmen Theil an Zerstreuungen und Festen, aber ich kann wohl sagen, daß ihr liebstes Fest ein Blick von mir war, sie lebte fast von meinen Worten. Mein besseres Ich siegte endlich über meine unnatürliche, erkünstelte Gefühllosigkeit, ich erkannte, daß es Liebe war und gestand ihr, wie theuer sie mir sei. Ach, mein Freund, ich glaube nicht, daß der Himmel uns eine größere Seligkeit gewähren kann, als die, welche uns eine solche Liebe auf Erden bereitet. Ich war eine ganze Welt für sie, sie hatte keinen andern Gedanken als mich, keinen andern Wunsch als meine Zufriedenheit, sie würde es vielleicht versäumt haben, die Kleidung zu wählen, welche ihr am besten stand, wenn sie ihre Schönheit nicht geachtet hätte, weil ich sie anbetete. Wir verstanden einander, — das ist das höchste Glück der Liebe. Sie hatte unendliche Qualen leiden können, ohne zu klagen, sie litt sie, und ich ahnete es nicht. Ihre Brust war angegriffen, ihre Wangen glühten und ihre Augen strahlten von einem unbeschreiblichen Feuer; ich glaubte, es sei Liebe, und schloß sie mit verdoppelter Zärtlichkeit in meine Arme, — und ich umarmte den Tod." —

„Ich verlor sie," fuhr der Graf nach einer kurzen Pause fort, „sie starb einen Monat vor unserm Hochzeitstage, der schon be-

stimmt war. Eine solche Liebe ist in der großen Welt nicht unmöglich, aber sie ist selten, und sie kann auf die gewöhnliche oberflächliche Weise nicht gefunden werden. Wenn Sie, mein junger Freund, eine solche Liebe antreffen sollten, so erinnern Sie sich dessen, was ich Ihnen in dieser Stunde gesagt habe: lieben Sie mit Ihrer ganzen Seele, streben Sie, ihr das zu sein, was sie Ihnen ist, geben Sie ihr keinen Grund zur Eifersucht, und setzen Sie die Liebe des Mädchens nicht in eine unnatürliche Spannung, indem Sie sie mit Nebenbuhlerinnen kämpfen lassen — ein solches Benehmen ist eines Mannes unwürdig und führt nur Reue und Verdruß mit sich.“ —

Der Graf hielt die Hand vor die Augen und schwieg. Ditmar war gerührt, der alte Mann hatte ihn wieder mit sich versöhnt, die Welt hatte ihre Illusionen wiedergewonnen, er durfte wieder an die Gräfin Corsel glauben. Als der Graf die Hand von den Augen nahm und ihn betrachtete, begegnete er einem glücklichen, lebensfrohen Blicke; der alte Herr lächelte und sagte, indem er ihm die Hand reichte: „Glückliche Jugendzeit! Genieße sie mit der Besonnenheit des reifen Alters, strebe, Deiner in jedem Augenblicke Deines Lebens selbst bewußt zu sein, so wirst Du siegreich aus jedem Kampfe hervorgehen und noch als Greis eine ewige Jugend bewahren.“

Ditmar beugte sich über seine Hand und küßte sie. Dieser Mann wird schon Unterthänigkeit von kindlicher Ehrerbietung zu unterscheiden wissen, dachte er, und um die Bewegung zu verbergen, in welcher er sich befand, verließ er schnell das Zimmer. Der Graf sah ihm nach und sagte, indem er in den Papieren blätterte, die vor ihm lagen: „Der junge Mann hat mich ganz aus meinen diplomatischen Falten gebracht; eine solche Unterredung hätte ich fast nicht für möglich gehalten. — Er hat etwas ganz Eigen-

thümliches, eine Liebenswürdigkeit, die ich mir nicht erklären kann und die mich gleich das erste Mal, wo ich ihn sah, für ihn einnahm. Da war ich schon in seiner Schuld, ich verdankte ihm mein Leben. Jung, hübsch, muthig, klug, ist er im Stande, meinem Leben einen ganz andern Schluß zu geben, als ich erwartet hatte. Ich, ein kinderloser Mann! — — Der Mensch ist geschaffen, sein Glück zu machen!"

Ditmar fuhr fort, die diplomatischen Abendzirkel zu besuchen, er hatte allmälig „die große Runde" gemacht, war überall vorgestellt und hatte sich Einmal vor jedem einzelnen Manne von einiger Bedeutung verneigt. Die Gräfin Corsel war noch in Kopenhagen, es schien, als ob ihr Bruder einige Zeit hier verweilen wolle, denn er hatte eine große Etage gemiethet, jedoch noch keine Besuche angenommen. Ditmar sah sie nirgends, er hatte tausendmal die Frage auf der Zunge, warum man sie nicht sähe, aber er unterdrückte sie jedesmal. Gegen seine Erwartung näherte sich ihm Liskow unaufgefordert, erinnerte ihn an ihren Aufenthalt in München, aber berührte das Zusammentreffen nicht, das Ditmar Grund gegeben hatte, von seinem Muthe so gering zu denken. Er überging Alles, was darauf Bezug haben konnte, mit einer Leichtigkeit, welche Ditmar nicht umhin konnte ihm zu beneiden. Theils vielleicht aus diesem Grunde, theils weil er sich an den Rath des Grafen erinnerte und ihn bei dem Erfolge bestätigt fand, den sein Versuch in dieser Richtung gehabt hatte, als er Liskow auf den Fuß trat, ohne sich deßhalb zu entschuldigen, behandelte er ihn mit kalter, beinahe abstoßender Höflichkeit, und begann nie zuerst ein Gespräch. Weit entfernt, sich dadurch abschrecken zu lassen, vermehrte dies im Gegentheil Liskow's Aufmerksamkeit, und er posaunte Ditmar's Ruhm mit einem Eifer aus, den die Meisten als auf langer Bekanntschaft begründet an-

nahmen. Und doch wußte er nicht mehr von ihm, als daß er in München studirt habe, daß er Ditmar heiße und daß Herr von Liskov sich vor dem Studenten Ditmar gefürchtet habe, der jetzt von dem österreichischen Minister protegirt werde und sein Sekretär sei. „Es ist Herr von Ditmar," sagte er zu Jedem, der ihn hören wollte, „ein ausgezeichneter Kopf. Wir studirten in München Diplomatik zusammen, er kam in alle Hofzirkel, wir haben manche Abenteuer zusammen gehabt. Seitdem ist er melancholisch geworden. Er hat große Güter in Meklenburg. Er ist ein verwegener Mensch. Ich höre, daß er einmal, als er mit dem Minister fuhr, dessen Leben gerettet hat durch einen verzweifelten Sprung aus der Kutsche, um die Pferde aufzuhalten, als sie scheu wurden. Aber das ist nicht mehr, als ich erwartet habe, ich kenne ihn von einer determinirten Seite. Wir hatten einmal ein kleines Rencontre zusammen in München, er ist ein wahrer Teufel im Fechten und Pistolenschießen."

Die Herren betrachteten den „determinirten Teufel" und fanden, daß er nach allem Möglichen aussehe; er war ein schmucker junger Mann, hatte manche Aventüren gehabt und schoß mit Pistolen — das ist genug, ihre Achtung zu begründen. Eine solche Person ist allerdings eine Seltenheit in der Diplomatik, man findet sie höchstens bisweilen in den englischen Legationen, doch hat man auch hie und da Beispiele davon gesehen. Die Damen betrachteten den „melancholischen Kavalier," der einen so rasenden Sprung gewagt hatte; und ehe acht Tage verlaufen waren, hatte man herausgebracht, daß er einem Bilde des Kaisers von Brasilien gleiche, und nun nannten sie ihn unter sich gewöhnlich Don Pedro. Ohne es zu ahnen, war Ditmar, der schweigend von einer Gruppe zur andern ging und sich in Erfüllung der ersten diplomatischen Pflicht übte: sich mit Anstand zu langweilen, Ge-

genstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, eine interessante Person geworden. Dem Grafen Tesch schmeichelte es, daß man ihn in seinem Günstling ehrte; es fiel ihm mit keinem Gedanken ein, daß es Liskow war, dem Ditmar die Begründung seines Rufes verdankte.

Eines Abends stand Ditmar in einer Fenstervertiefung bei dem englischen Minister Lord Walden und hörte zerstreut auf einige junge Mädchen, die eine alte, nicht anmuthige Dame unbarmherzig auslachten, deren citronengelbe Hautfarbe sich freilich unter einem brandgelben sammetnen Turban sonderbar ausnahm. Sie hatten einander unzählige Anekdoten mitzutheilen über deren häusliche Einrichtung, über ihre muthmaßlichen Sentiments für einen jungen Mann von der französischen Legation, von ihrer Gespanntheit mit dem Marschall Monsigne und ähnliche persönliche Unbedeutenheiten. Aber als die alte Dame sich bald darauf erhob und mit der Würde einer verwittweten Königin an ihnen vorüberschritt, indem sie ihnen einen Blick zuwarf, der zu gleicher Zeit streng und gnädig war, verstummten sie und verneigten sich beinahe bis zur Erde mit einer Ehrerbietung, die mit ihren früheren Aeußerungen nur schlecht übereinstimmte. Die jungen Damen, die bei diesem Blick erblichen und errötheten, standen einige Augenblicke beinahe versteinert, als ob sie eine Schlange gesehen hätten. Nachher lösten sich die Zungen wieder und das Gespräch ward fortgesetzt, zwar gedämpfter, aber mit größerem Eifer, als ob sie durch erneuerte Verleumdungen sich wegen des ausgestandenen Schreckens rächen wollten.

Was will ich hier unter diesen Puppen? dachte Ditmar bei sich. Was suche ich unter aller dieser geputzten Jämmerlichkeit? Ich möchte doch wissen, wovor diese Menschen eigentlich Achtung haben. Vorgestern sah ich einen Mann, dessen Adel bis zur

Sündfluth hinaufreicht, und gleichwohl hielt er einem naseweisen neugebackenen Junker das Licht, und die Andern lachten darüber. Gestern behandelte eine ganze Gesellschaft einen Crösus wie einen armen Teufel und er hat doch Gott weiß wie viele Species in einer Minute zu verschwenden. Solch ein Anblick ist übrigens ganz erbaulich, er kurirt die Mißgunst. Ich hätte nicht den tausendsten Theil ertragen, ich, der ich kaum einen Schilling auf die Stunde habe. — Ditmar hob sich stolz empor bei diesem Gedanken und sah sich um. — Dort steht ein Mann, fuhr er in seinen Betrachtungen fort, der mehr Verstand in seinem kleinen Finger hat, als jener ganze Schwarm in seinen gesammten Köpfen, und nicht ein Mensch nimmt Notiz von ihm, er steht da, als ob er den Hut gestohlen habe, den er in seinen Händen hält, und nur darauf denke, zu entschlüpfen, ohne ergriffen zu werden. — Verwünscht ist es auch, aber es ist etwas an dem, was der großsprecherische Russe neulich sagte, daß la magistrature danoise sich in Soireen nicht gut ausnehme. — Aber es thut nichts, es sind Leute auf ihrem Platz, das ist Alles, was man verlangen kann. Werde ich das jemals unter allen diesen Statisten sein? — Was will ich hier? Ich begegne ihr ja doch nicht hier.

Ditmar warf einen langen Blick rings um sich her, dann drehte er sich, um Lord Walden's Saal und die diplomatische Laufbahn auf immer zu verlassen. Liskow hielt ihn auf und überhäufte ihn mit Artigkeiten, auf welche Ditmar kaum hörte. Er betrachtete indessen Lady Walden, die sich in eine Chaiselongue gesetzt hatte und, ohne sich um die Gesellschaft zu kümmern, den Gästen den Rücken zukehrte, den Fuß auf die Kissen legte und in den Times las.

Ein junger Herr trat zu ihnen heran und sagte, indem er sein Halstuch in die Höhe zog: „Es ist heut Abend hier sehr viel

Gesellschaft, man kann kaum sehen, wer hier ist. Ah, da ist Ihr Freund, Herr von Ditmar.“ Der junge Mann verneigte sich, Ditmar machte eine Bewegung mit dem Kopfe, die man für einen Gruß nehmen konnte, wenn man sehr aufgelegt dazu war. Das war mit dem jungen Manne der Fall und er war vollkommen mit diesem Empfang zufrieden.

„Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen.“ fuhr er fort. „Erlauben Sie mir, Ihnen meinen Freund, Vicomte Flavine, vorzustellen; er ist Attaché bei der französischen Legation. Er ist eben von Hamburg gekommen, wo er eine Zeit lang angestellt war. Es ist sehr unterhaltend, ihn von den guten Hamburgern erzählen zu hören, die vier und vier die Köpfe zusammenstecken, um ein bon-mot zu verstehen. Flavine erzählt ganz charmant.“ Und der junge Herr wandte sich hurtig um, um den Vicomte zu suchen.

„Das war Kammerjunker Stift,“ sagte Liskow, „er ist ein Jahr in Paris gewesen und soll jetzt im auswärtigen Departement angestellt werden. Er wird unser College.“

„Der Kammerjunker kehrte zurück, ohne den Vicomte gefunden zu haben. „Sagen Sie mir doch um Gotteswillen, meine Herren,“ fragte er eifrig, „wer ist der Mensch, der dort steht? Der, welcher jetzt der Lady Walden eine Verbeugung macht? — Ah, ich dachte es wohl, eine obscure Person, sie sieht ihn nicht einmal an. Ich traf den Menschen letzthin, als ich irgendwo eine Morgenvisite machte; er war im Leibrock. Ich konnte zwar sehen, daß Zipelius für ihn arbeitete, aber ein Mensch, der eine Morgenvisite im Leibrock macht — wie? — Zipelius mag sein Schneider sein oder nicht, er muß doch ein Rustre sein, nicht wahr?“ —

Ditmar konnte nicht umhin zu lachen, der Kammerjunker deutete es als Beifall. Er wandte sich, um zu gehen, doch hörte

er noch, wie Stift zu Liskow sagte: „Ein charmanter Mann, unser Freund Ditmar; er sieht complet aus wie ein englischer Diplomat. Kommt er nicht zu Uns auf die Bälle, — ich meine an den Hof? Ich habe ihn dort noch nicht gesehen.“ —

Im Vorgemache ging die Gräfin Corsel und ihr Bruder an Ditmar vorüber. Ditmar kehrte um und folgte ihr in den Saal.

„Warum heißt sie Corsel?“ hörte er einen alten Legationsrath den preußischen Sekretär, Baron Lotting, fragen. „Sie ist ja mit einem Grand d'Espagne vermählt gewesen.“

„Es war ein Familien-Arrangement,“ antwortete Lotting. Ihr Gemahl war ein Graf Fuentes, sie war nicht älter als vierzehn Jahre. Sie ist in Spanien geboren, wo ihr Vater damals accreditirt war, der Bruder ist in Holland geboren; es ist auch ein auffallender Unterschied zwischen ihnen. Die Eltern wurden getrennt; der alte Graf Corsel meinte, der Sohn sei zu holländisch und die Tochter zu spanisch, um recht miteinander sich vertragen zu können. Er nahm den Sohn zu sich, die Mutter lebte mit der Tochter in Sevilla; da machte Graf Fuentes ihre Bekanntschaft und verliebte sich in sie. Die Mutter zwang sie ihn zu nehmen, aber er starb am Schlagfluß, einige Stunden nach der Hochzeit, man sagte, aus überschwenglichem Entzücken über seine schöne Braut. Als die Mutter nachher starb, nahm sie ihren Mädchennamen wieder an, ich weiß nicht aus welchem Grund, vielleicht nach Uebereinkunft mit der Familie des Mannes, die immer gegen eine Partie gewesen war, durch welche ihnen ein bedeutender Theil seines Vermögens entging. Später reiste sie nach Frankreich, ist seitdem bei dem Bruder geblieben und besorgt dessen Haus. Jetzt begleitet sie ihn nach Petersburg. Man sagt, daß sie sich wieder verheirathen will.“

„Ich wußte wohl, daß ich von Ihnen vollständige Auskunft erhalten würde,“ sagte der Legationsrath. „Nun will ich Ihnen zur Vergeltung eine Aufklärung geben in Betreff des Marschalls Monsigne, die Sie nach eigenem Belieben benutzen können.“

Der Legationsrath sah sich um; als er Ditmar in der Nähe bemerkte, zog er den Baron in einen Winkel und dort setzten sie flüsternd das Gespräch fort. Wahrscheinlich goß der vorsichtige Legationsrath eine Kugel, die Baron Lotting auf den französischen Minister abschießen sollte. Es war eine überflüssige Vorsicht. Nachdem sie aufgehört hatten, von der Gräfin zu sprechen, achtete Ditmar nicht mehr auf sie; seine Gedanken waren ausschließend mit ihr beschäftigt. Graf Corsel setzte sich gleich an einen Spieltisch, die Gräfin nahm Platz auf einem Sopha und unterhielt sich mit einigen von den ältern Damen; Ditmar konnte jedes ihrer Worte hören. Er ließ sie wie eine süße Melodie an seinem Ohr vorbeirauschen, ohne auf den Inhalt zu achten; was konnte sie diesen alten Ministerfrauen sagen, das ihn mehr hätte interessiren können als seine eigenen Erinnerungen an die Nacht, welche sie zusammen auf dem Dampfschiffe zugebracht hatten? Sie trug ein blausammtnes Kleid, das weit auf die Schultern ausgeschnitten war, um den Hals hatte sie ein Flortuch; das durchsichtig genug war für seinen Blick, um sich die Umrisse ihres Halses bilden zu können. — Diese schlanke, feine Gestalt habe ich in meinen Armen gehalten, dachte er, ihr Haupt hat auf meiner Schulter geruht; die Hand, die jetzt so vornehm mit dem Fächer spielt, hat in meiner Hand, auf meinem Herzen gelegen, ich habe sie an meine Lippen gedrückt. — Dieser Gedanke berauschte ihn, er stützte die eine Hand auf das Marmorconsol und legte die andere auf sein schlagendes Herz, als fürchte er, daß es zu laut pochen möchte. In diesem Augenblick ließ die

Gräfin ihren Blick über die Anwesenden hingleiten; er verweilte bei Ditmar, eine leichte Röthe färbte ihre Wangen; darauf schlug sie die Augen nieder, wandte sich halb um, indem sie eins von den vielen Taschenbüchern ergriff, die vor ihr auf dem Tische lagen, und blätterte darin. Ditmar ließ die Hand sinken, er fühlte, wie sein Blut ihm zu Kopfe stieg, und um es zu verbergen, verließ er das Cabinet.

Aber es war ihm nicht möglich, die Gesellschaft zu verlassen, die nach der Ankunft der Gräfin sich ihm in einem ganz andern Lichte zeigte. Die Langeweile war verschwunden, und doch hörte und sah er nicht, was rings um ihn vorging, und als Graf Tesch spät am Abend zu ihm sagte; „Wollen Sie mit? Ich fahre jetzt," rief er: „Wollen Ew. Excellenz schon fort?"

„Schon?" wiederholte der Minister und sah ihn verwundert an. „Haben Sie nicht gesehen, daß Lady Walden schon vor mehr als einer Stunde gegähnt hat? Sie machte doch kein Geheimniß daraus, die Beete wollten nicht vom Brett, sonst wäre ich schon längst gefahren. Kommen Sie jetzt, mein Herr Satiriker."

Ditmar sah sich um: die ganze Gesellschaft war verschwunden. Die Gräfin Corsel, welche auf ihren Wagen wartete, blätterte unter den Kupferstichen, womit der Tisch bedeckt war, Lady Walden hatte eine Zeitung ergriffen, las aber nicht darin, sondern lehnte sich in das Sopha zurück, mit aller der Gemächlichkeit, welche eine englische Lady einer solchen Stellung zu geben versteht, und gähnte das eine Mal stärker als das andere. Graf Corsel ging mit Lord Walden im Zimmer auf und ab und sah jeden Augenblick nach seiner Uhr, als ob er dort eine Entschuldigung für den Aufenthalt, den er verursachte, finden wollte. Einige Herren, die im vordersten Saal Karten gespielt hatten, standen

auf und gingen, die Bedienten setzten die Stühle in Ordnung und schlugen die Spieltische zusammen. Ditmar folgte schweigend seinem Beschützer, dessen Wagen den „träumerischen Don Pedro“ zu seiner bescheidenen Wohnung am Philosophengange nach Hause brachte.

Sie wechselte die Farbe, als sie mich sah, sagte er vor sich, sobald er allein im Wagen war, und sie ist mir doch manchmal vorher auf der Langen-Linie begegnet, — aber sie hat mich vielleicht vor heut Abend nicht gesehen; man muß diesen aristokratischen Seelen auf ihrem eignen Grund und Boden begegnen, um bemerkt zu werden; außerhalb desselben achten sie nicht mehr auf uns als auf die Pflastersteine, welche sie betreten. — Wie schön sie ist! Wie jedes ihrer Worte ganz anders klingt, als wenn andere Damen sprechen. — Warum erröthete sie? Etwa, weil sie die obscure Person wieder erkannte, die sich erdreistet hatte, ihr das Leben retten zu wollen, ohne ihr vorgestellt zu sein? — Ahnt sie vielleicht, wie innig ich sie liebe? Es ist unmöglich! Wie könnte sie glauben, daß ich, ich es wage, die Gemahlin des Grafen Fuentes, die Wittwe eines Grand d'Espagne zu lieben! Ich, den ein Zufall, eine Caprice in diesen bebänderten und betitelten Schwarm geworfen hat! — Er warf sich zurück in eine Ecke des Wagens und schloß die Augen. — Warum erröthete sie? wiederholte er; etwa weil sie an jene Nacht dachte, wo ich sie in meine Arme nahm und mich schon in die Ewigkeit mit ihr hineinträumte? — Oder aus Erbitterung, daß ein so frecher Mensch sich in ihren Kreis zu drängen wagte, und sich ihr gegenüber zu stellen — und sie anzustaunen — ihren weißen Hals durch den dünnen Flor mit eben so viel Dreistigkeit zu betrachten, als ob ich ein geborner Graf gewesen wäre? — Sie wendete sich von mir ab, sie sah mich nicht mehr an — Gott,

wie ihr Profil schön ist! Die Form ihrer Schläfen ist ganz ungewöhnlich; man findet so selten eine recht hübsche Schläfe, das ist die schwache Seite der Damen. Und ihr Organ! So weich, so lieblich, es klang wie einer von jenen köstlichen spanischen Gesängen in Moll, die man fast nicht ohne Thränen anhören kann; es ist nicht das Mindeste in ihrer Stimme von dem Sonderbaren, halb Männlichen, das die Damen dieses Cirkels charakterisirt. Sie haben eine ganz eigene Art von Stimmen; ich begreife nicht, wie es klingen würde, wenn eine von ihnen es sich einfallen ließe zu sagen: mein Geliebter! Aber ist das auch ein Wort, das für ihren Mund paßt? Sie haben ja ihr gebenedeites **Monsieur**, das für alle möglichen Fälle hinreicht, in Freude und Leid. — O mein Gott! **Monsieur** genannt zu werden von der, welche man anbetet! — Wenn die Gräfin Corsel **Monsieur** zu mir sagte — wenn sie **Monsieur** zu mir gesagt hätte in dem Augenblick, wo ich sie in meinen Armen hielt, — ich weiß nicht, was ich hätte thun können. — Und sie war es im Stande. Sie sind stolz, diese diplomatischen Damen, und sie ist in Spanien geboren; nicht umsonst gebraucht die Welt das Wort spanisch gleichbedeutend mit stolz. — Aber der milde freundliche Ausdruck ihrer Augen, diese Natürlichkeit in jeder ihrer Bewegungen, als hätte sie keine Ahnung davon, daß es Schranken giebt, welche die feine Welt nicht überschreiten darf, — ein solcher Takt entspringt aus einer zarten Seele, welche nicht — — — aber es kann auch Uebung sein, sie hat sich alle diese Manieren so angeeignet, daß sie sich bewegen kann, ohne daran zu denken, sie erlaubt es sich vielleicht gerade im Bewußtsein ihres hohen Ranges, natürlich zu sein. — Ha bei Gott, d a s ist es! — Aber ich beuge mich nicht vor Ihrem Range, Frau Gräfin, ich will Ihnen zeigen, daß man eben so stolz sein kann wie Sie. —

Sie würde mich auslachen, wenn sie merkte, wie theuer sie mir ist, — mich auslachen! — Von allen Sünden ist Lächerlichkeit die ärgste, sagte der Graf. — Ihr geputzten Puppen, die ihr so eingebildet seid auf Eure affektirten Manieren! — Wenn ich mich verriethe! Ich würde zum Gelächter der ganzen Clique werden, gerade wie der arme Castelnaux es zu seiner Zeit war, der Narr der Königin. — Der Narr der Gräfin Corsel! Das wäre ein artiger Titel für mich, der sonst keinen Titel hat. — Aber meiner Gefühle spotten sollt Ihr nicht. Ich bin eben so stolz wie der stolzeste von Euch. Ueber mich sollt Ihr nicht lachen. —

Als der Wagen anhielt und Ditmar ausstieg, geschah es mit einer Miene, als wäre er ein alter Grand erster Klasse; ich fürchte gleichwohl, daß das Publikum, welches er im Gedanken hatte, ihn ausgelacht haben würde, wenn es ihn in diesem Augenblicke gesehen hätte. Sogar der Bediente bemerkte es und sagte, indem er den Wagentritt aufschlug, zu dem Kutscher: „Wie der heut Abend spanisch war! Er hat wohl mehr verloren, als er vertragen kann.“ —

Tags darauf hatte sich der Sturm in seiner Brust gelegt. Er blätterte in einem Buche, das Graf Tesch ihm zur Durchsicht gegeben hatte, und stieß auf folgende Stelle: „Es ist sehr schwierig, in einer untergeordneten Stellung im Leben vollkommen gerecht zu sein gegen die höheren Klassen der bürgerlichen Gesellschaft; in Jedem, der uns vorgezogen wird, sind wir sehr geneigt, einen Beleidiger zu sehen.“ Zwölf Stunden zuvor hätte dieser Satz, kein Glück bei ihm gemacht, aber jetzt sprach er ihn an. Ja wahrlich es ist schwierig, sagte er, sehr schwierig, — fast unmöglich! Zu welcher Ungerechtigkeit ließ ich mich nicht gestern Abend hinreißen, und ich litt doch keine Zurücksetzung. —

Ich will streben, gerecht gegen sie zu sein, wie kann ich sonst erwarten, daß sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen? —

Im Lauf einiger Monate war Ditmar ein „vollkommener Kavalier“ geworden. Er machte seinen Mittagsspatzirgang über den Wall zur Langen-Linie hinaus nicht mehr zu Fuß, er ritt, denn der Graf, welcher nicht wußte, wie viel Güte er ihm erzeigen solle, hatte ihm ein Pferd verehrt. Er kam nicht mehr Mittags um drei Uhr in das gewöhnliche Speisequartier der Studenten in der kleinen Kirchgasse, wo es so dunkel ist, daß man kaum von einem Ende des Zimmers zum andern sehen kann, aber wo die Bezahlung auch im Verhältniß zur Dunkelheit steht, — er ließ sein Essen um fünf Uhr aus einer Restauration holen. Er ging nicht mehr ins Parterre jedesmal wenn eine Oper oder ein Ballet gegeben wurde, um die Gräfin Corsel aus dem dunkelsten Winkel zu betrachten, wenn die Lampen hinaufgezogen waren, — er ging zweimal wöchentlich ins erste Parket, auch in Lustspiele und Vaudevillen; er beäugelte die Damen mit der Lorgnette, und, wenn er die Gräfin entdeckt hatte, weilte er nur einen Augenblick auf ihrer Loge und wandte sich dann zu der nächsten mit gleichgültiger Miene, — während sein Herz so klopfte, daß man dessen Schläge fast durch seinen Rock bemerken konnte. Er hätte vom Theater mitsprechen können so gut wie irgend Jemand, wenn es überhaupt seine Sache gewesen wäre, davon mitzusprechen. Das Einzige, was er nicht verändert hatte, war seine Wohnung; er logirte noch bei Madame Schütt am Philosophengange, und der Graf, der ihm vergebens Zimmer bei sich angeboten hatte, ehrte seine Delikatesse gegen die alte Frau, die ihn in seiner Krankheit und seinen weniger glänzenden Verhältnissen wie eine Mutter gepflegt hatte. Aber er war auch

ihr Stolz, und jedesmal wenn eine Einladungskarte für ihn ankam, unterließ sie es nicht, ihren Freundinnen und Nachbarinnen davon Nachricht zu geben. „Es ist ein Laufen und Rennen auf meinen Treppen von den Manisterlakaien, daß es gefährlich ist," sagte sie, „es kann kein Braten gegessen oder Tanzball abgehalten werden, ohne daß Herr Ditmar dabei sein muß. Das war eine glückliche Stunde, wo ihn der Manister in den Graben fuhr. Seit er vornehm geworden ist, muß ich meine Treppen zweimal die Woche scheuern, aber das schadet nicht, ich thu es gern um des herzlieben Menschen Willen. Er bleibt denn auch bei mir wohnen, aber nun wohnt er auch gut, er hat den Saal mit, außer der Stube von zwei Fenstern nach der Straße zu." — Aber der reiche Branntweinbrenner ärgerte sich jedesmal, wenn er Madame Schütt so sprechen hörte; er nannte Ditmar „einen Hasenfuß und einen Musje Habenichts, der in seiner Condition etwas bei Seite legen sollte, statt galant zu wohnen und zu flankiren; aber solche Bursche hätten den Verstand nicht, deßwegen machten sie auch kein Glück in der Welt, und kämen nie auf einen grünen Zweig." Das konnte Madame Schütt nicht ertragen, und um ihn zu bestrafen nahm sie ihre Milch nicht mehr bei ihm; damit bestrafte sie aber auch seine unschuldige Tochter, welche an dem Schicksal des schmucken Nachbars aufrichtig Theil genommen hatte, und jetzt nur selten Gelegenheit fand, seine beleidigte Wirthin zu sehen.

„Ich bin Corsel eine Gegenvisite schuldig," sagte der Graf eines Tags zu Ditmar, der sich über seine Arbeit niederbückte, um die undiplomatische Röthe zu verbergen, die er noch immer nicht gelernt hatte zu bemeistern, sobald dieser Name unvermuthet genannt wurde. „Sie müssen mitkommen, ich werde Sie vorstellen."

Ditmar erwog eilig, ob diese Visitte nicht eine Avance sein

würde, die sein Geheimniß verrathen könnte, er wollte sich entschuldigen, aber der Graf widerlegte seine Einwendungen und sagte: „Es ist ein Haus, das Sie meinem Wunsche zufolge frequentiren sollen, wenn es sich thun läßt. Es liegt mir sehr am Herzen zu erfahren, mit wem dieser Corsel correspondirt und weßhalb er sich überhaupt hier aufhält. Ich weiß, daß das Kammermädchen der Gräfin mit Seiner Excellenz liirt ist, die indessen zu viel von meiner Figur hat um Glück zu machen selbst bei einer Grisette. Das Mädchen ist recht hübsch; ich glaube nicht, daß ich Ihnen ein zu schweres Geschäft auftrage, wenn ich Sie bitte, ihr die Cour zu machen. Haben Sie einige Uebung in diesem Fach? In jedem Fall ist es gut, daß Sie sich dieselbe erwerben. Die Präsente sein Sie so gut auf Rechnung der Legation zu besorgen. Lassen Sie mich sehen, daß sie eine vernünftige Gradation beobachten, zum Beispiel erst ein Paar Ohrringe, dann einen Hut, dann ein seidnes Kleid; haben Sie durch das Kleid noch nichts erfahren, so machen Sie einen Halt. Sie werden schon verstehen, die Sache in Ordnung zu bringen, aber wir haben nicht viel Zeit zu verlieren, höchstens drei Wochen. Ah, ich sehe, daß Sie über mein Ultimatum erschrecken. Sein Sie nur nicht bange. Drei Wochen sind hinreichend eine Gräfin, geschweige deren Kammermädchen zu erobern; es kommt nur darauf an, von der rechten Seite zu stürmen.“ —

Diese Instruction, die Ditmars Gefühl empörte, ward ihm mit aller möglichen diplomatischen Trockenheit ertheilt. So sind diese Menschen, dachte er, eine Verführung ist ihnen ein so großes Bagatel, daß sie sich nicht besinnen, sie anzuwenden um die Adresse auf einem lumpigen Briefe herauszubekommen. Ich sollte mich zum Kammermädchen der Gräfin erniedrigen? Ah, Sie kennen mich schlecht, Herr Graf.

„Ew. Excellenz," sagte Ditmar mit Festigkeit, „haben mir eine Gewogenheit bewiesen, die ich Ihnen nie werde vergelten können. Es ist mir daher um so unangenehmer, daß ich mich durch Ablehnung des mir gütigst zugedachten Auftrages der Gefahr aussetzen muß, Ihr Wohlwollen einzubüßen. Ich würde Ihren Plan nur verderben, statt ihn durchzuführen. Es streitet allzusehr gegen mein Gefühl, mich zu — —" er hielt verlegen inne; „erniedrigen," hatte er sagen wollen. Der Graf schwieg auch.

„Ew. Excellenz haben die Güte gehabt, mir Rathschläge zu ertheilen, die stets die Richtschnur meiner Handlungsweise sein werden," fuhr Ditmar fort. „Ich habe nicht vergessen, daß Sie mir Ehrlichkeit als die wahre Politik anempfahlen. Sie selbst, Herr Graf, haben mich gelehrt, daß nicht einmal ein Diplomat etwas vornehmen darf, — dessen er sich zu schämen nöthig hat," fügte er leiser hinzu, denn er fühlte, daß er in diesem Augenblick seinem Herrn überlegen sei.

„Nicht einmal ein Diplomat," wiederholte der Graf lächelnd. „Mein junger Freund, Sie haben mir durch diese abschlägige Antwort eine wahre Freude gemacht; aber der Legation würden Sie durch Erfüllung meines Antrags einen Dienst geleistet haben. Suchen Sie sich immer so rein zu halten, wie Sie es in diesem Augenblicke sind; ich sage s u c h e n S i e, denn ein Mensch in unserer Stellung gehört sich nicht immer selbst an, er ist bisweilen den fatalsten Umständen dienstbar, welche ihn zwingen, Mittel anzuwenden, die er selbst mißbilligt. Man nennt dies: sich durch ein Brett vom Galgen retten. Ich m u ß Aufschluß haben über Corsel's Correspondenz, es ist absolut nothwendig. Soit! Es läßt sich auch auf eine andere Weise machen. Mein Kammerdiener soll dem Mädchen seine Aufwartung machen, er ist ein Mensch von Kopf; wenn er sie kompromittirt, verheirat' ich sie beide. Ich

bin überdieß mit dem Mädchen unzufrieden, das die Aufsicht über meine Garderobe hat. Aber ich will Sie gleichwohl dort im Hause präsentiren. Sie treffen zu oft mit Ihnen zusammen, um nicht vorgestellt zu sein."

Das zweideutige Licht, in welches diese Unterredung den Grafen gestellt hatte, machte einen unangenehmen Eindruck auf Ditmar. „Sie sind Alle gleich, wenn es auf ihren eigenen Vortheil ankommt," sagte er bei sich. „Das Gefühl flackert nur einen Augenblick bei ihnen auf, es ist ein Feuer, das leuchtet, ohne zu wärmen. — Ich glaube doch, es wäre ihm in der That lieb gewesen wenn ich mich in diese Maskerade eingelassen hätte. Aber mir dasselbe zu bieten, wie seinem Kammerdiener — — mir, der ich es wagen darf, meine Blicke auf eine Gräfin zu werfen!" — Er biß sich in die Lippen, und diese Betrachtungen peinigten ihn, bis der Wagen hielt.

Sie trafen Frau von Corsel nicht allein; die Gemahlin des preußischen Ministers, Gräfin Dehn, eine gebildete und würdige alte Dame, zugleich mit ihrer Tochter und ein paar Herren waren zugegen. Nachdem Graf Tesch Ditmar vorgestellt hatte, den er scherzend seinen Adoptivsohn zu nennen beliebte, wurde die Unterhaltung fortgesetzt, die sich um die damaligen Unruhen in Spanien drehte.

„Es ist ganz gewiß," sagte einer von den Herren, „daß die Gesandten Oesterreichs, Rußlands und Preußens ihre Pässe verlangt haben; sie sind vermuthlich jetzt nicht mehr in Madrid."

„Der englische Minister soll noch da sein," sagte Frau von Dehn. „Möchte er einen Vergleich zu Stande bringen!"

„Das wird er schwerlich können," sagte Herr Fosber, „seitdem der Congreß in Verona den Bürgerkrieg sanctionirt hat; denn anders kann ich die Bestimmung nicht nennen, welche dort

getroffen ist, den König Ferdinand par force in seine absolute Macht wieder einzusetzen."

„Mon Dieu, Herr Fosber, was sollte da aus der Legitimität werden, wenn man dieser Revolutionshydra nicht den Garaus machte?" sagte ein Herr.

Der Nordamerikaner zuckte die Achseln mit einem unterdrückten Lächeln. Es war ein Lächeln, das doppelt pikant wird, wenn man deutlich sieht, daß die Höflichkeit es sich zur Pflicht macht, es zu verleugnen.

„Mein armes Vaterland!" sagte die Gräfin Corsel. Ich bin in Spanien geboren und erzogen, dort habe ich den größten Theil meines Lebens zugebracht; meine Mutter hatte eine entschiedene Vorliebe für dieses Land, und ich habe sie geerbt. Es giebt für mich kein köstlicheres und lieberes Land auf der ganzen Welt, als Spanien."

„Mein Gott, wie ist das möglich," entgegnete Comtesse Dehn. „Spanien! Mit aller Unreinlichkeit und allen Räubern! Sogar der spanische Hof soll ganz unleidlich sein. Ich möchte um Alles in der Welt nicht in Madrid leben. Das sagen auch alle Menschen."

„Man kann sich nicht immer darauf verlassen, Comtesse. Als ich von Paris abreisen sollte, um mit meinem Bruder hierher zu gehen, condolirte mir die ganze Welt. Man sprach von nichts Anderem, als von dem ewigen Eis und Schnee, die hier sein sollten; man sagte, daß alle Vegetation gleich nördlich hinter Hamburg aufhöre, daß wilde Thiere hier Nachts in den Straßen umherliefen, daß die Sonne ein Viertel des Jahres nicht schiene und tausend andere Lächerlichkeiten derselben Art. Ich kann hinzufügen, daß sich dies zum Theil auf halbofficielle Mittheilungen gründete. So erzählte man allgemein in Paris, es sei Gebrauch bei den dänischen Begräbnissen, daß die Leiche mitten auf einen

Tisch gelegt werde, und das Geleit sitze rund um denselben und esse und trinke; Marschall Monsigne habe dies selbst bei dem Begräbnisse eines dänischen Ministers erlebt. Und nun sehen Sie doch selbst, daß es sich hier ganz gut leben läßt. Glauben Sie mir, so würde es Ihnen mit Madrid auch gehen."

Die Gesellschaft lachte und eine Anekdote löste die andere ab. Sie waren Alle darin einig, daß Kopenhagen doch eine Art von Verbannungsort für einen gebildeten Menschen sei. Frau von Corsel übernahm Dänemarks Vertheidigung, theils, sagte sie, weil es abwesend sei, theils weil man wirklich Unrecht daran thue.

Graf Tesch, der Ditmar mit einer Unterhaltung verschonen wollte, welche ihm unangenehm sein mußte, sprach wieder von Spanien.

„Es ist zu hoffen," sagte er, „daß das französische Heer unter Angoulème bald eine Stellung nehmen wird, die das Blutvergießen verhindern kann."

„Das ist gewiß auch König Ferdinand's höchster Wunsch, denn lieblose Halsstarrigkeit ist sicher nicht die Ursache, weshalb er sich geweigert hat, die milderen Maßregeln zu adoptiren, wozu ihm der Infant Don Francisco stets gerathen hat," sagte einer der Herren. „Spanien verdient keine Milde."

„Hat er denn aus Liebe zu seinem Volke die schändliche Glaubensarmee sich organisiren lassen?" fragte die Gräfin mit Wärme. „Kennen Sie jene Banden, welche in König Ferdinand's Namen Spanien mißhandeln? Wissen Sie, daß seine Generale das verworfenste Gesindel sind, das unter der Sonne zu finden ist? Was sagen Sie von Leuten wie Pables Miralles, der ein unwissender Bauer ist, von Juanito, dem ehemaligen, wegen Dieberei bestraften Mühlenknappen, von den dummen faulen

Mönchen, die unter der Leitung ihres würdigen Freundes, des Marquis von Mata-Florida, commandiren?"

Der Herr, an den diese Worte gerichtet waren, zuckte die Achseln und schwieg. „Verdammen Sie nicht eine Nation," fuhr die Gräfin fort, „weil sie endlich einmal ihr Haupt erhebt gegen die Unterdrückung nach einer langen Reihe der schmählichsten Mißhandlungen, wovon nur Diejenigen eine Vorstellung haben können, die in Spanien gewesen sind. Ich danke meinem Gott, meine Herren, daß ich kein Diplomat bin, daß ich also nicht nöthig habe, die Gefühle meines Herzens an irgend eine Partei zu verkaufen oder meine Ausdrücke auf irgend einer politischen Wagschale abzuwägen. Ich gestehe ganz offen, daß, wenn meine Wünsche etwas zur Freiheit Spaniens beitragen könnten, der Kampf bald abgemacht sein sollte. „Ja," — fügte sie lächelnd hinzu, als ob sie fühle, daß sie in ihrer Wärme zu weit gegangen sei — „Sie werden vermuthlich schaudern und mich für eine Ketzerin erklären, aber ich würde vielleicht mein Leben opfern, wenn ich Riego damit nach Madrid bringen und ihn an die Spitze der Cortes stellen könnte."

„Sie sind eine Fanatikerin," sagte Frau von Dehn, „aber es steht Ihnen gut."

„Es ist eine Familienschwachheit," antwortete Frau von Corsel. „Ich bin nicht erzogen, Ungerechtigkeiten ruhig anzusehen. Einer meiner Ahnen mußte unter Ludwig dem Elften mit dem Leben büßen, weil er sich weigerte, einem despotischen Befehl zu gehorchen, und mein Großvater ward in Madrid ermordet, weil er sich den Unterdrückungen der Machthaber widersetzte. Jeder Mißbrauch der Macht empört mich; ich habe allzu liberales Blut in meinen Adern, als daß ich anders sein könnte."

Detmar betrachtete die Gräfin unverwandt. Wie hoch stand sie in diesem Augenblick über ihrer Umgebung! Die Wärme, womit sie sprach, theilte sich ihm mit, er glühte für Spaniens Freiheit. Er sah und hörte nichts Anderes, als Frau von Corsel. und als sie im Laufe des Gespräches sich so äußerte: „Die Freiheit ist ein Gut, dessen eine edle Seele nicht entrathen kann; wer von uns würde wohl seine aristokratische Freiheit aufgeben wollen?“ und dann hinzufügte: „Ich kenne nichts so Erhebendes, als den Gedanken: frei zu sein,“ brach er mit Begeisterung aus: „Doch gibt es Eins, das noch herrlicher ist, und das ist: seine Fesseln abwerfen und frei werden.“ —

Der Graf warf ihm einen mißbilligenden Blick zu und schüttelte leise den Kopf. Frau von Corsel sah ihn zum erstenmal an und lächelte. Ditmar fühlte eine Mischung von Freude und Verlegenheit, die ihn noch mehr aus der Fassung gebracht haben würde, wenn nicht indem Graf Corsel's Eintritt die allgemeine Aufmerksamkeit von ihm abgewendet und der Unterhaltung eine andere Richtung gegeben hätte. Nach und nach nahmen die Fremden Abschied, der Graf und Ditmar standen auch im Begriff zu gehen, als Corsel den Ersteren in einen Winkel zog und leise mit ihm sprach; dann verschwanden sie plötzlich in ein Seitenzimmer und Ditmar war allein mit der Gräfin

So ist das sonderbare Gemisch, das wir Mensch nennen. Vor Kurzem würde Ditmar Alles darum gegeben haben, eine Minute allein, Aug' im Auge, mit der Gräfin zuzubringen, und als er ihr nun gegenüberstand, war er in Verzweiflung und drehte seinen Hut in einer wahren Seelenangst. Die Gräfin setzte sich wieder und sagte mit einer Stimme, die einen gewissen Anstrich von Vornehmheit hatte: „Ich vermuthe, daß mein Bruder mit dem Herrn Grafen keinen ganzen Tractat, sondern nur einen

einzelnen Artikel abschließen wird, um uns ihre Anwesenheit bald wieder zu schenken. Haben Sie die Güte, Platz zu nehmen. — Sie sind viel gereist, Herr — — Herr von Ditmar."

Der vornehme Ton beleidigte Ditmar; er vergaß den Enthusiasmus, in den sie ihn kurz vorher versetzt hatte, und er antwortete kurz: „Ich habe in München studirt, ich kam im Herbst mit dem Dampfschiff Caledonia zurück." — Ich will diesen Hochmuth schon dämpfen, dachte er.

Die Gräfin zog die Augenbrauen unmerklich zusammen und sagte: „Zurück? So sind Sie nicht zum ersten Mal in Dänemark? Sie haben sich früher hier aufgehalten?" Dabei warf sie einen Blick auf die Thür, als wünschte sie, daß des Grafen Zurückkunft diesem Tête-à-tête ein Ende machen möchte.

„Ich betrage mich auch wie ein Tölpel," sagte Ditmar für sich. Er bereuete es schon, daß er ihr so kurz geantwortet hatte. Mit so vieler Freundlichkeit, als es ihm möglich war in seine Stimme zu legen, antwortete er: „Ich bin in Dänemark geboren und erzogen, es ist mein Vaterland, — und als Däne danke ich Ihnen, gnädige Frau, für die Gerechtigkeit, die Sie unserem Lande heute gewährt haben." Das Letzte fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu, als ob er sich beinahe des plötzlichen Uebergangs schäme.

„Wie?" rief die Gräfin lebhaft aus. „Sie sind ein Däne und österreichischer Diplomat? In Wahrheit, ich hätte Metternich einen so unpolitischen Streich nicht zugetraut, einen jungen Dänen bei der Legation in Kopenhagen anzustellen. Ich zweifle sehr, daß Dänemark einen Posten in Wien mit einem Deutschen besetzen werde."

Ich muß mir erlauben, Sie aufmerksam zu machen, daß ich nicht die Ehre habe, österreichischer Diplomat zu sein, und daß

ich überhaupt gar nicht Diplomat bin," sagte Ditmar, indem er darüber erröthete, daß er gegen seines Mentors Vorschriften genöthigt war, so viel von sich selbst zu sprechen. „Sie, Frau Gräfin, haben mich heut gelehrt, daß ich Gott dafür danken muß, denn ich bin nicht im Stande, die Gefühle meines Herzens einer Partei zu verkaufen. Ich bin — — ich arbeite unter der Leitung des österreichischen Ministers. Der Herr Graf hat ein unverdientes Wohlwollen für mich gefaßt, und die unbedeutende Arbeit, die ich für ihn übernehme, ist der Erwähnung nicht werth."

Dies letzte Geständniß that Ditmar nicht ohne ein peinliches Gefühl. Das Untergeordnete in seiner Stellung war ihm nie so auffallend gewesen, und der Gedanke daran trieb ihm das Blut gewaltsam in die Wangen. Die Gräfin that, als ob sie es nicht bemerke. Mit einer Freundlichkeit, welche Ditmar hinriß, sprach sie von Spanien und verglich es mit Dänemark, das sie jetzt, da sie allein mit ihm war, angriff, um ihm Gelegenheit zu geben, es zu vertheidigen. Sie sprach von ihrer Kindheit, von Sevilla, von der spanischen Musik, von dem Kloster, worin sie einige Zeit zugebracht hatte, während ihre Mutter eine Reise nach Frankreich zu ihren zurückgelassenen Freundinnen unternahm. Nichts macht uns schneller mit Ausländern bekannt, als ein Gespräch über die Verschiedenheit des Vaterlandes; es ist gleichsam ein gegenseitiger Austausch unserer herzlichsten Gefühle; die Individualität des Erzählenden tritt so lebendig, so liebenswürdig, so durchglüht von dem erhebendsten aller Gefühle hervor und ergreift unvermerkt den Zuhörer. Während Jeder nur seinerseits geglaubt hat, sich in dem Vaterlande des Anderen zu orientiren, hat er sich in sein Herz eingeschlichen, und wenn Alles zu Allem kommt, ist man vielleicht mehr im Herzen orientirt als im Lande.

Als die beiden Diplomaten endlich zurückkamen, und ihre erstaunten Mienen verriethen, wie sehr es sie wundere, Ditmar noch zu treffen, sah dieser nach der Stubenuhr und entdeckte jetzt erst, daß beinahe zwei Stunden vergangen waren, seit er zuletzt nach ihr gesehen. Die Gräfin sagte ein paar Worte wegen ihres langen Ausbleibens, die Ditmar's Enthusiasmus fast niederschlugen, aber zugleich fügte sie verbindlich hinzu, daß des Grafen wohlunterrichteter Sekretär sie in weniger als einer halben Stunde besser mit Dänemark bekannt gemacht habe als ein halbjähriger Aufenthalt in Kopenhagen. Es freue sie zu erfahren, daß sie in der Hauptsache Dänemark und den Dänen stets nur Gerechtigkeit habe widerfahren lassen.

Ditmar verließ sie berauscht von ihrer Liebenswürdigkeit. Der Graf war sichtlich in schlechter Laune; ob diese durch sein Gespräch mit dem geheimnißvollen, unerforschlichen Corsel oder von der allgemeinen Gönnerschwachheit veranlaßt war, es nicht leiden zu können, daß der, welchen man seiner Protektion gewürdigt hat, einen Schritt auf eigene Hand thue, — läßt sich nicht leicht bestimmen. Er hielt eine lange Rede über das Gefährliche des Enthusiasmus, — „dieser ansteckenden Pest, welche der Erbfeind der Diplomatie sei," über das Unpolitische, sich gegen die herrschende Partei zu äußern, „besonders in Gegenwart anderer Diplomaten," und über das Unpassende, eine Präsentationsvisite „über anderthalb Viertelstunden" auszudehnen. Ditmar hörte kein Wort von allem diesem, und als der Graf ihn durch seine Ermahnungen ganz zerknirscht glaubte, weil er die Augen schloß, dachte er an die Gräfin Corsel und den geschmackvollen Morgenanzug, welcher ihr fast noch besser stand als das blausammtene Kleid, ungeachtet er ihren schönen Hals verbarg. —

Nachdem Ditmar der Gräfin vorgestellt war, verlangte ihn fast täglich nach dem Abend, um Schuhe und Strümpfe anlegen und dorthin eilen zu können, wo er sie möglicherweise treffen konnte. Das Soiréeleben fing an ihm zu behagen, es enthielt für ihn das Kitzelnde, was das Hazardspiel für den Spieler hat. Und es war ja, ohne daß es ihm einfiel, ein Hazardspiel, in das er sich eingelassen hatte. Er konnte sich ihr nähern, sie sprechen hören, sogar es wagen, ein paar Worte an sie zu richten, und Andere von ihr sprechen hören, wenn sie abwesend war. Mit welchem Herzklopfen fing er nicht jedes Wort auf; und wenn er hörte, wie man nur mit allgemeiner Achtung von ihr sprach, schlug sein Herz noch gewaltsamer, und der Gedanke: Sie darfst du zu lieben wagen," hob ihn in seinen Augen und verlieh ihm einen Muth, den er zuvor nicht gekannt hatte. —

„Diese Frau ist eine sonderbare Mischung von Scherz und Ernst," sagte Baron Lotting, der allgemein für einen feinen Beobachter gehalten wurde. „Wenn man sie in Gesellschaft von Kindern sieht, wie ich eben vor Kurzem Gelegenheit hatte, so ist sie wie ein Kind unter ihnen, so ausgelassen, so unerschöpflich an possirlichen Einfällen. In großer Gesellschaft ist sie beinahe flüchtig, wäre man sehr strenge, so könnte man sie etwas kokett nennen, ungeachtet ich sehr wohl weiß, daß kein Gedanke von Koketterie in ihrem Charakter liegt. Sie nimmt alle Eindrücke mit einer Beweglichkeit auf, welche mich fast ängstigen kann, ja, sie würde mich wirklich in Schrecken setzen, wenn ich niemals ernsthaft mit ihr gesprochen hätte und nicht wüßte, daß eine Innigkeit und eine Tiefe in ihrem Charakter liegt, die eine vollkommene Bürgschaft für ihre Conduite ist. Es ist eine ganz ausgezeichnete Dame."

Ditmar fühlte, wie die Eifersucht sich zerknirschend auf sein

Herz legte, wie der Midgardswurm*), der zufolge der nordischen Mythologie sich um die Erde legt. Er betrachtete den Sprechenden von der Seite, und mußte gestehen, daß er wenigstens einen würdigen Rival habe.

„Es ist auffallend, daß sie keine Partie macht. Eine Dame von ihrem Range, ihrem Vermögen! Sie ist ja so unabhängig, daß sie nicht nöthig hat, sich um die Convenienz zu bekümmern," sagte Kammerjunker Stift und sah flüchtig in den Spiegel, indem er an seinem Halstuch zupfte. Ditmar warf einen Blick auf ihn, aber der Wurm preßte bei diesem Anblick sein Herz gar nicht zusammen.

„Sie will sich nicht verheirathen," sagte Lotting, „das ist eine abgemachte Sache. Sie findet es piquanter, eine junge Wittwe von zwanzig Jahren zu sein; das beständige Figuriren, das ihre Stellung mit sich führt, ist ihr bisweilen beschwerlich genug, ärger würde es werden, wenn sie sich vermählte. Ich glaube auch nicht, daß ihr Herz sie genirt; das Einzige, was ich gegen sie einwenden möchte, ist, daß sie zu wenig Gefühl hat."

„Sie kann alle Tage Prinzessin werden," sagte Liskow, der in diesem Augenblick dazukam. „Sie sprechen doch von la Corsel? Prinz Poppi ist so charmirt von ihr, daß er nahe daran ist, vor Liebe den Verstand zu verlieren. Man sagt, daß er ihretwegen einen Tanzmeister angenommen hat. Haben Sie ihn nicht gesehen! Er sitzt im dritten Zimmer von hier, und spielt den schmachtenden Hirten mit unvergleichlicher Vollkommenheit."

Die Andern lachten. Ditmar schlich sich auf einem Umweg in das bezeichnete Kabinet. Die Gräfin saß im Sopha und stützte den Arm auf ein gesticktes Kissen, indem sie mit einer von

---

*) Eine ungeheure Schlange, Jormungandur.

den Quasten spielte. Auf einem ebenfalls gestickten Fußschemel saß Prinz Poppi; er hatte seinen Hut vor sich, um mit seinem Lorgnettenbande spielen zu können, denn mit der andern Hand mußte er sich in dieser unbehaglichen Stellung stützen, die Beine hatte er vorsichtig unter das Sopha gesteckt, auf welchem die Gräfin saß. Er sprach unaufhörlich, aber es schien, als ob sie seinem Geschwätz nicht viel Aufmerksamkeit schenkte.

Der neapolitanische Prinz Poppi war ein echter Diplomat in seinem Aeußern, denn dies betrog unanfhörlich. Er war ein sehr hochgewachsener und stattlicher Mann, man konnte ihn als einen Herkules betrachten; aber er hatte keine Kräfte, ich glaube, ein Kind hätte ihn umstoßen können. Er sah aus wie ein Funfziger, der sich gut conservirt hat; aber er war ein junger Mann von acht und zwanzig Jahren, der sich schlecht conservirt hatte. Man durfte glauben, daß diese Riesenfigur eine Baßstimme haben müsse, die wie aus einer Tonne erklänge; aber der Prinz fistulirte beständig, und hatte eine Stimme wie ein Knabe in dem Uebergang. Er hatte eine von den Nasen, die einem Gesichte Charakter und Bestimmtheit geben, und dazu ein paar kluge Augen; aber er war ein Mann von sehr unbestimmten Charakter und einem sehr kleinen Verstande. Baron Lotting nannte ihn deswegen immer: die große Attrape.

Aber die große Attrape ist ein Prinz, und man überhört doch nie ganz, was ein Prinz sagt, dachte Ditmar, als er bemerkt hatte, wie zerstreut die Gräfin ihre Blicke im Saal umhergehen ließ. Und seine Bemerkung bestätigte sich.

„Mein Gott, Altesse, wie Sie übertreiben,“ sprach sie plötzlich; „das heißt meine geographischen Kenntnisse mit allzu großer Geringschätzung behandeln. Ich werde Sie auf der Stelle überzeugen, daß Sie Unrecht haben;“ und mit einer Bestimmtheit,

welche zeigte, daß sie nicht zweifelhaft war, wo sie ihn zu suchen habe, wandte sie sich um und sagte: „Herr von Ditmar, haben Sie die Güte, eine Meinungsverschiedenheit zu berichtigen. Der Prinz erzählt mir eben, daß in einer Ihrer Provinzen ein Eisberg ist, der Cap Scague heißt, und beinahe so hoch wie der Montblanc sein soll. Herr von Ditmar ist in Dänemark geboren," fügte sie hinzu, indem sie eine Bewegung mit der Hand machte, welche für eine Präsentation gelten konnte.

Der Prinz sah zu dem Angeredeten mit einem fragenden Blick hinauf, indem er eine kleine Verbeugung mit dem Kopfe machte; alle Anwesende, die mehr oder minder an dem Gespräche theilgenommen hatten, wandten ihre Aufmerksamkeit auf Ditmar, dem ungefähr wie einem Nachtwandler zu Muthe war, den man durch den Ruf seines Namens erweckt. Zum erstenmal sollte er seine Stimme in diesem Kreise erheben, den er so lange als stummer Theilnehmer betrachtet hatte, es war sein Debüt, und er fühlte, wie viel in diesem Augenblick von seiner Antwort abhänge. Er ließ sein Auge hurtig den Kreis durchlaufen, und begegnete überall dem Ausdruck vornehmer Neugier, nur die Gräfin betrachtete ihn mit einem freundlichen Lächeln. Aber dieses Lächeln genügte ihm, denn es gab ihm seine verlorene Besonnenheit wieder. Er trat langsam zum Sopha hin, als ob er eine feste Stellung einnehmen wolle, und mit einer Verbeugung vor der Gräfin, aber ohne den Prinzen einiger Aufmerksamkeit zu würdigen, erklärte er, daß sie das offenbarste Recht habe, und daß Skagen, weit entfernt ein himmelhoher Berg zu sein, die flachste Sandsteppe sei, die man sich denken könne. Das Uebergewicht, dessen er in diesem Augenblicke sich bewußt war, schmeichelte seiner Eitelkeit. Er blieb neben dem Sopha stehen, er wollte zeigen, daß er ein Recht zu diesem Platz und zur Theil-

nahme am Gespräche habe. Die Gräfin wandte auch noch einmal das Wort an ihn, aber da die Conversation allmälig das geographische Gebiet verließ und sich über gesellschaftliche Interessen verbreitete, die zum Theil noch ein verschlossenes Buch für ihn waren, so wurde sein Triumph bald vermindert. Der Prinz behielt seinen Platz, welchen Ditmar ihm von ganzem Herzen beneidete; denn ungeachtet er selbst mitten im Gespräche stand, war er doch ganz außerhalb desselben. Diese Stellung gab ihm Veranlassung zu Betrachtungen.

Es sind doch sonderbare Menschen, dachte er. Mit welcher Zufriedenheit geben sie ihre Unwissenheit gegenseitig preis. Ungeachtet des Zusammenhalts, der zwischen ihnen stattfindet, bedienen sie sich unserer gern, wenn sie ihre Rache durch unsre Hülfe zufriedenstellen können; nachher lassen Sie uns dann unsere Wege gehen. Sie gleichen den gekrönten Häuptern: Lustbarkeiten können sie mit ihres Gleichen theilen, aber wenn einmal die Noth über sie kommt, bitten sie flugs die Nationen zu Gast, wie es heißt: où peut on être mieux qu'au sein de sa famille. — Welcher Teufel verführt mich, eine solche Bemerkung zu machen, eine so gehässige, so unverdiente? — Der Hochmuthsteufel fügte er hinzu, als Antwort auf seine eigene Frage, indem er sich umsah. — Es sind doch die größten Bagatellen, die man hört; kaum zehn vernünftige Worte, und doch kann ich es ihnen nicht nachthun, ich gerathe gleich ins Stocken, die Andern können den ganzen Abend über einen Zahnstocher sprechen. Es ist verdammt! Ich will mich hängen lassen, wenn ich in diesem Augenblick ein Wort zu sagen weiß. — Da sitzt der kolossale Neapolitaner und accompagnirt seine eignen Dummheiten mit obligater Fistel, — im Grunde beneide ich ihn, daß er sich so der Länge nach auf den Boden hinstrecken kann, ohne daran denken zu dürfen, wie er wieder aufkommt.

Während dessen stand der Prinz auf; aber da inzwischen eines seiner Beine eingeschlafen war, hatte er seine Bewegungen nicht ganz in seiner Gewalt, er stieß an einen Tisch, eine Blumenvase fiel herunter und ging entzwei. Ditmar konnte ein Lächeln nicht zurückhalten, dieses Unglück verursachte ihm eine kindische Freude. Das konnte ich eben so gut machen, sagte er bei sich, und, um es zu beweisen, schritt er mit Sicherheit über die Scherben hin, ohne eine einzige zu berühren. Als die Gräfin bald darauf fortfuhr, verschwand auch Ditmar. Dieser Abend war einer der glücklichsten in seinem Leben gewesen, ungeachtet der vermischten Betrachtungen, wozu er ihm Veranlassung gegeben hatte. —

Es war schon lange von einer Komödie die Rede gewesen, welche bei einem von den Prinzen des königlichen Hauses aufgeführt werden sollte; die ganze elegante Welt in Kopenhagen nahm Theil an dieser Begebenheit, und zwar mit dem größten Eifer. Die Rollen waren ausgetheilt, die ganze Welt wußte an wen, die Trachten waren jeden Abend ein Gegenstand der Diskussionen, man sah Kupferstiche nach und bat einander um Aufklärung. Es war nicht Einer in der Gesellschaft, der nicht das Stück gelesen hatte, ungeachtet sie fast Alle es sehen sollten mit Ausnahme Ditmar's und noch ein paar unbetitelter Herren; es war also nicht das Interesse der Neuheit, daß sie hinreißen sollte, und das Corps diplomatique war sicher, nicht unvermuthet gerade in den sehr gefürchteten Enthusiasmus zu gerathen. Für Ditmar waren alle diese vorbereitenden Gespräche eine wiederholte Tortur; es verwundete seinen Stolz, daß er, der ein geborner Edelmann war aus einer alten Familie, aber seinen Stammbaum nicht geltend gemacht hatte, vor einem „neugebacknen Junker,“ wie er in seinem Aerger sich ausdrückte, zurückstehen solle, „dessen Vorfahren vielleicht hinter dem Ladentisch gestanden hatten, während

die seinigen Schild und Schwert geführt." Er hätte das ganze Fest verachtet, — wie man denn in jenem Alter Alles verachtet, was man gern erreichen möchte, aber nicht erreichen kann, — wenn nicht Gräfin Corsel eine Rolle übernommen hätte. Nun war diese letzte Ausflucht abgeschnitten. In den letzten Tagen vor der Aufführung schlich er wie ein Menschenfeind umher. Endlich beschloß er eine alte Dame, welche, wie er wußte, Einfluß besaß, zu ersuchen, ihm einen Platz bei der Generalprobe zu verschaffen, die nach Gewohnheit vor einem eben so großen, aber nicht so vornehmen Publikum aufgeführt wurde, wie die Vorstellung selbst, denn es bestand nur aus den Kindern vornehmer Leute nebst Gouvernanten und Hofmeistern und solchen Personen, die mit dem Hofstaat des Prinzen Bekanntschaft hatten.

Schon auf der prächtigen, breiten Treppe blieb Ditmar stehen und besann sich, ob er weiter gehen solle, — denn ein Lakai hatte ihn angesehn, und er fand sich durch diesen Blick beleidigt. Aber der Gedanke an die Gräfin trieb ihn unwiderstehlich vorwärts. Er hatte auf das bei Theaterproben gewöhnliche Halbdunkel gerechnet, aber der Saal war gut erleuchtet; umkehren konnte er nicht gut, es ließ sich nicht wohl thun, ohne die zu beleidigen, die ihm den Platz verschafft hatte. Er suchte sich eine Stelle zunächst der Bühne aus, wo er meinte, daß die Lampenschirme am meisten Schatten auf ihn werfen würden, und hier raffte er einige Mäntel und Shawls zusammen, und bildete daraus mit Hülfe eines Stuhls ein Bollwerk, hinter welchem er hoffte, daß die Peinlichkeit seiner Lage Anfang und Ende finden werde.

Der Vorhang ging in die Höhe, die Gräfin betrat die Bühne zuerst mit, sie spielte lebhaft und natürlich. Ditmar vergaß seine unbehagliche Stellung, sein Stolz schwieg, er ward hingerissen

von der Freude, welche es ihm machte, sie zu hören und zu sehen. Sie war auch reizend in der schmucken Tracht als Bauermädchen. Der kurze Rock zeigte recht deutlich ihren kleinen zierlichen Fuß, das glatte Haar, das unter die kleine Mütze gestrichen war, gab ihr ein kindliches Aussehen, ein seidenes Mieder mit kleinen Schößchen, die lichtblaue Schürze, die bunten kreuzweis über die Brust geschnürten Bänder, — er hatte sie nie so allerliebst gesehen. Sie bedurfte nicht des Sammets und der Juwelen, um zu glänzen. Natürlich wiederholte er, was alle Liebhaber in derselben Lage vor ihm wiederholt haben: „Warum ist sie nicht das, was diese Tracht andeutet? Wie glücklich könnte ich da vielleicht werden!“ —

Das erste Stück war vorüber, und das zweite, ein kleines Conversationsstück von Scribe sollte beginnen. Alles war gut gegangen, und Ditmar fing an, sich mit seinem Platz zu versöhnen. Zwischen den Stücken ward Thee servirt, die Bühne blieb offen, einige von den Kindern verließen ihre Plätze, um die Lampen zu betrachten, und guckten mit kindlicher Neugier in die Scene, während sie einander ihre Bemerkungen mittheilten. Die Gräfin bückte sich nieder, um ein kleines Mädchen zu küssen, das Kind streichelte sie und zupfte an ihrer Tracht. Frau von Corsel kniete vor den Lampen nieder, um besser mit den Kindern sprechen zu können, welche bald in einem ganzen Kreise um sie her standen. Sie war nicht mehr als drei Schritte von Ditmar entfernt, welcher den Athem anhielt, um sich nicht zu verrathen. Sie beugte den Kopf wieder über das Kind, und entblößte dabei den schönen Nacken, welchen er zu betrachten nicht müde werden konnte. Gleichzeitig stieß ein kleines Mädchen an eine Lampe, daß sie umfiel. Die Gräfin sprang auf, Ditmar machte unwillkürlich eine Bewegung, wodurch seine Verschanzung zusammenstürzte

das erschrockene Kind weinte aus vollem Halse und nahm seine Zuflucht zu ihm, der jetzt in der Beleuchtung aller Lampen dasaß und sich über das Kind beugte, indem er den kleinen Schreihals von ganzem Herzen verwünschte, — alles dies war das Werk eines Augenblicks.

Die Gräfin hatte ihn gleich erkannt. Sie warf einen Blick auf ihn, darauf noch einen prüfenden auf die versammelten Zuschauer, und sagte verwundert: „Sie hier? — Wollen Sie uns recht kritisiren, wenn Sie die Vorstellung zweimal sehen?"

Ditmar stand auf und hielt das Kind an der Hand. Er fühlte dunkel, daß es ein gefährlicher Augenblick war. „Frau Gräfin," sagte er halblaut, „ich kann die Vorstellung nur einmal sehen, ich habe nicht den Rang, der erforderlich ist, bei Seiner Königlichen Hoheit zu erscheinen." Indem er diese demüthige Erklärung gab, richtete er seine schlanke Gestalt noch mehr in die Höhe. Die Gräfin betrachtete ihn, ohne zu lächeln.

„Ich hätte mich von einem Ort entfernt halten sollen, den ich nicht gut genug bin zu betreten," fuhr er fort, „aber mein Verlangen Sie in dieser so lange und so oft besprochenen Vorstellung zu sehen, war stärker als meine Ueberlegung; ich hoffte, daß mich in der Menge Niemand von denen erkennen würde, welche in derselben Kategorie sind wie ich. Und am wenigsten wünschte ich von Ihnen erkannt zu werden, Frau Gräfin. Diese Demüthigung ist eine wohlverdiente Strafe für meinen Mangel an Selbstbeherrschung."

Die Gräfin betrachtete ihn freundlich. Es war ein hoher Grad von Stolz, welcher Ditmar diese Worte in den Mund egte. Er wollte sich über seine Stellung erheben. Es glückte ihm auch.

„Nun wohl! Spielte ich meine Rolle gut? Waren Sie mit

mir zufrieden?“ fragte die Gräfin mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit. „Es freut mich recht, ein zuverlässiges Urtheil zu hören. Es ist das erstemal, daß ich Komödie spiele, ich habe keine Anleitung gehabt, deswegen müssen Sie mich nicht allzustrenge beurtheilen.“

Wäre noch der mindeste Zweifel bei Ditmar über die Liebenswürdigkeit der Gräfin vorhanden gewesen, so mußte er in diesem Augenblicke verschwunden sein. Er war nicht im Stande zu antworten. Zum Glück ward sie abgerufen, um sich für das folgende Stück umzukleiden. —

Ditmar drückte sich in den nächsten Fensterwinkel und überließ sich seinen Gedanken. Er würde diese wenigen Minuten nicht für das ganze Fest des morgenden Abends hingegeben haben; er hielt die Hand vor die Augen, und hatte keine Theilnahme für die Probe, bis er die Stimme der Gräfin wieder hörte. Sie trat als Dame auf; aber das kleine Landmädchen stand ihr besser, es war die Tracht, in welcher sie seinen gesunkenen Muth aufgerichtet hatte, als er ihr denselben in Verzweiflung vor die Füße warf. — Ach, seufzte er, als Bauermädchen hatte sie einen Augenblick Herz für meinen Kummer, jetzt aber, als Dame, als Gräfin, — jetzt ist das verzessen und vorbei. —

Der Undankbare! In ihrer Rolle kam eine Replik, und darin der Satz vor: „Es giebt Augenblicke in unserm Dasein, mein Herr, deren feierliches Schweigen weit ausdrucksvoller ist als die Beredtsamkeit eines ganzen Lebens.“ — Ihr Mitspieler war Liskow, aber sie sah diesen nicht an, sondern richtete die ganze Replik an Ditmar, indem ihr Blick fest auf ihm haftete; und es war der einzige Blick, der während der ganzen Vorstellung die Schranken überschritt, welche die Bühne von den Zuschauern trennten. —

Der Saal ward ihm zu enge. Sobald es ihm möglich war

wegzukommen, verließ er das Palais und eilte die Straße hinab nach dem Hafen. Hier blieb er auf dem erhöheten Hügel stehen, von wo man die Aussicht über den Sund hat; die dunkle See lag vor ihm, undurchdringlich für seinen Blick wie seine Zukunft; das Treibeis ward von den Wellen zwischen den Schiffen in Bewegung gesetzt, und diese einförmigen Laute wiegten seine Sinne in Schlummer. Es wehte heftig, er nahm den Hut ab und ließ den Wind seine brennende Stirn kühlen. Rings um ihn war Alles still, es war schon spät Abends, die einzelnen Lampen brannten matt und trübe, weit davon auf dem Platz vor dem Schlosse vereinigte sich ihr Schein erst in einen Strahlenkranz; da, wo er stand, war Alles düster und unfreundlich. Aber er merkte es nicht, denn in seiner Seele war es licht, und durch den Blick, womit die Gräfin ihn betrachtet hatte, war eine Hoffnung entzündet worden, welche stärker leuchtete als der Strahlenkranz auf dem Schloßplatze.

„Mir galt er, dieser Blick," rief er laut, „mir! — — Ja, es hat einen Augenblick in unserm Dasein gegeben, dessen feierliches Schweigen ausdrucksvoller war als die Beredtsamkeit eines ganzen Lebens. Es giebt Augenblicke in unserm Dasein, mein Herr — — — — **Monsieur**, das verhaßte **Monsieur**! — Aber das stand in der Rolle, **Monsieur** galt nicht mir, — und ihr Gedanke — — — — die Worte gehen mich nicht an. — Aber morgen wirft sie vielleicht denselben Blick auf den Prinzen, auf diesen verhaßten Neapolitaner, — und ich kann nicht zugegen sein, um es zu sehen — kann nicht! — Hat er ihr Leben retten oder mit ihr sterben wollen? Hat er einen solchen Augenblick erlebt, der allein dieser Replik und diesem Blick ihre Bedeutung geben kann? — Und bedarf er ein Arzeneimittel gegen das Gift, das das stärkste von allen ist, und welches Unzufriedenheit heißt mit dem, was uns das Schicksal zutheilte?" —

Sein Sinn ward wieder ruhiger, und mit einem beinahe krampfhaften Lächeln sagte er: „Nein, er hat ihn nicht erlebt. Obwohl er ein Prinz ist, wird er diesen Blick nicht empfangen. Er kann sie lehren, daß Skagen ein Eisberg sei, aber er versteht es nicht, mit ihr zu sterben. Sterben ist eine einfache, durchaus undiplomatische Begebenheit. Es steht nicht das Geringste davon im **Code de la civilité** oder im **Manuel diplomatique**, der der Koran dieser Leute ist. Und er lachte laut bei diesen Worten.

Eine Hand ward ihm auf die Schulter gelegt; es war die Schildwache, die ihm zum drittenmal ihr Verbot wiederholte, sich hier länger aufzuhalten. „Darf ich hier nicht stehen?“ sagt Ditmar mit Heftigkeit, denn er war in diesem Augenblick nicht gestimmt, Verbote zu dulden.

„Nein, nach dem Zapfenstreich darf Niemand hier stehen,“ wiederholte die Schildwache, indem sie sich zwischen ihn und die Brustwehr stellte, als wolle sie ihn abhalten ins Wasser zu springen.

„Mein Freund, ich bin nicht toll,“ sagte Ditmar ruhig.

„Na ja, ich will es schon glauben, aber hier darf Niemand stehen nach dem Zapfenstreich,“ wiederholte die Schildwache. Ditmar drehte sich um und ging heim. —

Als die Wagen am nächsten Abend anfingen durch die Straßen zu rollen mit Zuschauern nach der Komödie bei dem Prinzen, ließ Ditmar sein Pferd satteln und ritt zur Stadt hinaus. Auf den hohen Hügeln am Sunde hielt er an und blickte nach Kopenhagen; es fror und war sternenhell. Die See rollte gegen den Strand in langen, weißen Streifen und spritzte ihren Schaum hoch zu den Hügeln hinauf. Nur in einem einzigen kleinen Bauernhause war Licht, das ganz abseits am Abhange lag. Es machte ihm Vergnügen, sein Pferd den steilen Rand hinab-

gehen zu lassen, bis es mit den Füßen in der Brandung stand, da war es nicht mehr Schaum, sondern es waren Wassertropfen, die ihn überspritzten. Darauf kehrte er auf demselben Wege zurück, gab dem Pferde die Sporen und ritt gegen Norden. Erst spät in der Nacht kam er nach Hause, fast eben so ermattet wie sein Pferd. —

Einige Tage sah Ditmar die Gräfin nicht, sie hatte sich bei der Komödie erkältet, welche jetzt der Gegenstand des Gesprächs war. Als er sie zum erstenmal wieder sah, kam es ihm vor, als weiche sie ihm aus, und als ob ihre Miene vornehmer sei als irgend zuvor. Diese Bemerkung zog gleichsam eine Eisrinde um sein Herz. In dieser Stimmung ward er von einem Bekannten angeredet.

Es war Baron Rosen, ein junger Mann von alter Familie, mit einem bedeutenden Vermögen und gutem Verstande. Sein Charakter war brav, sogar ritterlich, und es war eine Noblesse sowohl in seinem Aeußern wie in seinen Manieren, welche für ihn einnahmen; aber er war ein Brausekopf, unbedachtsam in seinen Aeußerungen, übereilt in seinen Urtheilen, und doch bei alledem ein scharfer Beobachter. Er hatte studirt, aber beabsichtigte nicht, ein Amt zu suchen, da seine Besitzungen in Jütland seiner Thätigkeit ein weites Feld eröffneten. Ueberdies war er ein kecker Reiter, ein geübter Jäger, sang kleine Romanzen mit Ausdruck, und ward immer von den Damen im Inclinationswalzer gesucht, war aber oft schwer zu finden, denn seine Beweglichkeit erlaubte es ihn nie, lange an Einem Ort zu bleiben.

„Guten Abend, Ditmar," rief er aus. „Ich habe Sie ja ewig lange nicht gesehen. Nun, wie leben Sie, Lord Spleen? So sollen sie künftig heißen, Sie machen ja ein Gesicht als ob jedes ihrer Augen eine scharfgeladene Pistole wäre. Amüsiren Sie sich nicht? Kommen Sie, lassen Sie uns eine Runde

machen, und das Publicum überschauen; Sie sollen mir helfen, von Jedem etwas Böses zu sagen."

Er nahm Ditmar unter den Arm und zog ihn mit sich fort. In einem der Säle blieb er an einem Spieltisch stehen, wo ein schlanker, hübscher Mann mit einem Schnurrbarte Bank gelegt hatte, und mit den Karten in der Hand die Einsätze seiner Gegenspieler erwartete. Die Miene, womit er seine Gegner betrachtete, verrieth die vollkommenste Gleichgültigkeit. Mit derselben unveränderten Miene begann er sein Spiel.

„Graf Voller ist ein guter Spieler," sagte Rosen; wie ein guter Christ das Gute um des Guten Willen thut ohne Rücksicht auf Lohn, so liebt er das Spiel des Spiels wegen; er geht nicht darauf aus, Andern das Geld abzugewinnen, und verliert daher immer sein eigenes mit Contenance. Aber er spielt zu ritterlich, das ist sein eigener Schade, denn was sagt das Sprichwort? Im Spiel gilt keine Brüderschaft. Sehen Sie einmal die Andern an! Muß man sich nicht über seine Landsleute ärgern? Sehen Sie einmal die Neugierde, die ihnen aus den Augen leuchtet, sehen Sie, wie der Kammerjunker seinen armseligen Fünfthalerschein zupft, als ob er sich so herzlich ungern davon trennte. Sieht das nicht, mildest gesagt, unanständig aus? Ich versichere Ihnen, ungeachtet ich das Spiel hasse, bin ich stolz, daß der Graf mein Landsmann ist, denn er versteht doch, die Nationalehre am Spieltisch zu behaupten. So, nun disputiren die Andern um den Einsatz. Der verdammte Preuße dort zieht ein Gesicht, daß ich Lust hätte, — — Aber der Preuße hat Recht. Lassen Sie uns gehen, sonst komm' ich um meine Laune."

„Wer ist der Mann, der dort steht und lächelt?" fragte Ditmar.

„Kennen Sie ihn nicht? das ist mein Oheim, Geheimrath Munthing, ein feiner alter Bursche. Finden Sie nicht, daß er den Bildern gleicht, die man vom Fürsten Talleyrand hat? Es ist derselbe Ausdruck, welcher nichts Anderes sagt als: sehen und nicht sehen, hören und nicht hören. — Da kommt General Horn, er sucht eine Anstellung für seinen Schwiegersohn; ich weiß, er hat fünf Hofdamen auf meinen Oheim gehetzt, die ihn heut Abend plagen sollen, aber komme einer nur an den Geheimrath, er ist glatt wie ein Aal. Sehen Sie ihn jetzt an! Ist es nicht ein göttliches Gesicht? Und das große blaue Taschentuch! Macht es nicht einen unvergleichlichen Effect in einer Soiree? — Nun geht der General, er kann eben so gut gleich zum letzten Mittel greifen, — Sie wissen ja wohl, was das letzte Mittel ist."

„Ich muß meine Unwissenheit gestehen," sagte Ditmar lächelnd.

„Aber Sie sind auch beinahe zu unwissend. Das letzte Mittel ist, Etwas beim Könige nachsuchen als letzte Gnade für lange und treue Dienste. Sie sehen wohl ein, daß man damit sparen muß, denn man kann es nicht gut öfter anwenden als einmal alle zwei Jahre. Aber diesmal hilft es ihm nicht, denn der Oheim hat schon das Amt vergeben, es ist einer von der Familie, der es haben soll. Sie wissen ja, was das Sprichwort sagt: man muß heuen, wenn die Sonne scheint. Apropos Heu, ich hoffe, Sie werden mich im Sommer auf Rosenthal besuchen." Der Baron wartete Ditmar's Antwort nicht ab, sondern zog ihn mit in ein anderes Gemach, plötzlich sagend: „Was ist das für ein Congreß? Kommen Sie, hier werden Reden gehalten."

Vor einem mit Kupferstichen bedeckten Tisch stand Marschall Monsigne mit einem großen Schlachtstück in der Hand; es war eins von Vernet's bekannten französischen Vorpostengefechten. Der

Marschall hatte unter Napoleon gedient, und man sagte, der Kaiser habe ihm einmal seinen eigenen Orden der Ehrenlegion angeheftet, als er nach einem Gefecht über die Wahlstatt ritt. Mit Wärme und Leben beschrieb Monsigne die lithographirte Scene, ihm zur Seite stand ein hochgewachsener Mann mit schwarzem Haar und Schnurrbart und einem Stern auf der Brust, auf der andern Seite stand General Horn, — dessen vollständiger Titel Generalkriegscomissär lautete. Der Tisch war von militärischen und civilen Herren und Diplomaten umringt. Indem die beiden Freunde zu dem Kreise hintraten, sagte der Marschall: „Das ist eine Natur, die meisterhaft ist. Sehen Sie einmal den Soldaten im Vorgrund, er ist verwundet und kann sich nicht mehr erheben, sehen Sie den Ausdruck von Schmerz und zugleich von Muth, sehen Sie, wie er krampfhaft ins Gras greift. **Ah, comme il gratte la terre!** Man kann die Kugeln ringsum hören."

Alle waren einig darin, daß es ein Meisterstück sei. Der Marschall legte den Steindruck fort, warf einen Blick auf seine Nachbarn zur Seite, und sagte mit einer Trockenheit, die gegen seine vorhergehende Wärme merklich abstach: „Aber Sie haben nie so etwas gesehen, meine Herren." — Der kleine elegante Diplomat, der unter einer unbestreitbaren Autorität elf Campagnen mitgemacht hatte, sah in diesem Augenblick aus wie ein Kriegsgott unter den hohen knebelbärtigen Herren, die alle die Augen niederschlugen und ihn im Herzen verwünschten. Ditmar furchte die Stirn, aber Rosen lachte. Ohne das Unbillige in diesem Vorwurf gegen die dänischen Officiere zu bedenken, sagte er zu Ditmar: „Es ist ein göttlicher Kerl, der Monsigne, er hat eine Unverschämtheit, um die man ihn beneiden könnte."

„Und die Andern eine Langmuth, die ich mir wünschen

würde, wenn mir dergleichen ja wiederfahren sollte," fügte Ditmar hinzu.

„Dort steht seine Tochter," sagte Rosen," sie ist eben so liebenswürdig, wie der Vater brutal ist. Soll ich Sie vorstellen? Und ohne eine Antwort abzuwarten, that er einen Schritt vorwärts und präsentirte Ditmar dem hübschen Fräulein von Monsigne, die eine der anmuthigsten Damen des Corps diplomatique war. Hierauf verließ er sie, um der Marschallin seine Aufwartung zu machen, und zugleich das lebhafte Gespräch zu stören, worin diese sich mit dem Grafen Walstein, ihrem erklärten Anbeter, befand.

Ditmar mußte wieder die Herren um ihre Fertigkeit beneiden, von Nichts zu sprechen, sein Vorrath von Bemerkungen war bald geleert; aber wie sein Blick alsbald auf die Gräfin Corsel fiel, war es, als habe dieser Blick eine bisher unbekannte Mine entzündet, die seine Verlegenheit plötzlich in die Luft sprengte. Ich will ihr beweisen, daß ich sprechen kann, sagte er für sich, und setzte das Gespräch mit Fräulein Monsigne fort. Zweimal begegnete sein Blick dem der Gräfin Corsel; da er das Fräulein mit einer tiefen Verbeugung verließ, bildete er sich ein, daß die Gräfin ihn minder vornehm anblicke, als es den übrigen Theil des Abends der Fall gewesen sei.

Wie nun die Thüren zu dem Saal geöffnet wurden, in welchem Musik gemacht werden sollte, und die Damen um das Fortepiano Platz nahmen, folgte Prinz Poppi der Gräfin auf den Fersen, und stellte sich hinter ihren Stuhl. Ditmar sah, wie er sich mit beiden Händen auf den Rücken des Stuhls lehnte, so daß die eine, und gerade die, auf der er keinen Handschuh trug, beinahe ihre Schulter berührte, wie er sich über sie hinabbeugte und ihr zuflüsterte. Es kochte in ihm bei diesem Anblick, und

nie war eine Hand ihm so abscheulich und so plump vorgekommen wie die des Prinzen. Die Gräfin lachte. —

Als die Musik mit einer rauschenden vierhändigen Sonate begann, hörte man überall eine gedämpfte, aber lebhafte Conversation: Baron Lotting bemerkte, daß Sonaten ein ganz vortreffliches Accompagnement wären, wenn man die Cour mache. Als aber der Gesang ertönte, ward Alles still, nur Prinz Poppi war der Meinung, daß man bei Vokalmusik die Cour machen könne, er beugte sich zur Gräfin nieder und flüsterte ihr etwas ins Ohr mit jenem unangenehmenden Zischlaute, der stets seine Fistelstimme begleitete. Die Gräfin bog sich etwas vornüber, als ob sie es vermeide, ihn anzuhören, sie wendete den Kopf von dem Prinzen ab, und ihr Blick traf Ditmar, der mit gekreuzten Armen dastand und sich an eine Thürpfoste lehnte. Sein Gesicht trug den Ausdruck seiner betrübten Stimmung. In dem Augenblick, wo ihre Blicke sich begegneten, zog die Gräfin fast unmerklich die Schulter, welche nach Poppi gewandt war, als ob sie sich damit über die Langeweile beklagen wolle, die er ihr verursache. Der trübsinnige Ausdruck in Ditmar's Augen wich einem Glanz, der die Gräfin vermochte, die ihrigen niederzuschlagen. Sie schien nur für die Musik Auge und Ohr zu haben, aber zweimal hob sie doch den Blick bei zwei ausgezeichnet schönen Stellen, und ließ ihn auf Ditmar gleichsam weilen. Er hatte nie in seinem Leben eine Musik gehört, der er diese an die Seite stellen konnte.

Nach dem Concert sollte getanzt werden, aber die Gräfin wünschte sich zu entfernen, und ihr Bruder gab ihr den Arm, um sie nach dem Wagen zu führen. Sie erwiderte die unzähligen Begrüßungen, welche sie empfing, als sie durch die mit Menschen erfüllten Zimmer ging, ohne aufzublicken, und antwortete

nichts auf die schmeichelhaften Klagen über ihren zeitigen Weggang. Ditmar hatte sich an die Thür gestellt, um der Letzte zu sein, der sie sähe: noch hatte sie das Auge nicht vom Boden erhoben. In der Thür drehte sie sich halb um, blickte auf und erwiederte Ditmar's Gruß mit einem Lächeln. Dieses Lächeln, das ihn so unerwartet traf, entzückte und verwirrte ihn. Er verschwand gleich darauf, eilte hinaus, warf seinen Mantel um, und stürzte die Treppe hinunter, um sie abfahren zu sehen. Sie stand noch auf der untersten Stufe in ihren Mantel dicht eingehüllt, der Graf hatte sie verlassen, um seinen unzuverlässigen Kutscher zu schelten, der nicht vorgefahren war. In seiner Eilfertigkeit wäre Ditmar beinah an ihr vorübergelaufen; als er sie sah, blieb er wie an den Fleck genagelt stehen, ohne ein Wort zu sagen. Die Gräfin wandte sich um und sagte: „Es war ein sehr schönes Concert. — Sie gehen auch, so zeitig? Es wird ja getanzt.“

„Sie sind ja nicht mehr da, Frau Gräfin,“ antwortete Ditmar, und erschrack fast über seine eigenen Worte, die er gern zurückgerufen hätte, wenn es möglich gewesen wäre.

Die Gräfin schlug die Augen nieder und schwieg. Der Graf kam inzwischen zurück, der Wagen fuhr vor, und sie stieg ein, ohne ihm einen Blick zu schenken. —

„Ich bin toll, ich bin von Sinnen“ sprach Ditmar für sich „ich habe den Engel beleidigt. Wie konnte es mir einfallen, ihr so zu antworten? Es war ja eine förmliche Erklärung. Es ist die zweite dieser Art, wozu mich meine Unbesonnenheit verführt hat. Zuerst in der Generalprobe. — Was muß sie von mir denken?“ —

Der Wagen fuhr im Fluge die Straße hinunter, und Ditmar folgte ihm athemlos. Er holte ihn in dem Augenblick ein, wo er vor Corsel's Pforte hielt. Der Kutscher knallte mit der

Peitsche, der Pförtner schloß auf, und der Wagen rollte hinein. Als der Wagen im Schein der Laternen sich herumwandte, stand Ditmar im Schatten und bemühte sich, hineinzusehen; er hätte sein Leben für einen Schimmer ihres Gesichtes gegeben, um daraus abnehmen zu können, ob er sie beleidigt habe. Aber die Gräfin saß in der Wagenecke, er konnte nichts weiter sehen als die weiße Feder auf ihrem Hute. — Und ich bin es, sagte er, der sie beleidigt hat, ich, der ich mein Leben hingeben würde, um ihr eine frohe Stunde zu erkaufen! — Ich bin toll! — Aber nun weiß sie, wie rasend ich sie liebe, sie weiß, wie wenig ich meiner selbst mächtig bin. — Dieser Gedanke milderte seine Reue, er schmeichelte seiner Eitelkeit. Er stellte sich auf die gegenüberliegende Seite der Straße und betrachtete das Haus. Durch mehrere Zimmer bewegten sich Lichter längs der Vorhänge, welche darauf wieder dunkel wurden. „Jetzt ist sie in ihrem eigenen Gemach, wo Alles von ihr gleichsam durchdrungen ist," — und Ditmar's Phantasie bewegte sich dreist in diesem Himmel seiner Gedanken. — „Ob sie wohl an mich denkt? An mich, den sie bei den herrlichen Stellen der Musik in ihrer Seele lesen ließ. Wie himmlisch war auch das Duett! — Ihre und meine Seele schwammen auf diesem Meer von herrlichen Tönen, — sie badeten sich in den reinen Wellen der Musik. — Ob sie noch einen Gedanken für mich hat, jetzt, in der Einsamkeit, während sie alle jene Herrlichkeiten ablegt, die ihre Schönheit nur verbergen, aber nicht im Stande sind, sie zu heben. — Da müßte es denn ein Gedanke des Hasses an den sein, der ihre Engelgüte mißbrauchte, um sie zu beleidigen. Haß — sie ist nicht im Stande zu hassen, es ist kein Raum in ihrer Brust für ein so niedriges Gefühl. Aber Verachtung!" — Bei diesem Gedanken hob Ditmar das Haupt und sah stolz zu den Fenstern

hinauf. „Verachtung! Dahin solle es kommen? Nein, sie hat keinen Grund, mich zu verachten. Ich lasse mich nicht verachten, ich habe eben so viel Stolz wie alle Jene; was habe ich denn gethan, weshalb sie mich verachten könnte? — Aber Spott — Spott!“ — Und bei diesem Worte sank sein Muth, und ein schmerzliches Gefühl von Schaam machte, daß er den Kopf auf die Brust sinken ließ. „Spott ist das Element der Menschen, sie bewegen sich darin wie die Fische im Meer, es ist ihr sechster Sinn, der Sinn für das, was sie Inconvenable nennen; er ist ihnen eben so nothwendig wie die fünf allgemeinen Sinne. — Inconvenable, dies unübersetzbare Wort, das die große Welt einig geworden ist als einen Stempel für alles das zu gebrauchen, was kein Fehler ist, was sie aber gleichwohl als einen Eingriff in ihre Herrschaft, als ein Majestätsverbrechen gegen ihren Absolutismus brandmarken will. — Dies ist ein eben so fürchterliches Wort, wie die gräßliche Verdammung, die auf den spitzen Mützen der Inquisition stand, wenn deren unglückliche Opfer zu den Autodafeen geschleppt wurden. — Sie wird meiner spotten, sie wird über den Narren lachen, der Unverschämtheit genug hatte, ihr eine solche Erklärung zu machen, ohne an den Abstand der Stellung zu denken. — Ja, ihr Spott ist es, den ich verdient habe.“ —

Ditmar hüllte sich in seinen Mantel, und floh fast eben so hurtig, wie er gekommen war. Aber der Furie, welche in seiner eigenen Brust raste, konnte er nicht entfliehen, sie verfolgte ihn und schwang ihre blutige Geisel in der stillen Nacht mit einer Grausamkeit, die ihn fast zur Verzweiflung brachte. —

Der folgende Tag war gerade der sechste December, es war der Königin von Spanien hoher Geburtstag, und der spanische Minister, Graf Ignazi, gab auf diese Veranlassung einen großen

Ball, der sehr prächtig sein sollte, und den der König und die Königin mit ihrer Gegenwart beehren wollten. Auf das Verlangen seines Beschützers hatte auch Ditmar eine Einladung erhalten, aber er hatte nur wenig Lust, an diesem Fest theilzunehmen, und wenn dies hätte geschehen können, ohne den Grafen Tesch zu beleidigen, so wäre er lieber mit seinen trüben Gedanken zu Hause geblieben.

Eine solche Pracht hatte Ditmar noch nie gesehen. Der Hof im Hotel des Ministers war erleuchtet mit farbigen Lampen, und mit weißem Sande bestreut, so daß man das Geräusch der Wagen nicht hören konnte, die Treppen waren mit schönen Teppichen belegt und mit Blumen und Kränzen geschmückt, die Erleuchtung der Zimmer war fast zu stark, sie blendete das Auge mehr als der hellste Tag. Ungeachtet es mitten im Winter war, stieg ein köstlicher Blumenduft aus einer Menge von Vasen mit lebenden Blumen. Der Ballsaal war besonders prächtig; im Hintergrunde war das spanische und sächsische Wappen angebracht mit großen vergoldeten Kronen darüber, und umschlungen mit geschmackvollen Draperien von blauer mit goldenen Lilien gestickter Seide, „denn die Königin von Spanien war eine sächsische Prinzessin, und die drei goldenen Lilien sind des Königs Familienwappen," erklärte der alte Legationsrath Ditmar mit vieler Salbung.

Die Gemächer wimmelten von Menschen, und alle die waren zugegen, deren Bekanntschaft wir nach und nach gemacht haben. Die Unterhaltung war sehr lebhaft, noch waren die königlichen Herrschaften nicht gekommen, die Gräfin Corsel auch nicht. Ditmar stand in einer Fenstervertiefung, in Gedanken versunken, sein Gesicht trug nur allzu deutlich das Gepräge des Mißmuths, der sein Inneres drückte. Graf Tesch nährte sich ihm und

raunte ihm zu: „Sind sie in schlechter Laune? Es paßt nicht sie bei einer solchen Veranlassung zu zeigen. Ein Diplomat muß gar keine Laune haben, weder eine zu gute, noch eine zu schlechte, beide verrathen ihn."

„Darf denn ein Diplomat nicht Mensch sein?" sagte Ditmar. „Ist er denn durchaus zum Automaten verdammt?"

„Das gerade nicht," warnte der Graf, ein wenig verletzt, „aber er muß über sich selbst Macht haben. Sehen Sie einmal in den Spiegel. **C'est de mauvaise grâce au bal, c'est inconvenable.**"

Ditmar erröthete bei diesem verhaßten Wort. Er hat Recht, dachte er, laßt uns um Alles in der Welt nicht mehr gegen das Convenable sündigen. — Und er arbeitete an seinem Gesicht so lange, bis er ihm ein einigermaßen erträgliches und nicht allzu steifes Lächeln mitgetheilt hatte. Dabei ließ er es bewenden, und mischte sich unter den Haufen.

Er traf sofort auf Baron Rosen, der sich nach seiner Gewohnheit über alle Anwesenden aufhielt. Besonders hatte er an der Figur der Gräfin Dehn viel auszusetzen. „Sie ist fast allzu närrisch," sagte er, „sogar im **Corps diplomatique**, wo sonst alle möglichen Figuren zulässig sind. Ich muß, wenn ich sie sehe, immer an das römische Recht denken, welches sie in einem einzigen Bande darstellt; ihr Unterleib macht nämlich das **Corpus Iuris** aus, und ihre gesegnete Gorge sind die dazu gehörigen Pandecten. Finden Sie das Gleichniß nicht treffend?"

Ditmar konnte nicht umhin zu lachen, und das gezwungene Lächeln ging in ein natürliches über. „Heut Abend kommen ein paar neue Kammerherren her, von denen ich mir viel Freude ver-

spreche," fuhr Rosen fort. „Ich freue mich darauf zu sehen, wie geschmeidig sie sein, und wie sie sich schmiegen und drehen werden, damit Alle und Jeder dazu gelangt ihren Revers zu sehen, der jetzt ihre beste Seite geworden ist. Ich möchte wohl wissen, wie ich mich selbst benehmen würde, wenn ich einen Kammerherrnschlüssel empfinge, vermuthlich noch etwas ärger als irgend ein Andrer, denn das ist contagiös, — Gott sei Lob, daß es nicht zugleich miasmatisch ist."

Liskow trat in den Saal und sagte: „Ein Skandal, meine Herren! Während sie hier in einer tiefsinnigen philosophischen Unterredung begriffen sind, gehen unten auf der Straße Skandale vor. Der Herr Marschall ist verdrießlich darüber geworden, daß Lotting's Kutscher vor dem seinigen in den Thorweg hineinfuhr, er hat ihm eigenhändig einen Wischer ertheilt, — ich glaube, mit der Scheide seines Pairsdegens."

„Schlug er ihn?" fiel Ditmar verwundert ihm sogleich in's Wort.

„Mit dem Pairsdegen?" fügte Rosen hinzu. „Das war herablassend. Er hat ihn also zum Ritter geschlagen kraft seiner Würde als Pair von Frankreich. Der glückliche Kutscher!"

Die Thür ward wieder geöffnet, und Baron Lotting trat ein mit demselben halblächelnden, halbernsthaften Gesicht, das er immer hatte. „Es ist die Meeresstille vor dem Sturm," bemerkte Rosen.

Bald darauf ward die Thüre weit geöffnet, und blieb einen Augenblick offen, bis der Marschall Monsigne und seine Tochter eintraten. Sie war eben so blaß, wie ihr Vater roth; er sah sich im Saal um, als ob er ungewiß wäre, ob er den Anwesenden imponiren solle oder einen milderen Weg wählen. Aller Augen beobachteten ihn in diesem Augenblick; nur Baron Lotting küm-

merte sich nicht um ihn. Der Marschall ging zu ihm hin und sagte: „Sie sehen selbst, Herr Baron, daß die Unannehmlichkeit, die eben zwischen uns vorgefallen ist — — — —"

„Herr Marschall," unterbrach ihn Lotting, und beugte sich sehr tief, „ich habe es mir ein für allemal zum Grundsatz gemacht, mich nie in die Zänkereien meiner Bedienten zu mischen." Er verbeugte sich abermals, und wendete sich mit der größten Ruhe von dem erstaunten und erbitterten Marschall ab.

„Künftig soll Lotting mein Held sein," sagte Rosen; „er ist doch der Vorzüglichste von ihnen Allen. Ich mache es wie der große Christoph im Abenteuer: er wollte nur dem Stärksten dienen, und ich will nur den Unverschämtesten bewundern."

Ditmar's Aufmerksamkeit wurde jetzt ausschließend auf die Gräfin Corsel hingewandt, die in diesem Augenblick eintrat, von ihrem Bruder begleitet. Sie war fast einfach gekleidet, ganz weiß, das Haar auf beiden Seiten glatt gescheitelt, sowie sie es an dem Abend getragen hatte, wo sie das Bauermädchen spielte, und mit einem Kranz von Immortellen. Ihr einziger Schmuck war ein Kreuz von Brillanten, das sie um den Hals trug, und das ihr in Verbindung mit ihrem weißen Anzug ein fast nonnenartiges Ansehen gab. Sie war unbeschreiblich reizend. Ihr rascher Blick entdeckte Ditmar sogleich, aber sie verstand, an ihm vorbeizusehen, als ob er gar nicht zugegen sei. Ditmar fühlte, daß es noch etwas Bittreres geben könne, als Spott zu erdulden, nämlich: übersehen zu werden. Er sah, mit welcher Freundlichkeit sie den Vicomte Flavine antwortete, mit welcher Bescheidenheit sie alle Schmeicheleien annahm, die ihr gesagt wurden; sie ward zu verschiedenen Tänzen aufgefordert, und noch hatte sie ihn keines Blickes gewürdigt, ihn, der nur von ihren Blicken lebte. Plötzlich erweiterte sich der Kreis, die diplomatischen Da-

men sanken fast zur Erde, die Herren verbeugten sich mit der tiefsten Unterthänigkeit; es war, als ob der Saal im Nu ein paar Ellen höher würde. Es waren die königlichen Herrschaften, welche eintraten, begleitet von der spanischen Legation, welche sie auf der Treppe empfangen hatte. Einen Augenblick nachher begann der Ball.

Die Thür des Ballsaals wurde bald von Zuschauern gesperrt, das ganze Zimmer war voll Menschen, und Ditmar sah sich genöthigt, mitten im Gedränge stehen zu bleiben. „Wer ist das, der da tanzt?" fragte der alte Legationsrath, der sich auf die Zehen stellte, um über die Schultern der Andern zu sehen.

„Die Gräfin Corsel," antwortete Frau von Dehn. „Sie ist doch ohne Widerrede die Prima Donna des Balles. Ist es nicht Flavine, mit dem sie tanzt? Ah! regardez donc!"

Ehe es Ditmar möglich wurde sich umzuwenden, war die Gräfin wieder fort, und er erfuhr nicht, was diesen Ausruf veranlaßt hatte, der sein Herz in gewaltsameren Schlag brachte.

„Frau von Monsigne fällt freilich neben ihr durch, ungeachtet Walstein versichert, daß sie göttlich ist," sagte ein Herr. „Ich erlaubte mir unlängst, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß Frau von Monsigne nicht mehr in ihrer ersten Jugend sei, aber er antwortete mit einer Replik von Scribe: Elle a quarante printemps, et voilà tout."

Die Andern lachten. Die alte Dame aber mit dem citronfarbigen Teint und dem orangegelben Turban, worauf sie heut Abend einen großen Stern von Diamanten befestigt hatte, — was Veranlassung gab, daß man sie heut Abend Königin Hel*)

---

*) Hel oder Hela, die Göttin der Unterwelt in der nordischen Mythologie, halb blau, halb fleischfarben, von scheußlicher Gestalt.

nannte, — berichtigte den Sprechenden: das Alter der Frau von Monsigne nämlich sei zwei und vierzig Jahre. Aber sie meinte zugleich, die Schönheit der Frau von Corsel sei von sehr untergeordneter Art, und sie werde frühzeitig altern. Als sie diese Bemerkung gemacht hatte, setzte sie sich in Bewegung, und da ihr Alles aus dem Wege ging, öffnete sich ein Durchgang, den Ditmar benutzte, um in den Saal zu gelangen. Hier ward er von Rosen angeredet, welcher sagte: „Sehen Sie einmal, wie froh der Portugiese Chevalier Mornez über seinen neuen Stern ist; er hat den Christusorden noch eben zeitig genug bekommen, um ihn heut Abend anzulegen, Er beäugelt ihn jede Minute, und es ist etwas Verliebtes in dem Blick, wie ich ihn bisher nie habe etwas Andrem zuwerfen sehen als Gänseleberpasteten. Der Mann ist im Grunde ein Anachronismus, denn vor einem Jahrhundert war es doch eine Auszeichnung, einen solchen Orden zu bekommen."

„Ew. Excellenz kommen sehr spät, wir hatten beinah die Hoffnung aufgegeben, Sie heute Abend zu sehen," sagte Lotting zu einem hochgewachsenen, ansehnlichen Manne, mit einem jovialen Gesicht.

„Die Post, mon cher, die Post hat mich aufgehalten. Ich habe heute eine ungeheure Post gehabt, eine ganz entsetzliche Post, ich habe wie ein Pferd gearbeitet, um herkommen zu können."

„Ich will es glauben, Excellenz," antwortete Lotting. „Sie sind ja ein Hercules in der Diplomatik," fügte er nach einer kleinen Pause hinzu.

„Der Ball ist charmant," sagte Kammerjunker Stift, der eben vom Tanze kam. „Ein ganz charmanter Ball, es fehlt durchaus nichts."

„Höchstens Eins, ein bischen Verstand zum Herumreichen," sagte Rosen.

„Ich bitte Sie, nehmen Sie doch nicht so sehr Beispiel an dem, was Sie hören und sehen," sagte Ditmar. „Uebrigens ist Ihre Bemerkung nicht einmal richtig; wie kann es an Verstand fehlen, wo Baron Rosen zugegen ist?„

„Nun möchte ich doch wissen, wer von uns Beiden der Unverschämteste ist," sagte Rosen und lachte.

„Wer ist die hübsche Dame in Schwarz?" fragte Lord Walden,

„Baronesse Gyllenström; sie hat neulich ein Kind verloren, und es ist ihr dies nahe gegangen. Sie ist ganz au désespoir,"

So hätte sie zu Hause bleiben sollen, dachte Ditmar, indem er die junge trauernde Mutter betrachtete.

„Es ist unpassend, bei einer solchen Veranlassung Trauer zu tragen, man legt sogar die Hoftrauer bei dergleichen Gelegenheiten ab," sagte der Legationsrath.

„Es giebt keine Tracht, welche die Allmacht der Schönheit in dem Grade zeigt wie die Trauer," sagte Graf Tesch. „Es ist, als ob diese Schleier, die ihrer Farbe gemäß Grabgewänder sein sollten, unwiderstehlich zu blühen anfingen, wenn sie die Schönheit verhüllen sollen."

„Mein Gott, Herr Graf, Sie werden ganz enthusiastisch," sagte Frau von Dehn.

„Ich bitte Ihro Gnaden um Verzeihung," sagte Tesch, „ich hasse gerade den Enthusiasmus. Begeisterung ist eine Fieberphantasie, eine Krankheit von der man nur durch bittere Erfahrungen geheilt werden kann. Sie kennen meine epikuräische Denkungsart, urtheilen Sie also selbst, ob ich des Enthusiasmus verdächtig sein kann."

„Prinz Poppi macht der Gräfin Corsel heute Abend ganz verzweifelt die Cour. Es ist ein ununterbrochener Sturm," sagte Lord Walden, der die Tanzenden lorgnettirt hatte. „Der Prinz ist ein großer Courtiseur," fügte er lächelnd hinzu.

„Der Prinz gehört zu den Leuten, welche sich regelmäßig alle Verhältnisse selbst verderben," sagte Graf Tesch." Die Herren welche sich stets verpflichtet glauben, die Verliebten zu spielen, wenn sie in die Nähe einer Dame kommen, setzen diese gleich **en garde**, und verhindern selbst die allmächtige Vertraulichkeit, welche die nothwendige Basis eines interessanten Verhältnisses ist."

„Sie philosophiren, Herr Graf, um die Langeweile zu vertreiben," sagte Vicomte Flavine, der sich durch das Gedränge arbeitete. Er sah ganz vergnügt aus.

„Ich darf wetten, daß Sie noch immer größere Forderungen an Kopenhagen machen, als Paris im Stande war zu erfüllen."

„**Allez donc**! Paris erfüllt jede Forderung. Wissen Sie nicht, daß wenn **le bon Dieu** sich im Himmel langweilt, er das Fenster aufmacht und auf die Pariser **Boulevards** niedersieht? Aber Kopenhagen! **C'est une ville barbare**!"

„Ein echter Pariser," sagte Fosber, als der Vicomte weiter ging; „er theilt die ganze Welt in zwei Theile: Paris und Sibirien; außerhalb Frankreich ist Alles Barbarei für ihn. Und gleichwohl amüsirt ein Pariser sich überall." —

„Was ist es für eine bewaffnete Neutralität, von welcher Lord Walden mit dem spanischen Legationssekretär spricht?" fragte Graf Tesch.

„Gott weiß es," antwortete Fosber. „Nach der Miene zu urtheilen, sollte man glauben, daß es die englische sei, denn Sie wissen ja wohl, was ein Mitglied des Parlaments dem Wellington antwortete, als er ihn fragte, was er unter bewaffneter Neutralität verstehe? Das richtet sich nach den Umständen, Ew. Herrlichkeit; seiner britanischen Majestät Minister haben es häufig übersetzt durch: eine glatte Lage." —

Der Graf lächelte und verließ ihn, um Ditmar zu fragen,

warum er nicht tanze. Er entschuldigte sich mit Kopfweh. Während er sich an den Grafen wandte, um ihm diese Antwort zu geben, weilte die Lorgnette, womit Frau von Corsel den Saal überschaute, einen Augenblick bei Ditmar. Aber er bemerkte es nicht; als er sich wieder umdrehte, hatte sich die Gräfin nach der entgegengesetzten Seite gekehrt und sprach mit einem der Prinzen. Als er sie verließ, betrachtete sie die Quadrille noch einmal und dachte: „Wie ist doch dieses Leben leer an Interessen! Wohin ich sehe, begegne ich derselben Oberflächlichkeit. — Prinz Poppi — — — — ich würde Prinzessin werden — — — — und mich todtlangweilen, und zuletzt begraben werden mit einer Krone auf dem Sargdeckel. — Wenn alle diese Menschen nicht so langweilig wären, würden sie vielleicht sehr liebenswürdig sein. Flavine? — Er würde meine Pferde und Wagen in gutem Stande halten, aber einen Monat nach der Hochzeit hätte ich Alles gehört, was er mir zu sagen wüßte, und ich müßte dann ausgehen, um einen neuen Gedanken zu hören. — Lotting? Er würde mich mit Sarkasmen tödten. Spott und Liebe können nicht in Einer Seele gedeihen. — Fosber? Er ist verständig, klug, aber man kann nicht umhin, über ihn zu lachen und er ist überdies ein Nordamerikaner, ich möchte um Alles in der Welt nicht nach Nordamerika, nirgends auf Erden herrscht eine ärgere Aristokratie als gerade dort." — Sie hielt einen Augenblick bei dem Kammerjunker Stift inne, ihre Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, darauf bewegten ihre Augen sich weiter. „Rosen? Er ist ein recht liebenswürdiger Brausekopf, aber er ist gar zu sehr von sich selbst eingenommen. -- Der alte Legationsrath, — die Diplomatik im Holzschnitt, beinahe in Versteinerung! — — — — Es kann doch eine erschreckliche Langeweile auf einem animirten Ball herrschen. — Da steht Ditmar — Ditmar, — wiederholte sie

noch einmal für sich, und versank wieder in Gedanken. Sie dachte an ihr erstes Zusammentreffen mit ihm, an die einzelnen Funken eines innern Lebens, das sie bei ihm wahrgenommen hatte. Ihr Gesicht hatte den Ausdruck wehmüthiger Zufriedenheit, während sie den jungen Mann betrachtete, der sich eben mit Baron Rosens Schwester unterhielt, und wegen seiner Freundschaft mit ihrem Bruder lebhafter sprach, als er sonst in seinen Gesprächen mit Damen zu thun pflegte.

„Er kann sogar lächeln," sagte die Gräfin für sich, als ob sie dies für eine Unmöglichkeit gehalten habe. Es steht ihm hübsch zu lächeln, es ist nicht mehr diese englische Kälte, welche das Zimmer, worin er sich befindet, ein paar Grade kälter machen kann als alle die andern Gemächer. Aber es ist nur augenblicklich, da ist gleich wieder der alte Ernst. Er langweilt sich auch, wie ich — — — — Ist diese elende Langeweile die Bestimmung der Welt? Sollte es kein anderes Glück geben als diese abgemessene Gefühllosigkeit?" —

Vicomte Flavine hatte schon einige Minuten mit der Gräfin conversirt, ohne daß sie es bemerkte; er sprach von den Draperien um die Wappen und von der allerliebsten Toilette der Marschallin Monsigne. Als Frau von Corsel endlich seine Anwesenheit bemerkte, fragte sie mit einer Miene, welche nur allzu sehr verrieth, wie weit entfernt ihre Gedanken gewesen waren, und die den armen Vicomte ganz verwirrte: „Kennen Sie Baronesse Rosen? Ist sie verlobt? Der Ball ist ganz charmant heut Abend." —

Flavine erschöpfte sich in Vermuthungen, aber da die Gräfin fortfuhr zerstreut zu sein, verließ er sie mit erhöhter Achtung vor ihrer Genialität; er wußte, daß Distraction ein Kennzeichen von Genialität ist. Hatte doch Baron Salla Erlaubniß sich selbst und die ganze Welt auf die Füße zu treten, vom Orient zu antworten,

wenn man nach dem Occident fragte, mit Einem Wort, Alles verkehrt zu machen, und das ganze Corps diplomatique sagte von Salla, daß er ein Genie sei.

Die Gräfin versank wieder in ihre vorigen Betrachtungen, indem ihr Blick oft auf Ditmar fiel, der doch nicht ein einziges Mal dem ihrigen begegnen konnte; daß er so oft nach ihr hinsah, verletzte sie, ihr Gesicht nahm allmälig einen Ausdruck vornehmer Gleichgültigkeit an, denn ihre Gedanken maßen mit Stolz den Abstand, der zwischen ihnen stattfand. Endlich stand sie auf und gab einem Herrn, der sie aufforderte, die Hand, um die unangenehmen Gefühle fortzutanzen, welche diese Abmessung ihr verursacht hatte. Ditmar drehte sich indessen um und verschwand unter den Herren, welche die Thür sperrten; er war es müde, auf einen Blick zu warten, „den man ihm mit Vorsatz versagte, um ihn zu kränken."

Ueberall derselbe verwirrte Schwarm von Diplomaten und Hofkavalieren, welche in Gruppen standen und miteinander sprachen, oder sich untereinander drängten, um etwas zu sehen, oder die Spieltische der Prinzen umringten und an Paréen theilnahmen, und von Bedienten, welche mit Erfrischungen umherliefen. Die Damen hatten fast ausschließend den Ballsaal und die zunächst daran stoßenden Kabinette eingenommen. Ditmar blieb in einer Thür stehen, von wo er hin und wieder den Wirrwarr in seiner ganzen Ausdehnung übersehen konnte. Hier hatten sich mehrere Herren versammelt. Sie sprachen von einem der dänischen Minister, welcher zu ihrer Verwunderung sich noch auf seinem Posten erhalten hatte. Aber da sein Name nicht genannt wurde, blieb ihm der Sinn ihrer Reden dunkel; er hatte die Kunst noch nicht gelernt, Bruchstücke zusammenzusetzen. Zu seiner großen Verwunderung hörte er, daß diese fremden Herren wie eine Schaar

Hofmeister sprachen, welche die Eigenschaften und das Verhalten ihrer Zöglinge beurtheilen.

„Es ist ein merkwürdiges Beispiel von dem Festhalten der Regierung an der einmal getroffenen Wahl," sagte ein Herr. „Aber Popularität thut nicht viel zur Sache in Dänemark."

„Man hängt in Dänemark beinah eben so fest an Personen wie in Thibet, und wie in Oesterreich an Systemen," sagte Fosber; „denn wie in Thibet Jahrhunderte lang derselbe Dalai-Lama regiert hat, so hat auch Jahrhunderte lang derselbe Minister in Oesterreich regiert. In Dänemark ist ein Minister ein Mann, von dem man sagen kann: il ne peut sombrer. Glücklich, wer erst so weit gekommen ist."

Ditmar, der es überdrüssig war, die beständigen Ausfälle auf Dänemark anzuhören, welche diese Herren nicht zurückhielten, weil sie ihn Alle für einen Ausländer hielten, begab sich einige Schritte weiter zu einer anderen Gruppe. Hier waren es Damen, über die es herging.

„Es ist eine ganz nette Art, womit die Comtesse da die Augen niederschlägt," sagte Liskow; „sie wiederholt es regelmäßig jedesmal, wenn sie mit Flavine figurirt, das muß etwas zu bedeuten haben."

„Das will so viel sagen wie: ich könnte sehr aimable gegen Sie sein, wenn ich Sie dessen würdig hielt," sagte ein Herr.

„Die dänischen Damen zeigen zu viel von ihren hübschen Schultern," sagte ein Anderer; „sehen Sie einmal die Dame, welche mit dem Grafen Priben tanzt, das Kleid ist nahe daran herunterzufallen."

„In einer gewissen Klasse soll man hier zu Lande gute Affairen machen können," sagte ein junger, kürzlich angekommener Aus-

länder; „man hat mir gesagt, es sei sehr leicht, in Kopenhagen Connaissancen anzuknüpfen.“

„So viel ist gewiß,“ antwortete ein Anderer, „daß die dänischen Damen vom Morgen bis Abend auf den Straßen umherlaufen. Nirgends in der ganzen Welt sieht man solche Schaaren von Damen, wie auf den Straßen von Kopenhagen.“

„Das kann Veranlassung zu Intriguen geben,“ sagte der Erste. „Man hat mir gesagt, daß, wenn man nur selbst ein wenig entreprenant ist, man leicht zu Liaisons kommen kann.“

Die Meinungen hierüber waren getheilt. Prinz Poppi trat hinzu, und, um die Frage abzumachen, sagte er mit seiner Fistelstimme: „Fast alle dänischen Damen sind kokett und man kann hier brillante Affairen machen, — nach meiner Erfahrung,“ fügte er mit Selbstzufriedenheit hinzu.

Ditmar's üble Laune war nahe daran, loszubrechen, als er dieses Gespräch hörte. Er wandte sich gegen den Prinzen um mit einem langgezogenen „So?“

Der Neapolitaner nahm dies als eine Aufforderung und erzählte eine weitläufige Geschichte von einer Bekanntschaft, die er ohne besondere Mühe im königlichen Garten mit einer „ausgezeichnet hübschen Dame“ gemacht habe. Ditmar meinte, es sei deswegen nicht abgemacht, daß sie zu den besseren Klassen gehöre. „Auch das war der Fall,“ sagte der Prinz, und nun erzählte er manche näheren Umstände als Beweis seiner Behauptung. Ditmar sah ihn gleichgültig an und sagte: „Das ist eine wunderbare Historie.“

Bei diesen Worten maß der Prinz den Sprechenden und erkannte den Herrn wieder, der früher einmal seinen Bericht vom Cap Scague widerlegt hatte. Er ward aufgebracht über so viele Dreistigkeit und sagte: „Aber i ch sage, daß es sich so verhält.

Ich sage es, hören Sie?" Und im Gefühl der Würde, welche er repräsentirte, suchte er sich eine königliche Haltung zu geben.

In der Stimmung, worin Ditmar war, kam ihm ein Streit sehr gelegen. Er betrachtete den Prinzen, lächelte und schüttelte den Kopf. Prinz Poppi wurde roth wie Blut, er konnte kaum die Worte herausbringen: „Meine Herren, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, das kann wohl den Zweifel dieses Herrn aufwiegen. Die Geschichte ist buchstäblich so, wie ich sie erzählt habe."

Auf allen Gesichtern las man deutlich, wie unangenehm dieser Streit den Diplomaten war. Natürlicher Weise hätten sie sich gegen Ditmar erklärt, wenn nicht sein bekanntes Renommée, daß er ein gefährlicher Gegner sei, ihre Zungen gebunden hätte. Aber ihre Mienen verriethen hinreichend, daß sie dem Prinzen Recht gaben. Ihr Unmuth gab Ditmar seine Ruhe wieder, er fühlte die Nothwendigkeit, kaltes Blut zu behalten. Er maß den Prinzen noch einmal mit demselben gleichgültigen Blick und sagte darauf mit einem Lächeln, das eine blutige Satyre enthielt und seinen Gegner zum Verstummen brachte: „Da es also nicht des Prinzen Poppi Scherz ist, wie ich glaubte, muß ich Sr. Hoheit in Ihrer Aller Gegenwart danken, meine Herren, für das Compliment, das derselbe meinem Charakter gemacht hat durch die Mittheilung dieses Abenteuers, wobei die Dame natürlicher Weise ein unbedingtes Vertrauen in seine Discretion gesetzt hatte. Mein Prinz, Sie haben mir ein Zutrauen erwiesen, das gewiß nicht getäuscht werden soll. Ich weiß in Wahrheit nicht, wie ich Ihnen für ein so schmeichelhaftes Vertrauen in einen Dänen danken soll." Ditmar verbeugte sich tief vor dem Prinzen und verließ ihn. In der Thür begegnete er dem Grafen Tesch, der ihm die Hand reichte und ihm zuflüsterte: „Bravo, mein Freund! Da haben Sie auf einmal ein Plappermaul gezüchtigt und sich ein Dutzend

Feinde auf den Hals geladen; denn alle diese Herren bewundern Sie jetzt, und Bewunderung läßt sich mit Freundschaft nicht vereinigen. Glänzen heißt eben so viel wie: die Eigenliebe Anderer verwunden, und Eigenliebe ist das rachbegierigste aller menschlichen Gefühle.“ Ditmar wußte nicht recht, ob er des Grafen Worte für Lob oder für Tadel nehmen solle; er lächelte, denn das konnte in beiden Fällen als Antwort gelten.

Die Gräfin Corsel hatte auf einem Sopha hinter der Thür gesessen und nicht einen Buchstaben von diesem Gespräch verloren; ohne die Sprechenden zu sehen, hatte sie alle Stimmen erkannt. Sie erhob sich einen Augenblick darauf; Ditmar stand wieder in der Thür zum Ballsaal. Die Gräfin machte einen Umweg, um durch dieselbe Thür zu kommen. Als sie nahe vor Ditmar stand, bei dem ein bitteres Gefühl gegen Alles, was ihn umgab, in diesem Augenblicke an die Stelle der vorübergehenden Selbstzufriedenheit getreten war, heftete sie mit einem unwiderstehlichen Wohlwollen die Augen auf ihn und sagte: „Graf Ignazi wird sehr unglücklich sein, wenn er einen seiner Gäste ein so ernstes Gesicht machen sieht. — Ihre Miene, Herr von Ditmar, ist beinahe eine Satyre auf das Fest. — Mein Gott, Sie erschrecken mich,“ fügte sie hinzu, da Ditmar noch nicht Miene machte zu antworten, haben Sie ein Verbrechen begangen, das Sie nothwendig gereuen muß?“

„Ihro Gnaden meinen, daß ich wieder etwas begangen habe, das inconvenable ist,“ antwortete Ditmar mit einer Verbeugung, indem er halb vor Freude, halb vor Verdruß erröthete.

„Im Gegentheil,“ sagte die Gräfin, und ihr Gesicht ward sogleich ernsthaft, „ich glaube vielmehr, daß Sie die wahre Bedeutung dieses Wortes zu würdigen wissen.“ Ditmar betrachtete sie so fest, daß sie genöthigt war, die Augen niederzuschlagen. Sie

schwieg einen Augenblick, dann sagte sie mit mehr Lebhaftigkeit: „Ich bilde mir ein, daß Sie dies Fest mit denselben Augen betrachten, wie ich; ist es nicht auffallend, daß man bei allen unseren Festlichkeiten nur melancholische Gesichter antrifft? Es ist, als ob alle Freude aus diesen Versammlungen verbannt sei, wo doch alles Aeußere vorhanden ist, was zu einem Fest erfordert wird. Es ist nur die innere Theilnahme, welche fehlt. Woher schreibt sich alle diese Melancholie?"

Der leichte Ton der Gräfin steckte auch Ditmar an. Er wollte nichts Besonderes darin finden, daß sie, die allgemein Vergötterte und Angebetete, rings um sich Unglückliche sehe. „Ein so fades Compliment hätte ich von Ihnen nicht erwartet," sagte sie, „wenigstens nicht als Antwort auf eine tiefsinnige Bemerkung. Fühlen Sie nicht, wie wahr es ist, daß Zerstreuung eine Tochter des Kummers genannt werden kann? Das Glück bedarf dieser rastlosen Beweglichkeit nicht. Könnte es Ihnen wirklich in den Sinn kommen, eine Soirée zu besuchen, wenn Ihnen etwas recht Erquickliches begegnet wäre?"

„Ich vertheidige die Soirées," sagte Ditmar, „denn ich habe die glücklichsten Augenblicke meines Lebens in Soiréen zugebracht."

„In München vielleicht," sagte die Gräfin, „weil Sie in die Prinzessin Theodolinde verliebt waren. Ich hörte etwas davon — ich glaube, es war auf dem Dampfschiffe, als ich hieher reiste, — ich hatte nichts Anderes zu thun, als alle Gespräche zu belauschen, die rings um mich geführt wurden; so erfuhr ich auch dies."

„Auf dem Dampfboot," wiederholte Ditmar langsam. — „Und vermuthlich fanden die Frau Gräfin es sehr inconvenable, daß ich mir erlaubte, — — einmal — — einmal verliebt ge-

wesen zu sein, — um Ihren eigenen Ausdruck zu gebrauchen — in eine Prinzessin?“

„Im Gegentheil, ich theilte Ihren Geschmack. Denn ich setzte voraus, daß Ihr Gefühl auf etwas Besseres als Eitelkeit gegründet sei. — Aber diese Betrachtungen führen uns zu weit von unserem Ball. Sie tanzen nicht?“

„Ich bin nur sehr wenigen dieser Damen vorgestellt,“ sagte Ditmar entschuldigend.

„So tanzen Sie mit denen, welchen Sie vorgestellt sind,“ antwortete die Gräfin lächelnd. „Ich gehöre zum Beispiel zu diesen Glücklichen; aber Sie wollen vielleicht nicht mit mir tanzen.“

„Frau Gräfin?“

„Herr von Ditmar, wozu dieser feierliche Ton? Wenn Sie sich nicht beeilen, mich aufzufordern, kommt Ihnen Prinz Poppi zuvor. — Da sieht man, was der Neid bewirken kann,“ fuhr sie fort, als Ditmar sie zur Quadrille führte; „dies edle Gefühl ist es, dem ich die Ehre zu danken habe, mit Ihnen zu tanzen.“ Die letzten Worte sagte sie fast mit Spott. Aber Ditmar war in diesem glücklichen Augenblick nicht gestimmt, einen Stachel in ihren Worten zu finden.

Trotz seiner unbehülflichen Gliedmaßen hatte Prinz Poppi wirklich die Absicht, Frau von Corsel aufzufordern. Als Ditmar sie fortführte, eben als er sie anreden wollte, stand er einen Augenblick still und sah ihnen nach, ehe er es recht fassen konnte, daß der Stellvertreter des Königs beider Sicilien zweimal an Einem Abend sich darein finden mußte, sich von einer so obscuren Person überwinden zu lassen. Hierauf arbeitete er sich durch die Quadrille und stellte sich hinter die Gräfin, welche, ohne ihn zu bemerken, das Gespräch mit Ditmar fortsetzte.

— Es gibt eine Art, wie man sich ungestraft rächen kann, weil sie schon in sich selbst die Unmöglichkeit enthält, dafür zur Rechenschaft gezogen zu werden. Diese wird oft in der großen Welt angewandt, und Prinz Poppi fand es dies Mal übereinstimmend mit seiner Würde, seine Zuflucht dazu zu nehmen. Er verfolgte Ditmar mit einem gewissen hochmüthigen Blick, während dieser mit der Gräfin sprach, einem Blick, der hurtig auf andere Gegenstände geworfen wurde, sobald Ditmar's Augen den seinigen begegneten, aber welcher jedes Mal auf seiner Flucht begleitet war von einem Paar zusammengezogener Augenbrauen und einem Lächeln, das dem Spott sehr glich. Ditmar biß sich in die Lippe, denn er fühlte, daß hier der Prinz ihm überlegen sei und sah ein, wie schwierig es ist, Jemanden seines Lächelns wegen zur Rechenschaft zu ziehen. Die Gräfin bemerkte es auch, sie bat Ditmar, ihr ein Glas Gelée zu holen, und als er damit zurückkam, hatte sie indessen ihre Stellung verändert, so daß er sich den Blicken des Prinzen entziehen konnte, ohne daß es aussah, als ob er davor fliehe. Baron Rosen trat zu ihnen und mischte sich in das Gespräch, aber mit seiner gewöhnlichen Flüchtigkeit hielt er sich nur einen Augenblick auf; als er Frau von Corsel zur nächsten Française aufgefordert und Ditmar gebeten hatte, sein Vis-à-Vis zu sein, verließ er sie, ohne auf Ditmar's Einwand zu achten, daß er nie Françaisen tanze. „Warum nicht?" fragte die Gräfin, Sie können unmöglich einen so schlechten Geschmack haben, diese forcirten Läufe, welche man Walzer nennt, einem ordentlichen Contretanz vorzuziehen."

„Ich ziehe den Walzer vor," sagte Ditmar; „er ist der einzige Tanz, von welchem man sagen kann, daß man ausschließend mit seiner Dame tanzt. Der Walzer giebt Rechte, welche ihn in meinen Augen über alle Tänze erheben."

Indessen trat Prinz Poppi hinzu und bat die Gräfin, mit ihr einen Walzer tanzen zu dürfen. „Wenn mein Kavalier es erlaubt," antwortete sie lächelnd, und nöthigte so den Prinzen, sich wenigstens an Ditmar zu wenden, der mit einer stummen Verbeugung antwortete. Der kolossale Neapolitaner hatte nicht berechnet, daß der Walzer zu schnell sei für einen ungeübten Tänzer; diese Anstrengung überstieg beinahe seine Kräfte, und er führte athemlos die Gräfin zu ihrem Platz zurück. Der Prinz tanzte sonst nie. Dieser erste Versuch erweckte allgemeine Aufmerksamkeit, und Rosen bat den Anführer des Orchesters, ihm den Namen des neuen Orpheus zu nennen, der den Walzer mit demselben Glück wie der alte Orpheus komponirt habe, dessen Musik ehedem die Felsen zum Tanzen brachte.

Die Gräfin war die Einzige, welche nicht lächelte, als dieser absonderliche Tanz zu Ende war. Sie setzte das Gespräch mit Ditmar fort, als wäre es gar nicht unterbrochen worden. „Und der Grund, weshalb Sie nicht Française tanzen wollen? fragte sie.

„Ich habe eigentlich keinen anderen Grund, als daß ich es einmal verschworen habe," sagte Ditmar. „Es ist einer von den Eiden, welche man hält, bis man eine gute Entschuldigung bekommt, sie zu brechen."

„Wenn das der Fall ist, will ich Ihnen eine Entschuldigung geben. Sie können sich ja einbilden, daß ich es von Ihnen verlangt habe. Aber dieser Grund ist vielleicht nicht hinreichend, einen Gewissensscrupel zu überwinden."

„Ein vollkommen hinreichender Grund, Frau Gräfin; ich fürchte nur, daß meine Einbildungskraft nicht hinreichend ist, so große Einbildungen zuwege zu bringen, — oder daß Klugheit es mir zur Pflicht macht, dagegen zu kämpfen, wenn Ihro Gnaden schmeichelhafte Güte meine Phantasie aus der Betäubung erwecken

sollte, welche jetzt ihr ganzes Glück ausmacht.“ Die letzten Worte fügte er rasch hinzu, weil es ihm vorkam, als ob ein Lächeln ihres Gesichts im Widerspruch mit ihren Worten stehe.

„Sie sind sehr argwöhnisch, Herr von Ditmar,“ sagte sie. „Es war wirklich meine Meinung, es Ihnen nicht zu befehlen, sondern im Gegentheil Sie darum zu bitten. Sie sind sehr argwöhnisch.“

„Nein, gewiß nicht gegen Sie,“ entgegnete Ditmar mit Wärme. Die Gräfin wandte sich darauf zu ihrer Nachbarin und sprach einige Worte mit ihr, während sie etwas an ihrem Putz in Ordnung brachte.

„Die Gesellschaft ist sehr gemischt heut Abend,“ sagte Prinz Poppi zum Baron Salla, der gleich hinter Ditmar stand. „Hier sind allerlei Leute, auch Privatsekretäre, — vielleicht auch Kammerdiener, wenn man sich recht umsieht. Ich halte nichts von diesem soi-disant liberalen Gemisch. Ich begreife nicht, wie diese Menschen es anfangen, sich unter uns einzudrängen; es gehört doch eine ziemliche Portion von Unverschämtheit dazu.“ Ungeachtet der Prinz leise sprach, war es doch laut genug, daß es Ditmar hörte.

„Was befehlen Sie?“ fragte Salla. Der Prinz wiederholte seine Bemerkung im Auszug. Der Baron zuckte die Achseln.

„Sagen Sie mir einmal: ist Cap Scague ein Berg oder ist es ein Thal?“ fuhr der Prinz fort.

„Cap Scague? — — — — In Wahrheit ich bin nicht ganz davon unterrichtet; aber ich vermuthe, daß es ein Berg sein muß.“

„Natürlich; hat man jemals gehört, daß ein Thal Cap heiße? Es ist als ob man den Mont-blanc ein Thal nennen

wollte. Wissen Sie was? Man muß so unwissend wie ein Däne sein, um eine solche Ungereimtheit zu sagen."

Es kochte in Ditmar vor Erbitterung. Er wandte sich rasch gegen den Prinzen und sagte: „Was meinen Sie damit?"

„Ich? Ich meine, daß man nicht nach Dänemark zu reisen braucht, um zu lernen, was ein Berg ist."

„Sie haben also keine bestimmte Hindeutung in Ihre Worte legen wollen?"

„Ich lege in meine Worte, was mir hineinzulegen beliebt," antwortete der Prinz, und seine Stimme ward noch pfeifender als gewöhnlich, „aber ich lasse mich nicht darauf ein, meine Worte dem Ersten dem Besten zu verdolmetschen."

Ditmar würde wieder geantwortet haben, wenn nicht gleichzeitig ein Glas klirrend auf den Boden gefallen wäre und der Gräfin weißes Kleid begossen hätte. Sie that einen hurtigen Schritt zur Seite und sprach: „Mein Gott, Baron Salla, Sie sind auch allzu distrait. Wie können Sie es über sich gewinnen, mein armes Kleid das abscheuliche Cap Scague entgelten zu lassen."

„Ich, Frau Gräfin?" entgegnete Salla erschreckt.

„Es ist etwas Wunderliches um diese genialen Leute," sagte die Gräfin lachend. „Ich darf wetten, Sie wissen nicht einmal, daß Sie aus Eifer über das Cap Scague das Glas mit dem Ellbogen von der Console herabstießen. Ach, mein Gott, welche Niederlage! Aber das ist Ihre Schuld, mein Prinz, warum sind Sie so ungläubig? Cap Scague ist kein Berg, das versichere ich Ihnen. Herr von Ditmar, Ihren Arm, Sie müssen mir erlauben, aus der Quadrille zu treten."

Während Baron Salla allerlei Entschuldigungen wegen seines Mangels an Geschick vorbrachte, und die Diener die Scherben auflasen, führte Ditmar die Gräfin in ein Seitenkabinet.

von wo sie sogleich durch die Thür in die inneren Gemächer verschwand. Salla maß noch einmal den Abstand von der Console bis zu seinem Ellenbogen, und konnte diesen Unstern nicht recht begreifen. „Ich muß näher gestanden haben, als ich glaubte,“ sagte er zum Prinzen; aber dieser hörte es nicht, denn er verfolgte seinen Nebenbuhler mit grimmigem Blick und noch grimmigeren Gedanken.

Ditmar warf sich in dem entferntesten Zimmer auf ein Sopha, und überließ sich seinen Gedanken. Der Walzer, den er mit der Gräfin ihrer eigenen Aufforderung gemäß getanzt hatte, ward noch immer gespielt; diese Abwechselung brausender und schmelzender Töne kamen ihm wie eine Schilderung seines Lebens vor. Er vergaß den stolzen Prinzen Poppi und die ganze versammelte Gesellschaft, er dachte nur an die Gräfin. — „Sie zürnt mir nicht, sie verachtet mich nicht. Womit hab' ich so viele Güte verdient? Sie, die schönste Dame des ganzen Balls, die liebenswürdigste, die ein Gegenstand allgemeiner Huldigung ist, die so hoch über Allen steht, welche sie umgeben!“ — Seiner Eigenliebe war geschmeichelt, er vergaß die traurige Rolle des zurückgesetzten Untergebenen, die er sich selbst zugetheilt hatte. Der alte Legationsrath setzte sich neben ihn, und wollte durchaus ein Gespräch anknüpfen, aber Ditmar, welcher keine Minute von seinem Glück fahren lassen wollte, brachte auf Umwegen das Gespräch auf die Familie der Gräfin Corsel. Der Legationsrath war ein eifriger Heraldiker, und als solcher in der Geschichte aller adeligen Familien bewandert; er erzählte, die Familie Corsel stamme von einem der Generale Karls des Großen, und habe sich stets ausgezeichnet sowohl im Kriege wie in der Diplomatik. Ein Corsel habe mit einem Fähnlein Lanzner an einem Kreuzzuge theilgenommen, er sei nach vielen tapfern

Thaten von den Türken gefangen genommen und lebendig geschunden, deswegen führe der Graf noch ein blutiges Haupt in seinem Wappen. Heinrich der Vierte habe die Schildzeichen mit einem goldnen Sporn vermehrt zur Erinnerung daran, daß ein Graf Louis von Corsel mit einem verzweifelten Ritt durch das feindliche Lager eine Nachricht gebracht habe, welche das ganze Heer rettete. Die Mutter dieses Louis von Corsel habe mit eigener Hand einen treulosen Pagen getödtet, der sich unter ihres Gemahls Bette versteckt hatte um ihn zu ermorden, wenn er in Schlaf gefallen sei. Ein Corsel habe alle Unterhandlungen von französischer Seite bei dem großen Frieden zu Utrecht geleitet, „ein ungeheures diplomatisches Werk, wovon ich Ihnen einmal mehr erzählen will," sagte der Legationsrath. Graf Corsel's Mutter habe als junges Mädchen zweimal ihres Vaters Leben bei der französischen Revolution gerettet, und sei nur durch einen Zufall dem Schicksale entgangen, zugleich mit ihm getödtet zu werden, da sie ihn nicht verlassen wollte. Er sei ein Anhänger der Volkspartei gewesen, aber dies konnte ihn nicht retten, und Danton ließ ihn fast in den Armen seiner Tochter ermorden. „Es ist eine hochherzige Familie," fuhr der Legationsrath fort, „die sich auf ehrenvolle geschichtliche Erinnerungen stützen kann. Die jetztlebende Gräfin ist nicht entartet; aber sie fühlt es auch; sie ist stolz auf ihren Namen, den sie wieder angenommen hat, und zieht ihn dem vornehmeren spanischen Namen vor, der ihr doch mit Recht zukommt, und der wohl einmal zu seiner Zeit Successionsforderungen begründen könnte. Aber sie ist eben so uneigennützig wie stolz, — à la bonne heure, sie ist reich genug dazu, ungeachtet ich meine, daß man nie einen Schritt thun soll, wodurch man definitiv einen Anspruch aufgiebt, das ist unpolitisch. —

Ditmar kreuzte die Arme und blickte nieder. „Es ist doch

ein ungeheures Uebergewicht, das sie über uns Andere haben, deren Familien ihre Geschichte aufgegeben haben," sagte er bei sich. „Sie können in einer Vorzeit leben, die auch ihnen zugehört, und welche sie weit über die Alltagsgedanken erhebt, die uns Anderen beschäftigen, und uns an den jämmerlichen Augenblick fesseln, in welchem wir leben. — Und sie haben nicht nöthig, ihren Lebensunterhalt zu einem Hauptgegenstand ihres Denkens zu machen, und sich jeden glücklichen Augenblick durch eine Berechnung der sparsamen Einkünfte des zukünftigen zu verbittern. — Sie ist reich genug dazu, — warum bin ich nicht wenigstens so unabhängig, daß ich einen einzigen Abend auf den Ball gehen kann, ohne Betrachtungen über meine Armuth anstellen zu müssen? Dies untergeordnete Abhängigkeitsverhältniß zum Grafen Tesch verbittert mir mein Leben; wie freundlich er auch gegen mich ist, es kommt mir doch immer wie Gnade vor. — Gnade — — — das ist das abscheulichste Wort in der ganzen Sprache." —

Ditmar war so vertieft in seine Betrachtungen, daß er den Eintritt der Gräfin Corsel nebst einigen Damen kaum bemerkte. Er sprang auf, die Gräfin nahm Abschied von den Damen. Als sie neben Ditmar vorbeiging, blieb sie stehen und sagte: „Um Verzeihung, mein Herr Philosoph, wir störten Sie in Ihrer tiefsinnigen Speculation. Darf man wissen, welcher Gegenstand Sie wieder zu so ernsten Betrachtungen veranlaßte, während die ganze Welt rings um Sie her sich der Freude hingiebt?"

Ditmar war müde, sich selbst zu peinigen, aus Stolz gestand er offenherzig, woran er gedacht hatte. Die Gräfin betrachtete ihn mit einem Lächeln, das eine Mischung von Freundlichkeit und Wehmuth war. Ditmar erröthete, als er von seiner Armuth zu Einer sprach, die so reich war; aber er hob die Stirn, um zu erkennen zu geben, daß er Muth habe, das Mißverhältniß

zu bekämpfen, in welches ihn das Schicksal gestellt habe. Frau von Corsel machte für sich die Bemerkung, daß sie noch nie einen schöneren Mann gesehen habe, als Ditmar in diesem Augenblicke war. Indem sie ihren Shawl umwarf, um zu gehen, sagte sie: „Ich hielt Sie für argwöhnisch, aber jetzt nehme ich mein Wort zurück; denn ich glaube, daß Stolz Ihre Hauptleidenschaft ist, vielleicht Ihre einzige Leidenschaft.“

„Meine Hauptleidenschaft?“ wiederholte Ditmar, „meine einzige Leidenschaft? Sie haben Recht, Frau Gräfin, ich habe nur eine Leidenschaft, und die ist keineswegs demüthig. Aber wenn ich stolz bin, sind Sie es, die dies bewirkt hat. Ihre Güte, Ihre Nachsicht haben mich stolz gemacht, — zu stolz, um mich vor Ihnen demüthigen zu lassen, die mich weit über mich selbst erhoben haben. Aber mit allem meinem Stolz bin ich nur ein Sklave von — — — —“

„Und nichts destoweniger müssen Sie sich der Demuth befleißigen,“ unterbrach ihn die Gräfin. „Ich will Ihre Selbstbeherrschung auf die Probe stellen, und bitte Sie daher, den Prinzen Poppi zu vermeiden. Er geht darauf aus, Sie zu beleidigen, seine Stellung erleichtert ihm diese Absicht — — — —“

„Und die m e i n i g e zwingt mich es zu dulden,“ unterbrach Ditmar die Gräfin.

Eine leichte Röthe fuhr über ihr Gesicht, indem sie fortfuhr: „Und die Ihrige muß Sie über einen solchen Mangel an Erziehung erheben, welcher einen Prinzen auf dieselbe Stufe mit seinem Kammerdiener setzt. Sie müssen nicht vergessen, daß ein solcher Streit unserm Geschlecht nicht angenehm sein kann, — mir würde er persönlich unangenehm sein,“ fügte sie halb leise hinzu.

Ditmar verbeugte sich schweigend. „Ich habe also Ihr Wort, mein stolzer Herr, und erwarte, daß Sie es auf eine würdige

Weise lösen. Ich traue Ihnen zu, daß Sie es können. — Es freut mich recht, mir die Absicht des Prinzen vereitelt zu denken; es gehört ein feines Spiel dazu, aber Sie haben heute Abend einmal gezeigt, was Sie vermögen, wenn Sie sich nicht hinreißen lassen. Sein Sie also kaltblütig, denn ich habe nicht jedesmal ein Glas Limonade bei der Hand, um ein Aergerniß abzuwehren."

Ditmar betrachtete sie fragend.

„Glauben Sie denn, daß der arme Salla wirklich so distrait war, wie ich es ihm Schuld gab?" fuhr sie fort. „Der arme unschuldige Salla! Er verfolgt mich noch immer mit Entschuldigungen wegen seines Ungeschicks, und sein ganzer Fehler bestand darin, daß er so gelegen stand. Lassen Sie sich nie verleiten, distrait zu werden, Ich gebe Ihnen diesen Rath, weil es scheint, daß Sie nicht ganz davon frei sind, zur unrechten Zeit und Ort in Gedanken zu versinken. Wer distrait ist, dient Jedem zum Spielball, der es nicht ist; merken Sie sich das, und da ich Ihnen jetzt Regeln genug zum Nachdenken gegeben habe, will ich Ihnen Lebewohl sagen, denn mein Wagen wartet."

Die Gräfin verbeugte sich schnell vor ihm, zog ihren Shawl um sich zusammen und verließ den Saal; in dem Augenblick, wo sie in der Thür war, fuhr Ditmar wie aus einer Betäubung auf, jetzt ward es ihm erst klar, daß sie ihn verließ. Er machte einen eiligen Schritt hinter ihr her, ergriff fast, ohne sich dessen bewußt zu sein, den flatternden Zipfel ihres Shawls und führte ihn an seine Lippen, ohne ein Wort zu sagen. Die Gräfin wandte sich halb nach ihm um, zog leise den Shawl aus seiner Hand und schloß die Thür hinter sich. Ditmar taumelte auf das Sopha zurück. Prinz Poppi und der alte Legationsrath traten durch die entgegengesetzte offene Thür ein. Bei dem Anblick seines Gegners erhob sich Ditmar und floh aus dem Saal. Das Vorgemach war leer, die Gräfin

war schon fort; er stürzte die Treppen hinunter, aber in diesem Augenblick rollte ihr Wagen aus dem Thor. Ditmar blieb eine Weile stehen, bis der letzte Laut der rasselnden Räder sich in der Ferne verloren hatte; dann schlug er den Mantel um sich und ging langsam nach Hause.

Sobald Ditmar am folgenden Tage nach einer schlaflosen Nacht die mannigfachen Geschäfte geendet hatte, mit denen das Geschick in Gestalt des Grafen Tesch ihn eben zu belästigen im Sinne hatte, und die ihm noch niemals so beschwerlich vorgekommen waren, eilte er nach der Wohnung der Gräfin Corsel. „Die Gräfin war visibel.“ Als der Bediente ihn durch die vordersten Zimmer führte, blieb er mehrmals stehen, es war als ob seine Füße am Boden fest wurzelten, aber dies war nur augenblicklich, und er setzte seine Wanderung wieder fort. Seine Phantasie malte es ihm aus, wie die Gräfin jetzt in nachdenkender Stellung allein da säße; entweder mußte ihr Buch, oder wenn sie nicht gelesen hatte, ihre Handarbeit neben ihr liegen. Auf die eine Hand mußte sie den Kopf stützen, die andere ..... Der Bediente öffnete die Thür, ehe Ditmar sein Gemälde vollendet hatte, welches vielleicht mit einem Kniefall vor der einsamen Göttin geendet hätte. Aber wie weit entfernt ist meistens die Wirklichkeit von den Träumen der Phantasie!

In dem großen Saal, welcher das Wohnzimmer der Gräfin bildete, waren zwei Personen, welche man mit gutem Grunde für Taubstumme ansehen konnte. Der eine, ein Herr von einigen und zwanzig Jahren, hoch gewachsen und schlank, mit schwarzen Haaren und schwarzen Augen, saß, das eine Bein weit über das andere auf dem Boden hingestreckt, ruhig da und vertrieb sich die Zeit damit, seine zierlichen Pariser Stiefeln von allen

Seiten zu betrachten. In der Rechten hielt er seinen Hut, die Linke hing mit dem Daumen fest in dem Armloch einer carmoisinrothen Sammtweste, über welche er an einer goldenen Kette eine aus der Weste frei heraushängende Lorgnette trug. Ditmar hatte ihn nie zuvor gesehen. Der Andere war der englische Attaché Herr Swinton, den Ditmar mehrmals in den Soiréen bemerkt hatte, ein junger Mann mit einem blonden, echt englischen Gesicht, sein äußerst eleganter Anzug verrieth eine studirte Nachlässigkeit. Auch er zog eine halb liegende Stellung der sitzenden vor; er hatte seinen Platz auf dem Sopha gewählt, wo er verschiedene gestickte Kissen rund um sich aufgestapelt hatte. Der Knöchel seines linken Beines lag auf dem rechten Knie, die rechte Hand ruhte, ohne Rücksicht auf den weißen Glacehandschuh, auf dem Fußgelenk des Stiefels und unterstützte das Bein in seiner Lage. Der Hut lag neben ihm auf dem Sopha, mit der Linken hielt er ein Buch, worin er las. Als Ditmar durch die Thür trat, beantwortete er dessen Gruß nur mit einer fast unmerklichen Bewegung seines Kopfes, indem er über den Rand des Buches hinsah, und sogleich seine Lectüre fortsetzte. Der Herr im Lehnstuhl machte mit dem ganzen Körper eine sehr tiefe Verbeugung, ohne jedoch seine Stellung zu verlassen; darauf ergriff er seine Lorgnette, und richtete sie auf Ditmar, welchem, diesen beiden stummen Personen gegenüber, ganz unheimlich zu Muthe ward. Um die mißmuthige Stimmung zu verhehlen, in welche ihn die getäuschte Erwartung versetzt hatte, blätterte er in verschiedenen Gedichten und Memoiren, die auf einer der Consolen lagen, und kehrte den beiden ungeselligen Herren beinahe den Rücken zu.

Endlich hörte man im anstoßenden Zimmer Damenstimmen, welche näher kamen. Ditmar schloß sein Buch und erhob sich, der Herr im Lehnstuhl zog das Bein an sich, bewahrte aber übri-

gens seine nachlässige Stellung. Der Engländer rührte sich nicht, bevor die Damen in der Thür standen. Es war die Gräfin Corsel und die Marschallin Monsigne. Der unbekannte Herr wurde von der Gräfin mit vieler Herzlichkeit empfangen, die ihn den Anwesenden als ihren Vetter, Marquis de Cantal, vorstellte, der an demselben Tage direct von Paris gekommen sei, um nach Stockholm zu gehen, wo er als Legationssekretair angestellt war. Darauf wandte sie sich an Ditmar und erwiderte seine sehr tiefe Verbeugung mit einer ähnlichen, aber so ganz den diplomatischen Formen angemessenen, daß er sich viele Meilen weg wünschte. Und das war dieselbe Frau, die zwölf Stunden vorher mit einem einzigen Wort alle die blutenden Wunden geheilt hatte, welche den Frieden seiner Seele zu morden drohten! —

Das Gespräch drehte sich um politische Neuigkeiten, um die letzten Pariser Moden und um die allerliebsten Kleinigkeiten, welche der Marquis für seine hübsche Cousine mitgebracht und ihr zu überliefern schon früh am Morgen Gelegenheit gefunden hatte. Also war er hier vor Ditmar gewesen, er hatte wahrscheinlich die Gräfin allein gesehen, in der Morgentracht. — Ditmar fühlte, wie die Eifersucht ihn mit noch größerer Macht ergriff, als da Prinz Poppi sich der Gräfin näherte. Es war eine erbitterte Rachgier, die in diesem Augenblick sein Herz mit eisiger Kälte durchfuhr; denn daß sie freundlich mit ihm von der Verschiedenheit ihres Vaterlandes gesprochen, daß ihre Augen den seinigen bei einer schönen Stelle in der Musik begegnet, daß sie ihn aufgefordert, bei einem Ball lieber zu tanzen, als die Rolle eines Statisten zu spielen, ja sogar ein Glas Limonade über ihr Kleid gegossen hatte, um einen ärgerlichen Zank zu verhindern, — dieß hatte in seinen Augen schon das Alleinrecht auf ihre Liebenswürdigkeit begründet, und dieses mit einem Fremden theilen

zu müssen, war ihm unerträglich. Dieser Fremde war überdies ihr Verwandter, eine frühere und genauere Bekanntschaft, jung, reich, hübsch und vornehm. Während Ditmar in diese Betrachtungen versunken dasaß, überhörte er, daß Graf Corsel als Theilnehmer des Morgengespräches genannt wurde, daß die Gräfin mit ihrem Vetter über die Cour scherzte, welche er einer bekannten Dame in Paris gemacht hatte, die sie mit ihm verlobt glaubte, und daß man von ihm sagte, er sei allzu flüchtig, um gefährlich werden zu können. Alle diese Aufklärungen, die wie ein wohlthätiger Balsam auf sein empörtes Gemüth gewirkt haben würden, entgingen seiner Aufmerksamkeit, und er mußte sich auf dem holperigten Wege der Vernunft eine ruhigere Stimmung langsam erkämpfen. Als er endlich dem Gespräche seine Aufmerksamkeit wieder zuwandte, berührte man Personen in Paris, die ihm ganz unbekannt waren, aber überzeugte ihn, daß die große Welt überall dieselbe sei.

„Onkel Matthieu ist in die Finanzen gekommen," erzählte der Marquis; „der goldene Regen der Danaiden fällt also stark auf den linken Zweig der Familie. Zu einer glücklichen Zeit bewirkte er mit Polignac und Chateaubriand die Restauration, deswegen hat er jetzt die Congregation im Rücken. Er hat seine Perücke weggeworfen, um in die Kammer zu kommen, denn er meint, daß eine hohe Stirn mit entsprechenden Organen eine bessere Empfehlung zur Deputirtenwürde sei, als die schönste Perücke mit sentimentalen Locken. Die Sentimentalität paßt durchaus nicht für einen Financier. Seine Lügenhaftigkeit hat er dagegen bewahrt, denn sie ist in allen administrativen Verhältnissen zu gebrauchen. Er ist wirklich ein merkwürdiger Lügner, denn es genirt ihn gar nicht, für jeden seiner fünfhundert Freunde insbesondere eine ordentliche Generallüge zu haben, und er bewegt

sich in diesem Archipelagus von Unwahrheiten mit einer beneidenswerthen Fertigkeit. Da unser Finanzwesen eine einzige große Lüge ist, begreift es sich, daß ein solcher Mann in seinem Fache Glück macht; er bringt es vielleicht einmal bis zum Portefeuille."

„Und Tante Matthieu?" fragte die Gräfin lächelnd.

„Sie spielt die Rolle der Madame Lätitia und füllt den Beutel, denn sie traut dem Frieden nicht. Diese Frau bildet sich ein, klüger zu sein, als das ganze Ministerium, und protegirt deswegen, der ganzen Familie zum Trotz, Ihre Cousine Eugenie in ihrer Mesalliance. Cousine Eugenie heißt jetzt Madame Commun, und ist mit dem wohlmeritirten Herrn Commun, Strumpffabrikanten und Capitain in der Nationalgarde verheirathet." Der Marquis sprach diese Namen mit einer pedantischen Feierlichkeit aus.

„Wie?" entgegnete die Marschallin, „Comtesse Matthieu mit einem Strumpfhändler verheirathet? Sie, um welche der junge Herzog von Tonnerre freite, als ich in Paris war, und von der der Sohn des Marineministers, Baron Haussez, so eingenommen war? Mon Dieu!"

„Meine kluge Tante sagt, daß, wenn man eine Tochter hat, die mit einem Legitimisten, wie Graf Laforce, vermählt ist, es zweckmäßig sei, die andere mit einem Nationalgardisten, wie Herrn Commun, zu verheirathen. Die Frau ist sogar so weit gegangen, daß sie in dieser Veranlassung den ersten Calembourg in ihrem Leben gemacht hat. Sie sagte nämlich, daß der Strumpfhändler sicherer stehe, als der Marineminister, und daß es wohl so weit kommen könnte, daß le tonnerre froh sein sein müsse, nicht geringer zu werden, als commun. Ihr Schwiegersohn Laforce wollte sie deswegen zur Rede stellen, aber sie wußte ihn gut abzufertigen und hielt es nicht für unmöglich, daß das, was jetzt

der Familie force wäre, einmal deren faiblesse werden könne. Kurz, sie ist in ihre eigenen politischen Ideen so verliebt, daß sie seitdem in Calembourgs spricht."

Die Marschallin belachte Tante Matthieu's Politik und beklagte ihren armen Mann, welcher zu einer solchen Mesalliance seine Einwilligung hatte geben müssen.

„Frau Matthieu ist doch selbst von guter Familie, so weit ich mich aus meinem Aufenthalt in Paris erinnere," bemerkte Herr Swinton mit vornehmer Miene.

„Ja, ganz richtig," sagte der Marquis, „sie ist eine Acquisition, welche mein Onkel während der Emigration in England machte. In einem bedenklichen Augenblick zog er einen Mehlsack über seinen Schild, der guten Guineen wegen, welche auf dem Boden des Sackes lagen. Ihr Vater war nämlich ein Mehlhändler aus der City, welcher Alderman wurde und seiner Familie eine mehr aristokratische Richtung gab, nachdem er seinen Mehlhandel aufgegeben hatte. Sie hieß Swein — Swiine — Swinten oder so ungefähr, ehe sie Gräfin Matthieu wurde. Dessenungeachtet ist sie im Grunde eine verständige und gebildete Frau, aber entsetzlich excentrisch, wie Sie wohl bemerken können."

„Ich kann mich von meiner Verwunderung gar nicht erholen," sagte die Marschallin. „Die kleine niedliche Matthieu ist Madame — — wie heißt sie doch jetzt?"

„Madam Commun, Ew. Gnaden zu dienen."

„Madam Commun," wiederholte die Marschallin mit einer besonderen Betonung. „Aber was sagen Sie zu dem Vetter Commun, meine Beste?"

„Ich sage, daß es in unseren Tagen keine gebornen Mesalliancen mehr giebt," entgegnete Frau von Corsel lächelnd; „die

einzige Mesalliance, die sich jetzt noch denken läßt, besteht in der Erziehung, und vielleicht für eine kurze Zeit noch im Vermögen. Aber die Geburt — ils sont passés, ces jours de fête."

„Sie sind eine extravagante Schwärmerin, meine Beste," sagte die Marschallin.

„Tante Matthieu würde sehr erbaut werden, diese Worte aus dem Munde einer gebornen de Corsel zu hören, welche ihren Stammbaum aus Karl's des Großen Zeiten herleiten kann," sagte der Marquis, indem er durch die Lorgnette die hübschen Zwiebelgewächse betrachtete, welche den Blumentritt bedeckten. Herr Swinton schenkte der Unterredung keine besondere Aufmerksamkeit weiter, sondern blätterte wieder in seinem Buch.

„Finden Sie denn, daß die Prinzessin von Portugal durch ihre Vermählung mit dem Marquis Loulé eine Mesalliance gemacht hat? sagte die Gräfin. „Vermuthlich nicht. Wie so? Weil er Einer der Unsrigen ist. Wo ist also die Grenze? Lassen Sie uns diesen Contumazcordon aufheben, den wir doch nicht vertheidigen können, und lassen Sie uns dies in Güte thun, ehe wir dazu gezwungen werden. Cousine Matthieu hat es recht gemacht, denn ich setze voraus, daß sie Herrn Commun liebt und mit ihm glücklich zu werden glaubt. Eine so große Ausdehnung will ich wenigstens dem alten Satz einräumen, daß Liebe adelt." Als die Grafin diese Worte sagte, welche wie ein Balsam auf Ditmar's verwundetes Gefühl träufelten, blickte sie nach der entgegengesetzten Seite, als ob sie dadurch andeuten wolle, daß dieselben nur allgemein gesagt wären und keinen Bezug auf ihn hätten. Das Gespräch nahm eine etwas veränderte Richtung und berührte nach den Mesalliancen einen Punkt, der ihn noch näher anging, nämlich den Unterschied zwischen der Stellung einer Dame aus den höheren Klassen in Gesellschaft mit bürgerlichen

Herren, und einer bürgerlichen Dame in Gesellschaft mit sehr vornehmen Herren. Natürlich war die Rede nur von der großen Masse im Allgemeinen, und nicht von einzelnen Ausnahmen. Die Gräfin stellte den Satz auf, daß aristokratische Damen sich meistens weit besser dabei befinden, ein Gegenstand der Aufmerksamkeit bürgerlicher Herren zu sein, als bürgerliche Damen im umgekehrten Fall bei der Cour aristokratischer Herren. Sie vertheidigte denselben durch die Behauptung, daß vornehme Herren sich erlauben, bürgerliche Damen mit einer nachlässigen Leichtigkeit zu behandeln, welche unbedingt deren besseres Gefühl beleidigen muß, während bürgerliche Herren aristokratische Damen mit doppelter Aufmerksamkeit betrachten, theils als einen Tribut ihrer Stellung, theils um nicht hinter ihren aristokratischen Nebenbuhlern zurückzustehen. Aber dies bewirkt, daß sie oft die vornehmen Herren ausstechen, und deswegen ist die Cour eines liebenswürdigen bürgerlichen Herrn etwas sehr Gefährliches für die Ruhe einer aristokratischen Dame. In der Geschichte der Comtesse Matthieu wollte sie einen neuen Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung finden. Ditmar wagte die Augen nicht aufzuschlagen; er fürchtete, die Seligkeit, welche aus denselben strahlte, möchte ihn den Anwesenden verrathen. Die Gräfin wagte eben so wenig ihre Blicke auf Ditmar fallen zu lassen; um es zu vermeiden, stand sie auf und sprach von ihren Blumen. Bald nachher nahm Ditmar Abschied, denn er konnte jetzt an keinem gleichgültigen Gespräch Theil nehmen. Die Gräfin grüßte ihn mit einem möglichst vornehmen Wesen; das kränkte aber dieses Mal seine Eitelkeit eben so wenig, als daß die Anderen beinahe keine Notiz von seiner Entfernung nahmen. Der Marquis richtete seine Lorgnette nach ihm; da er aber an seinem Gange nichts auszusetzen fand, und Ditmar glücklich zur Thür hinauskam, ohne

mit dem Hut oder mit der Schulter anzustoßen, ließ er die Lorgnette wieder sinken und begnügte sich mit der Frage, wer dieser Herr sei.

„Herr von Ditmar, ein junger Däne und vertrauter Freund des österreichischen Ministers," antwortete die Gräfin, welche den Weggehenden in den Augen der Zurückgebliebenen zu heben wünschte und wohl wußte, daß es dazu nur Ein Mittel gebe.

„Ach, ein junger Däne, jetzt kann ich es begreifen," sagte der Marquis, „deswegen war er so stumm. Es findet eine erstaunliche Uebereinstimmung zwischen den Zweifüßlern und Vierfüßlern hier zu Lande statt; beide Arten sind sprachlos. In Paris sah ich kurz vor meiner Abreise eine Art von Hunden, die recht hübsch waren, aber nicht bellen konnten; man sagte mir, daß dies ächt dänische Hunde wären. Dieser Herr ist das erste Exemplar eines ächt dänischen Cavaliers, welches mir bisher vorgekommen ist, er besitzt aber fast nicht mehr Stimme, als sein langhaariger compatriote in Paris."

„Der Herr Marquis hat seine alte Unverschämtheit beibehalten," sagte Frau von Corsel mit einer leichten Röthe.

„Pardon, ma Cousine! ich wußte nicht, daß ich Ihrem Herzen durch diesen Vergleich zu nahe träte."

„Keineswegs, aber es ist mein Princip, die Abwesenden zu vertheidigen. Wenn mein Herr Cousin Zeit hat, sein Urtheil aufzuschieben, bis er weiß, worüber er urtheilt, so wird er kaum an dem in unserm Kreise so gewöhnlichen Spott über alles Dänische Theil nehmen. Aber das ist ein fast unbilliges Verlangen an einen Pariser."

„**Point du tout, Madame!** Paris ist jetzt die Hochschule des Tiefsinns, wie es früher die Hochschule des Leichtsinns war. Wir jungen Leute aus Paris, wir denken jetzt mehr an einem

Tage, als unsere Vorfahren in ihrem ganzen Leben. Aber all' dieses Denken macht uns langweilig und unser Jahrhundert will par excellence einmal le siècle ennuyé genannt werden. Bei mir selbst strebe ich diesem Geiste entgegen zu arbeiten, und darf sagen, daß es mir geglückt ist. Wozu führt wohl dieses verwünschte Denken? Zu Revolutionen, das ist klar; deswegen detestire ich es von ganzem Herzen. Il faut s'amuser, Mesdames; il n' y a que cela de réel dans la vie.“ Die Gräfin lachte, sie fühlte, daß ihre Vertheidigung beinahe des Marquis Aufmerksamkeit geweckt hatte, und fürchtete ihn als einen scharfen Beobachter. — Cantal's Ankunft in Kopenhagen bewirkte eine augenfällige Veränderung bei der Gräfin. Weit entfernt Ditmar Veranlassung zu einem Gespräch zu geben, vermied sie es vielmehr dadurch, daß sie sich beständig mit einem Kreise von Damen umgab, der es ihm unmöglich machte, ein einziges Wort an sie zu richten. Eben so wenig war es ihm irgend möglich nur einem einzigen Blick zu begegnen, der ihm sagen konnte, daß er über den Neuangekommenen nicht gänzlich vergessen sei. Die Gräfin fürchtete den Scharfblick ihres Vetters und es war ihrer Aufmerksamkeit keineswegs entgangen, daß er Ditmar mit Argwohn betrachtete. Der Marquis wollte in Kopenhagen auf eine Weise auftreten, die ihm gleich ein gewisses Ansehen verschaffen könnte, deshalb war seine nahe Verwandtschaft mit der schönsten und beliebtesten diplomatischen Dame ihm sehr willkommen. Als Vetter konnte er beständig um die Gräfin sein; und der eitle Vetter verstand gerade so viel in seine Aufmerksamkeit zu legen, daß Fremde in ihm den begünstigten Anbeter sehen mußten, ohne daß die Gräfin doch je die geringste Veranlassung hatte sich über sein Benehmen zu beklagen; denn dies hatte im Gegentheil den Anstrich von einer mehr als ge-

wöhnlichen Beobachtung der Formen, aber eben dadurch erhielt es den Schein, daß ein geheimnißvolles Verhältniß zwischen ihnen stattfinde. Außer der Qual, welche Ditmar bei Anstellung dieser Betrachtungen empfand, mußte er noch die vielen, oft beißenden Bemerkungen geduldig anhören, welche die Herren sich über den neuangekommenen Marquis erlaubten, dem sie eine Eroberung mißgönnten, die er in so kurzer Zeit gemacht hatte, und welche die Anderen in so langer Zeit sich vergebens angestrengt hatten, zu machen.

„Pah! bildet mir das nicht ein,“ sagte Liskow, „das ist eine alte Verbindung. Man erobert die Frau von Corsel nicht in einem Monat.“

„Der Marquis ist ein unerträglicher, eingebildeter Mensch,“ fistulirte Poppi. „Es ist etwas so Unmännliches in seiner schmächtigen Figur, daß ich nicht begreife, wie solch eine Jungfer, wie er ist, Glück machen kann.“

„Seine Figur ist allerdings schmächtig,“ sagte Graf Tesch, „aber er hat ein hübsches Organ, und das ist eine große Empfehlung bei den Damen.“

„Die Figur ist die Hauptsache, das Organ ist nur ein Nebending, — wenigstes nach meiner Erfahrung“, antwortete der Prinz, und ungeachtet der schlechten Laune, worin sich Ditmar befand, konnte er sich kaum eines Lächelns über die Erfahrungen des Prinzen Poppi erwehren. Auch die andern Herren lachten in den Bart.

„Es ist ganz sicher, daß Graf Corsel seine Schwester zu einer zweiten Vermählung bereden möchte,“ sagte Flavine. „Er protegirt Cantal.“

„Aber ein Marquis ist keine passende Partie für die Wittwe

eines Grand von Spanien," entgegnete Poppi, „dazu gehört mehr, ein Duc zum Beispiel."

„Der jedoch nicht caduc sein darf, mein Prinz, denn sonst wird er nur eine um so größere Attrape," bemerkte Lotting. Die Andern lachten; Poppi, der nicht wußte, worüber, folgte dem Strom und lachte zur Gesellschaft mit. Lotting fuhr fort. „Meine Meinung ist, daß Frau von Corsel sich eben so wenig um Cantal kümmert, als um . . . . . um Sie alle zusammen, meine Herren, — vielleicht mit Ausnahme eines Einzigen." Bei diesen Worten blickte er flüchtig auf Poppi, der etwas überrascht lächelte, als er seine süßeste Hoffnung von einem so feinen Beobachter bekräftigen hörte. Der Ausdruck überlegener Sicherheit, womit Poppi den ganzen Abend die Gesellschaft betrachtete, vergalt vollkommen die geringe Mühe, welche Lotting angewandt hatte, um den eitlen und verliebten Neapolitaner glauben zu machen, daß er geliebt werde.

Einige Tage nachher kam Possel zu Ditmar, den er ungefähr in derselben Stimmung fand, als vor langer Zeit an dem, den Lesern bekannten Morgen. Alles um ihn her bezeugte, daß die äußern Güter des Glücks ihm indessen zu Theil geworden waren, aber ein mißmuthiger Zug in seinem Gesicht verrieth zugleich genugsam, daß das innere Glück fehle. „Nun?" rief Possel, „an deinem erbärmlichen Gesicht kann ich wohl sehen, daß in der seligmachenden Nähe der Gräfinnen nicht viel Glück zu holen ist. Sage mir einmal ehrlich und aufrichtig, ob Du seit Deinem Verkehr mit allen jenen vornehmen Geschöpfen, nur um einen Gran glücklicher bist, als vorher? Nein, Du brauchst wahrlich nicht zu antworten! Sage mir lieber, wo Du das Glück zu suchen denkst, da Du durchaus Jagd auf dasselbe machen, und mit dem Antheil nicht zufrieden sein willst, den man auf gewöhnlichem Wege er-

reichen kann? — Um die Frage recht gründlich zu behandeln, möchte ich zuerst wissen, was Du eigentlich unter Glück verstehst?"

„Das ist eine schwierige Frage," entgegnete Ditmar," deren Beantwortung ich lieber einem Weiseren überlassen will. Gewiß aber ist es, daß, was man im Allgemeinen Glück nennt, mich nicht befriedigen kann. Das Glück ist erstens nichts Materielles."

„Nun, und zweitens?"

„Zweitens ist es vielleicht gar nicht vorhanden, nicht einmal in einer ideellen Befriedigung."

„Zum Henker mit dem Glück! Wozu sollte man es dann gebrauchen, wenn ich fragen darf?"

„Wenn es wirklich ein Glück gäbe, habe ich einmal sagen hören, hätte der liebe Gott uns keine Träume gegeben. Das Glück ist ein Traum, — sobald man erwacht, ist es dahin. Mein Glück besteht in dem höchsten Grade eines Verlangens, welches ganz meinen Geist und meinen Körper beherrscht, verbunden mit einem eben so hohen Grad von Gewißheit, daß dieses Verlangen befriedigt werden wird. Dieser Moment muß aber ausbleiben, denn Hoffnung ist unzertrennlich vom Glück, und wenn man die Hoffnung gegen die Befriedigung vertauscht, hat man sein Glück schon verringert.

„Nach Deiner Theorie erzeigt man also demjenigen, welcher eine Quaterne in der Lotterie gewinnt, den größten Dienst, ihn vor den Kopf zu schlagen, sobald ihm der Collecteur sagt, wieviel er gewonnen hat, ehe ihm jedoch das Geld noch ausbezahlt worden ist. Das ist eine ganz eigne Art Leute glücklich zu machen."

„Nein, das Geld muß er in seiner Hand halten, schlage ihn aber immerhin vor den Kopf, ehe er gefühlt hat, daß der sehnsüchtig gewünschte Schatz gleichwohl nicht hinreichend ist, um

Zufriedenheit dafür zu kaufen. Laß ihn mit dem seligen Bewußtsein sterben, daß er ein ungeheuer reicher Mann ist, und sich jeden Wunsch erfüllen kann; ein längeres Leben, und wenn es auch nur ein Augenblick wäre, wird ihn von dem Gegentheil überführen."

„Der Himmel bewahre mich vor Glück, wenn es so damit zusammenhängt," sagte Possel, „Du bist der größte Phantast, den ich jemals angetroffen habe. Aber, um von andern Dingen zu sprechen, muß ich Dir doch erzählen, daß auch ich eine Anstellung in der Diplomatik gesucht habe. Ja, mache nur große Augen! ich that es freilich in der Voraussetzung, daß materielles Glück in dieser Laufbahn zu finden sei. Unlängst als ich durch diese Straße ging, kam Marschall Monsigne angejagt, als wenn er Pferde und Wagen gestohlen hätte. Er saß selbst auf dem Bock und fuhr selbst, was sehr herablassend war, da seine Gemahlin und Herr von Walstein im Wagen saßen. Es muß, in Parenthesis, ein besonderes Vergnügen sein, seine Frau und ihren Liebhaber spatziren zu fahren; aber das ist nun einmal sein Glück. — Da dachte ich: wer weiß, ob er nicht etwa ausgefahren ist, um einen Secretair zu suchen? Ich stellte mich mitten in die Straße hin, aber in der französischen Legation muß wohl kein Platz leer sein, denn er bog mit großer Behendigkeit vor mir aus, knallte mit der Peitsche, und rief: „foudre!" So gab ich diesen Plan auf, und habe jetzt andere Eisen im Feuer, der liebe Gott halte seine Hand darüber!"

„Jeder hat seinen Glauben, — und sein Glück," sagte Ditmar.

„Sehr richtig bemerkt. Neulich hörte ich einen Denker sagen: das Glück komme ihm wie ein englischer Lord vor, der gemächlich in seinem eignen Wagen reise. Wenn die Bauernknaben

ihm ein Heck aufgemacht hätten, liefen sie mit dem Hut in der Hand und der Zunge aus dem Maul hinter ihm her, bis er ihnen einige Schillinge zuwürfe, um die sie sich dann schlügen. Aber eben so gut wie das Glück Lord, Minister, Collecteur und ein Schinder sein kann, der die Leute vor den Kopf schlägt, kann es auch Branntweinnbrenner sein und eine hübsche Tochter haben. — Willst Du heut Abend mit zu Prices gehen? Sie spielen die gute alte Pantomine: Harlequin als Skelett."

„Ich habe einmal in dem Tagebuch eines Reisenden gelesen," sagte Ditmar, ohne auf seine Frage zu antworten, „daß der glücklichste Mensch, den er in dreien von ihm bereisten Welttheilen gefunden habe, ein Cretin gewesen sei. Der arme, mißgestaltete glückliche Teufel lag auf einem dampfenden Misthaufen und kaute an einem Endchen Taback, während er seinen eignen ungeheuren Kropf betrachtete, der ihm tief auf die Brust herabhing. Er hatte niemals einen reizenderen und fetteren Kropf gesehen. Auf der einen Seite des Misthaufens feilte ein Holzhacker seine Säge, auf der andern schärfte der Hausknecht seine Sense. Der Cretin lag und freute sich herzlich. Das waren vier vollständige Genüsse auf einmal, und wir Andern jubiliren schon über den vierten Theil eines einzigen. Der Engländer bot ihm Geld, wenn er den Misthaufen und den Taback und die Sense und den Holzhacker verlassen wolle, aber der Cretin ließ sich nicht foppen, — das war *sein* Glück!"

„Wohl bekomm es ihm! Das ist eine Geschmackssache, man muß über das Glück eben so wenig disputiren, wie über den Geschmack. Ich fragte Dich übrigens, ob du heut Abend mit zu Prices hinausgehen und Harlequin als Skelett sehen willst. Statt der Antwort erzählst Du mir aber eine schlechte Anekdote, die wahrscheinlich überdies eine eigene Phantasie ist."

Ditmar wollte sich mit Mangel an Zeit und Lust entschuldigen, aber Possel ließ diese Entschuldigungen nicht gelten." Zeit hat man immer, wenn man sich vernünftig einzurichten versteht," sagte er. „Nichts ist länger als die Zeit, merke Dir dies wohl, und die Lust zu sehen kommt von selbst, wenn Du erst da bist. Neulich sah ich den Finanzminister dort lachen; er lachte, daß ihm der Bauch wackelte, und das mußt Du mir gestehen, wenn der sich des Lachens über die Hundekünste nicht enthalten kann, so müssen sie lächerlich sein; bedenke einmal was dazu gehören muß, ihm die Finanzen aus dem Sinn zu bringen. Aber laß dies unter uns bleiben, sonst werden die andern Staatsminister auf ihn neidisch. Zur Steuer der Wahrheit muß ich zugleich bemerken, daß er das Decorum beobachtete, und incognito in einem Oberrock erschien. — Ich habe Billete für uns Beide." — Ditmar mußte versprechen mitzugehen.

Es war in den ersten Tagen des Frühjahrs, wo der Tag anfängt zuzunehmen, als sie sich nach dem „Possentheater" der Vorstadt begaben. Beim Eingang blieb Possel eine Weile stehen, und betrachtete die bunte Menge der Zuschauer, welche sich in ihrem besten Staat vor dem Billetcomptoir tüchtig drängten. Die Meisten waren sonntäglich geputzt vom Kopf bis zum Fuß. Im Theater kämpfte das Tageslicht, das durch die Ritzen hineinfiel, mit den Lampen um die Uebermacht. Diese gemischte Beleuchtung blendete die Eintretenden, und Ditmar ließ Possel die Plätze wählen. Erst als er auf einer der ersten Bänke im Parterre seinen Platz einnahm und seine Nachbarn musterte, bemerkte er, daß Possel nach einem überlegten Plane gehandelt, denn dicht bei ihnen saß der dicke Branntweinbrenner vom Philosophengang, und Possel hatte sich so einzurichten gewußt, daß er der Tochter zur Seite saß. Auf der andern Seite

zunächst bei Ditmar saßen zwei junge Frauenzimmer, die für Dienstmädchen zu geputzt, für Damen zu simpel in ihrem Wesen waren, und im Ganzen ein ziemlich zweideutiges Ansehen hatten. Die Gesellschaft war ihm gleichgültig ja es vergnügte ihn sogar daß der Branntweinbrenner quer über Possel und Ditmar ein Gespräch mit den Beiden Nachbarinnen des Letzteren anspann. Der gute Mann hatte sich vorgenommen, recht vom Herzen froh zu sein, und wollte daher seinen Frohsinn der ganzen Umgebung mittheilen. Possel half treulich, um sich beim Vater beliebt zu machen, und Ditmar war genöthigt dann und wann ein paar Worte dazu zu geben, um nicht für stolz zu gelten. Aber er richtete dieselben immer nur an die Tochter und diese vergalt es ihm jedesmal mit einem Blick, welcher deutlich zeigte, daß seine Aufmerksamkeit ihr nicht gleichgültig sei.

Als die Vorstellung begann, und der Brantweinbrenner den Bajatz zu sehen bekam, schlug er ein gellendes Gelächter auf, und dies wiederholte er jedes mal, wenn dieser sich nur rührte. Alles dieses war ganz gut, bis Ditmar zufällig seine Augen erhob, und die Marschallin Monsigne nebst der Gräfin Corsel in einer Loge entdeckte, welche von diplomatischen Herren und Damen voll war. Alle Lorgnetten waren auf das Publicum gerichtet, denn Bajatz hatte sich eben, die Balancirstange in der Hand, auf das schräge Seil hinaus begeben, und trieb eine Menge Possen mit dem vergnügten Branntweinbrenner, welcher jedesmal, wenn Bajatz seine Stange schüttelte und that, als ob er auf die Zuschauer hinabfallen wolle, so laut lachte, daß es in dem Hause donnerte. Ditmar's Nachbarin flüsterte ihm zu, um ihn von ihrem Schrecken zu unterrichten, und warf sich endlich, als Bajatz es allzu natürlich machte, beinahe in seine Arme, und lachte gleichfalls aus vollem Halse.

Die allgemeine Freude steckte auch die vornehme Loge an, nur die Gräfin lachte nicht, ihr Gesicht drückte im Gegentheil kalte Gleichgültigkeit aus. Als Ditmar aufsah und sein Blick dem ihrigen begegnete, wandte sie den Kopf ab, und sah nach der Scene hin, obgleich dort eben nichts vorging. Mit einem einzigen Blicke hatte er die ganze Loge überschaut. Alle hatten ihn erkannt; die Marschallin wandte sich an Poppi und zeigte mit der Lorgnette auf das Parterre; Poppi zischelte ihr ein paar Worte ins Ohr und sah mit einem spöttischen Blick auf Ditmar nieder; Liskow nickte ihm zu und deutete durch Geberden an, wie kurzweilig er die ganze Scene finde; die andern Herren lachten und schwatzten mit einander. Ditmar wäre fast vor Aerger vergangen; er verwünschte in seinem Herzen Possel, welcher ihn mit hinaus gebracht und Billette zu einem so geringen Platz genommen hatte; er verwünschte den Branntweinbrenner, welcher so ungezogen lachte, die Tochter, die so hübsch war, und vor Allem seine unbekannte Nachbarin, die noch immer nicht Miene machte ihre Stellung zu verändern. Marquis Cantal war auch zugegen, lehnte sich zur Gräfin hinüber und sagte: „Regardez Madame, ist das nicht jener Herr .... Herr .... wie heißt er doch! ich habe ihn ja bei Ihnen gesehen! Nein, dort unten, rechts, neben der Grisette, mitten in der achtbaren Familie, welche mit Polichinello Gastrollen giebt.“ Die Gräfin sah sich genöthigt, ihr Auge flüchtig nach dem bezeichneten Ort zu wenden, um dem Fingerzeigen des Marquis ein Ende zu machen, aber sie drehte sich gleich wieder um, ohne zu antworten. Ditmar saß wie auf Nadeln, aber Bajatz wich nicht vom Fleck, seine Späße fanden allzuviel Aufmunterung in dem gewaltigen Gelächter; zuletzt setzte er ihnen durch Grimassen nach dem Branntweinbrenner hin und durch Nachäffung der furchtsamen Nachbarin Ditmar's die Krone

auf. Das ganze Haus jubelte über diese Scene, und Possel, der während der allgemeinen Lustigkeit Gelegenheit gefunden hatte, unbemerkt mit der hübschen Tochter zu sprechen, puffte seinen Freund mit dem Ellenbogen, und bat ihn, durch ein paar an den Vater gewendete Worte diese Lustbarkeit zu verlängern. — Das war mehr als er aushalten konnte. Sobald Bajatz sich entfernt hatte, stand er auf und verließ seinen Platz, ohne ein Wort zu sagen. Im Weggehen warf er einen flüchtigen Blick auf die Loge; die Gräfin sah unverwandt nach der andern Seite und stützte den Kopf auf die Hand, als wollte sie aus derselben einen Schirm gegen das Parterre bilden. Er stellte sich am Ende der Bank unter die Loge, und überließ sich seinen grämlichen Betrachtungen, hatte aber hier den Aerger zu bemerken, daß sowohl die hübsche Tochter des Branntweinbrenners als die beiden zweideutigen Jungfern ihn mit den Augen verfolgten, so daß gewiß Jeder in der Loge glauben mußte, er habe gerade diesen Platz gewählt, um umgesehen mit ihnen koquettiren zu können.

In dieser Noth war es ihm sehr willkommen, daß Liskow, als der Akt vorbei war, sich über die Loge hinauslehnte und ihm zurief: „Sie studiren heut Abend das Volksleben — kommen Sie doch zu uns herauf, und theilen Sie uns einige Ihrer Observationen mit.“ Diese Worte gaben Ditmar seine Fassung wieder, und er betrat die diplomatische Loge mit dem vollkommenen Bewußtsein, daß seine Rettung von dieser Niederlage jetzt nur von seiner Fertigkeit im Erzählen abhinge.

Die Gräfin wandte sich nicht um; die Herren aber, begierig nach jedem Stoff, der die Langeweile zu tödten vermochte, welche sie überall verfolgte, bestürmten ihn mit Fragen. Ditmar leugnete seine Bekanntschaft mit irgend einer Person im ganzen Parterre, „unter welches er sich einzig aus Lust zur Veränderung

gemischt habe.“ Es ist unglaublich, wie gültig dieser Grund gerade in diplomatischen Kreisen ist. Er erzählte laut genug, um von der Gräfin gehört zu werden, daß die Damen zur Linken, so weit er es habe entdecken können, zwei impertinente Kammermädchen, die Gesellschaft zur Rechten aber die Familie eines ehrlichen Schiffers wäre, welcher sich unaussprechlich freue zu sehen, wie wohlerfahren Bajatz auf seinem Tau sei. Das junge Mädchen machte er zu einer halb romantischen Person, welche sich in der Klemme befinde zwischen der Schaam über die Aufmerksamkeit, welche die Freude des Vaters auf sie hinziehe, und dem Glück, mit ihrem Liebhaber, dem jungen Studenten, zusammengetroffen zu sein, der ihr beständig in die Ohren zischele, so oft der Schiffer brülle. „Sie hat Verdacht auf mich geworfen,“ fügte er hinzu, und weiß nicht recht, ob ich ihre heimliche Liebe entdeckt habe oder nicht, deswegen ist sie verlegen, das arme Kind, und weiß nicht, wohin sie ihre Augen wenden soll.“ — Alles dies erzählte Ditmar mit einer Natürlichkeit, die ihn selbst in Erstaunen setzte, und ihn vermochte, das Französische zu segnen, denn in seiner Muttersprache hätte er sich kaum mit so vieler Fertigkeit herauswickeln können.

Liskow empfand die größte Lust diese Entdeckungen fortzusetzen, und forderte Ditmar auf, ihn mit sich zu nehmen, dieser aber entschuldigte sich mit dem unangenehmen Risico, mit Bajatz-Scenen geben zu müssen, welchem er sich nicht wieder aussetzen wollte. Er bemerkte, daß die Gräfin die Lorgnette auf die besprochenen Personen prüfend wendete, während er seine Abendteuer erzählte. Kurz nachher wandte sie sich im Lauf des Gesprächs in die Loge zurück, und ließ einen freundlichen Blick an Ditmar vorüberstreifen, als hätte sie ihm den häßlichen Verdacht abbitten wollen, daß er in Gesellschaft jener beiden abscheulichen, zudringlichen Frauenzimmer hierher gekommen sei.

Die Herren verschwanden nach und nach, sie sollten bei dem Marschall Monsigne soupiren, die Marschallin wollte zugleich mit ihrer Tochter den Rest des Abends bei Frau von Corsel zubringen. Ditmar begleitete die Damen nach dem Wagen; als sie einstiegen, bot ihm die Gräfin den vierten, unbesetzten Platz an. Es wurde fast schwarz vor seinen Augen, als der Jäger die Kutschenthür zuschlug, und er in diesem engen Raum der Gräfin gegenüber, und allen diesen vornehmen Damen so nahe saß, daß er beinahe nicht vermeiden konnte, sie zu berühren. Es war ihm unmöglich, ein Wort hervorzubringen; zum Glück befreite ihn die Marschallin.

„Ich bin Ihnen für diese Idee recht dankbar, meine Beste, ich wäre nicht darauf gefallen. Herr von Ditmar soll uns heut Abend recht viel erzählen. Sie erzählen vortrefflich. So sterbe ich doch nicht vor Langeweile über Ihren alten Grafen Lublinsky, der sonst unsere letzte Zuflucht gewesen wäre. Um Verzeihung, meine Beste, Sie wissen ja, daß ich Walstein nicht entbehren kann, und gleichwohl soll er bei meinem Mann soupiren; ich erkenne es recht sehr an, daß Sie sich meiner in diesem verlassenen Zustande annehmen. Herr von Ditmar, Sie müssen heut Abend ungeheuer unterhaltend sein."

„Sie vergessen, Mama, daß Sie den Grafen Lublinsky selbst ausdrücklich aufgefordert haben, um etwas aus seinem Leben zu erzählen," sagte Fräulein von Monsigne.

„Aber ich wußte damals nicht, daß Herr von Ditmar dieses Talent in viel höherem Grade besäße, mein Kind. Lublinsky interessirt mich nicht mehr." — Wenn Herren zugegen waren, nannte die Marschallin ihre erwachsene Tochter beständig **mon enfant**.

„Das ist keine Entschuldigung, meine beste Freundin, „sagte

die Gräfin, „heut Abend müssen Sie mit dem zufrieden sein, was Ihnen Herr von Lublinsky erzählen wird; aber beim nächsten Herren-Souper verspreche ich Ihnen, soll Herr von Ditmar Sie durch sein Talent zerstreuen, — vorausgesetzt daß er uns armen Verlassenen die Herrengesellschaft nicht vorzieht."

„Um Gottes willen Herr von Ditmar! Nein, das müssen Sie uns versprechen. Es ist allzu gräßlich sich zu langweilen. Leute können das Leben nicht jeden Tag für uns aufopfern, aber Sie können uns unterhalten, und der, welcher es thut, ist unser größter Wohlthäter."

Der Wagen flog über das Pflaster. Zum ersten Mal in seinem Leben drängte sich Ditmar der Gedanke auf, er sei vom Glück begünstigt. Ein Zufall, der leichter als jeder andere seine Reputation hätte zerstören können, hatte ihn in eine nähere Berührung mit dieser abgeschlossenen Welt gebracht und ihm die seligen Stunden bereitet, welche er nun ungestört von allen denen, die ihm sonst jeden glücklichen Augenblick verbitterten, verleben sollte.

Der alte Graf Lublinsky hatte sich so lange in Kopenhagen aufgehalten, daß er fast als ein Inventariumstück der Hauptstadt zu betrachten war. Sein Leben war sehr abenteuerlich gewesen, er erzählte selbst gern Scenen daraus, verstand aber alle Hauptmomente in einen so undurchdringlichen Schleier einzuhüllen, daß er während dieser ganzen Reihe von Jahren das Interesse der Neuheit ungeschwächt sich erhalten hatte. Man erzählte sich Geschichten von Entführungen und Verhaftungen, in denen er der Held gewesen war, von Königskronen, die er fast auf sein Haupt gedrückt hätte, von Revolutionen, in denen er eine Rolle gespielt hatte; aber keiner wußte von allem dem recht Bescheid. Viele zuckten die Achseln und hielten ihn für einen Aventürier, die Meisten meinten, daß eine traurige Wahrheit diesen abenteuerlichen Er-

zählungen zum Grunde liege, und die Damen, besonders die jüngern, glaubten an jedes seiner Worte wie an eine göttliche Offenbarung. So viel ist gewiß, daß der alte Mann, sehr angenehm sein konnte, und daß er sich gut ausnahm, in seiner zierlichen, schwarzen, durch Nichts ausgezeichneten Tracht, mit seinen klugen, markirten Zügen, mit seiner wahrhaft königlichen Nase, und mit seinen weißen, lockigen Haaren, welche unter einem Käpsel von dunkelgrünem Sammt mit einer kleinen goldenen Troddel hervorguckten. Er war sehr alt, aber die Schwäche des Alters hatte noch keine Herrschaft über ihn gewonnen; diese ungestörte Gesundheit schrieb er dem Umstand zu, daß er beständig Wasser trank und nie an einem Souper Theil nahm, gewiß aber hatte sein leichter sorgloser Sinn den größten Theil daran, denn dieser hatte ihn über Begebenheiten hinweggeholfen, von denen jede einzelne hinreichend gewesen wäre, ein tieferes Gemüth zu erdrücken, ohne daß sie eine andere Spur zurückgelassen hatten als erweiterte Menschenkenntniß und ein paar Anecdoten. Aber dies mochte er nicht hören, denn er kokettirte mit seinem Schicksal, und wollte das für moralische Stärke ausgeben, was Resultat der physischen war.

Der Graf hatte schon lange auf die Damen gewartet, er hatte das Theegeschirr herein bringen lassen, und Alles eingerichtet, um die Rolle des Wirthes zu spielen. Mit eigner Hand hatte er Weißbrod in Scheiben geschnitten und an einer Gabel über dem Ofenfeuer geröstet, denn darin war er ein großer Meister; jetzt wollte er auch den Thee einschenken, aber Fräulein von Monsigne hatte sich dieses Departement schon erbeten. An dem Streit, der darüber zwischen ihnen entstand, nahmen alle Theil, Jeder wollte dazu beitragen, den kleinen Kreis ohne Beihülfe von Bedienten recht gemüthlich einzurichten. Die Marschallin

holte Sophakissen für sich selbst, die Gräfin rollte den Lehnstuhl für Lublinsky an den Tisch, Ditmar wollte ihr helfen, dabei kam seine Hand in Berührung mit der ihrigen; sie zog sie nicht zurück, und fast knieend brachte er ihr einen Schemel, den er unter ihre Füße stellte. Fräulein von Monsigne erzählte dem Grafen Bruchstücke aus der Pantomime, als sie aber Harlekin und Columbine nannte, wurde der alte Mann ernst und sagte: „Harlekin und Columbine haben mir einmal viele Thränen gekostet! Das ist lange, lange her; damals war ich noch jung und konnte Thränen vergießen. Es war meine erste Liebe, meine Damen, aber noch jetzt kann die Erinnerung daran mein Herz in Bewegung setzen."

„Waren Sie sehr unglücklich?" fragte die Marschallin. „Das ist vortrefflich! Ist das der Theil Ihrer Geschichte den Sie uns heut Abend zu erzählen versprochen haben? Ich habe mich recht darauf gefreut, Sie erzählen zu hören. Ich hoffe, daß Sie mich zum Schaudern bringen werden."

„Wo denken Sie hin, Frau Marschallin? Ich sollte Ihnen meine erste Liebe, und noch dazu in Anwesenheit eines fremden Herrn erzählen? Ueberdies ist dies nicht die Geschichte, die ich Ihnen versprochen habe; aber sie fiel mir bei der Erzählung Ihrer Töchter plötzlich ein."

„Vertrauen Sie uns nur Ihre erste Liebe an," sagte Frau von Corsel lächelnd. „Die Frau Marschallin will heute Abend durchaus an nichts Anderem Interesse finden, als was Thränen gekostet hat, und der fremde Herr ist discret, dafür stehe ich ein." Ditmar's Herz klopfte, als er dieses freundliche Urtheil von geliebten Lippen aussprechen hörte.

„Auch ich bitte Sie darum, Herr Graf, wenn die Erinnerung Ihnen nicht allzu schmerzlich ist, sagte Fräulein von Mon-

signe. „Ich will das Feuer im Ofen schüren, daß es recht hell brenne, das lieben Sie ja, und ich will Ihnen auch ein großes Glas Zuckerwasser mit Apfelsinen bereiten."

„Sie sind unwiderstehlich, mein Fräulein," sagte Lublinsky, und küßte ihre mit der Zubereitung des Zuckerwassers schon beschäftigte Hand. „Wohlan denn! Ihnen weihe ich diesen Abschnitt aus meinem Leben; meiner letzten Liebe heilige ich die Erzählung der ersten." — fügte er galant hinzu, indem er den Lehnstuhl näher an den Ofen rollte, in welchem Fräulein von Monsigne Holz geworfen hatte. Darauf begann er seine Erzählung mit der Miene eines Mannes, der an aufmerksame Zuhörer gewöhnt ist.

„Ich war ein ganz junger Mensch von ungefähr zwanzig Jahren, als mein Vater mich nach einer großen Stadt schickte — es thut hier nichts zur Sache, wo sie lag — mit einigen wichtigen Papieren, die er keinem Fremden anzuvertrauen wagte. Ich reiste in seinem eignen Wagen mit vier Pferden, hatte einen Bedienten auf dem Bock, und für einen jungen Menschen, der beständig unter der Obhut eines Hofmeisters gewesen ist, und eine sehr abhängiges Leben geführt hat, macht es Epoche, auf einmal Herr über sich selbst und Andere zu werden. Ich bildete mir nicht wenig darauf ein, in der einen Ecke des Wagens liegen und in allen Wirthshäusern den grand seigneur spielen zu können. Als wir aber ein paar Tage gereist waren, begann diese einförmige Größe mich zu langweilen, und das unaufhörliche Rütteln des Wagens mich zu ermüden. Eines Abends kamen wir in eine kleine Stadt, wo wir Pferde wechseln sollten. Während wir warteten, erzählte mir der Gastwirth, daß eine reisende Seiltänzertruppe eine große Vorstellung von diversen Künsten geben wolle, und daß der Director mich demüthigst

ersuche, die Gesellschaft mit meiner hohen Gegenwart zu beehren. Das Interesse eines so vornehmen Herrn für die Kunst würde die ganze Stadt mit sich fortreissen, meinte er. Zum ersten Mal bewarb man sich um meine Gunst, ich kam mir äußerst wichtig vor, und bewilligte das Gesuch zum großen Verdruß meines alten Dieners, der zu Hause den ausdrücklichen Befehl bekommen hatte, die Reise Tag und Nacht zu beschleunigen. Ungeachtet aller seiner Einwendungen gegen den Aufenthalt, der uns nöthigen würde einen großen Wald mitten in der Nacht zu passiren, mußten die Pferde dennoch wieder abgespannt werden, und ich nahm mit unendlicher Zufriedenheit in einem alten auf dem Theater selbst angebrachten gebrechlichen Lehnstuhl den Ehrenplatz ein, so daß ich eigentlich vor dem versammelten Publikum wie auf dem Verwunderungsstuhl saß. Damals kam mir das gar nicht lächerlich vor.

Nach einer Menge elender Künste, wobei die Seiltänzer öfter vom Seil fielen, als darauf blieben, und wobei Bajatz fast seinen ganzen Vorrath von Witzen aufbot, um Entschuldigungen zu erfinden, führten sie eine von den gewöhnlichen Pantomimen mit Harlekin und Columbine auf, welche damit endeten, daß sie alle Hindernisse besiegten uud Cassanders und Pierrots Segen empfingen. Harlekin war ein hübscher junger Mann von schlanker Figur, sehr adrett und genial in seinen Späßen; Columbine hingegen ein ältliches Frauenzimmer, derb und unbeholfen, und mit einem Paar Elephantenbeinen. Das Ganze war kläglich. Sobald das Schauspiel vorbei war, und ich reichlich auf dem Altar der Kunst geopfert hatte, warf ich mich wieder in meinen Wagen und setzte die Reise fort.

Nicht ganz ohne Grund hatte mein erfahrner Diener den Wald gefürchtet: es war stockfinster, wir mußten Schritt vor

Schritt fahren, der Weg war ganz infam, und damit nichts fehlte, fing es an zu regnen. Der arme Mensch saß auf dem Bock und verwünschte die Komödie und die Seiltänzer bei jedem Stoß auf dem höckerigen Wege. Um seiner Ungeduld ein Ende zu machen, die mir anfänglich Spaß gemacht hatte, mich aber auf die Länge langweilte, nahm ich ihn in den Wagen herein und überließ mich ganz der Führung des Postillons. Einige Stunden ging alles gut, endlich aber geriethen wir in ein Loch, worin der Wagen stecken blieb. Ich war in Schlaf gefallen, der Bediente gleichfalls, und erst als wir im Graben lagen, bemerkten wir, wie schlimm wir daran waren. Das Wasser lief durch das zerschlagene Fenster zu uns herein, er lag oben auf mir, und fing sogleich an, auf die niederträchtigen Seiltänzer zu fluchen, die an all unserm Unglück Schuld wären. Trotz der Schmerzen, welche der gewaltsame Stoß mir verursacht hatte, bat ich ihn doch ganz freundlich aufzustehen, denn eher könne ich mich nicht rühren; es sei besser, daß er mir helfe, der ich vielleicht Arme und Beine gebrochen habe, als seinen unschuldigen Mitmenschen zu fluchen. Es verhielt sich zum Theil wirklich so; er war im Fallen auf mich gestürzt, und hatte mein eines Bein dicht über dem Knöchel zerbrochen. Meiner Reise ins Ausland war fürs Erste ein Ziel gesetzt. Der Wagen war zertrümmert, der Postillon mußte nach dem nächsten Hause reiten um Hülfe zu suchen, und es war heller lichter Tag, ehe ich zu einem Forstbedienten gebracht wurde, der sich für gute Worte und noch bessere Bezahlung willig finden ließ, mich mit meiner Bagage zu beherbergen, bis ich weiter reisen könnte.

In jenem Lande sind die Wälder größer als anderswo. Das Jägerhaus lag mitten in einem solchen auf einer großen Ebene, und von dort bis zur nächsten Stadt, die groß genug war um einen Arzt zu haben, war eine ganze Reise. Die

Mutter des Forstbedienten galt indessen für eine kluge Frau; ihr mußte ich mich anvertrauen. Man kann nicht leicht widerlicher sein als sie; es war Walter Scott's Meg Merrilies leibhaft, aber dessenungeachtet bin ich der Wahrheit schuldig zu gestehen, daß sie mich so gut heilte, wie es irgend ein Arzt nur vermocht hätte. Die alte Hexe behandelte mein Bein, als wäre es von Eisen und Stahl, und trotz meines festen Vorsatzes konnte ich einen Schrei des Schmerzes nicht zurück halten; ich fiel in Ohnmacht.

Als ich wieder zu mir selbst kam, lag ich in einem Bett, war verbunden, das Bein gebadet, und die Schmerzen waren fast vergangen. Die Papiere meines Vaters, die ich in einen Gürtel genäht um den Leib trug, hatte Niemand entdeckt; ich verbarg sie sorgfältig, denn mehr als Ein Haupt hing von den Geheimnissen ab, welche sie enthielten." —

Der Graf betrachtete bei diesen Worten seine Zuhörer mit einer Miene, welche verrieth, daß seine damalige Wichtigkeit seiner Eitelkeit noch schmeichle. Nachdem er von dem Zuckerwasser genippt, und dem Fräulein von Monsigne einige verbindliche Worte über dessen Zubereitung gesagt hatte, setzte er seine Erzählung fort.

„Mir blieb jetzt nichts übrig, als meinen Diener, einen alten treuen Vasallen meines Vaters, mit der Nachricht von meinem Unglück zurückzuschicken, um Befehle für diesen unvorhergesehenen Fall einzuholen. Die Papiere behielt ich. Ich wußte wohl, daß ich sie im Nothfall verbrennen sollte, aber wie jämmerlich auch mein Zustand war, konnte ich doch nicht sagen, daß sie in Gefahr wären. Als der Diener fort war, und ich mich ganz einsam und verlassen fühlte, fluchte ich allerdings Harlekin und Columbinen dermaßen, daß Jedem die Haare zu Berge stehen

mußten, der es gehört hätte; aber Niemand verstand meine Flüche denn um mich als echten Edelmann zu zeigen, fluchte ich mitten in einem Walde in Polen auf französisch."

Die Familie des Forstbedienten bestand aus eben nicht vielen Personen, und das Haus war fast immer leer. Der Jäger selbst, ein ungeschlachter Trunkenbold mit einem Gesicht wie eine Hyäne, war selten daheim; er lag beständig auf Streifzügen gegen die Wilddiebe oder schwelgte in den nächsten Dörfern umher; ein junger, rothhaariger Jäger begleitete ihn, der nicht besser war als der Förster. Seine Frau war schon vor vielen Jahren gestorben, und seine Mutter, die erwähnte Meg Merrilies, verwaltete das Haus. Seine einzige Tochter ward bei einem Müller in der kleinen Stadt erzogen, wo wir den Abend vorher durchgekommen waren; jetzt sollte sie nach Hause verschrieben werden, um an meiner, nach der oft genug wiederholten Versicherung des alten Weibes sehr beschwerlichen Pflege Theil zu nehmen. Ein altes Pferd mit Glasaugen, ein heiserer Kettenhund und ein Ungeheuer von einer fetten Favoritkatze waren außer mir die einzigen lebenden Wesen im ganzen Hause wenn Merrilies uns verließ, um nach den Kühen zu sehen, oder Reisig zu sammeln. Das war allerdings ein Herrenleben für einen jungen Cavalier mit meinen Ansprüchen!

Eines Abends war ich, gleich nachdem Meg Merrilies weggegangen war um zu melken, in Schlaf gefallen, — denn Schlaf war meine einzige und liebste Beschäftigung. Es war ein warmer Abend nach einem schwülen Tage; die milde Luft strömte durch das Fenster herein, das ich die Hexe überredet hatte offen zu lassen, und brachte mir die erfrischenden Düfte des Waldes, welche die Lungen mit neuem, kräftigem Leben erfüllen. Ich lag und träumte verwirrtes Zeug von einer Fee, die durchs offne

Fenster zu mir hereinkäme, und von meiner Mutter, die mir nachgereist sei, um mich zu pflegen; gleich darauf aber war es nicht mehr meine Mutter, sondern die dickbeinige Columbine, und der Director der Seiltänzertruppe stand neben mir mit dem Teller in der Hand, und Pierrot machte einen langen Hals und riß das Maul weit auf, so daß sein ganzes Gesicht in ein einziges ungeheures Maul verschwand; Bajatz hatte die Livree meines Bedienten, und Harlekin meinen Rock über seine bunte Tracht gezogen. Aber bei jeder Bewegung, welche die Andern machten, schmerzte mein Bein. Endlich erwachte ich, — und der ganze Troß war verschwunden, aber zu Füßen meines Bettes saß ein unbekanntes Wesen, das, den Kopf in die Hand stützend, in die großen Buchen hinaussah, die draußen vor meinen Fenstern standen. Ich konnte nur ihren Nacken sehen, der von schwarzen Locken fast verhüllt war, welche unter dem geschmackvollen Kopfputz hervordrangen, den die polnischen Frauenzimmer tragen. Es war meine Fee. Ich wagte mich nicht zu rühren, aus Furcht die Erscheinung möchte verschwinden, denn eine Erscheinung mußte sie ja sein, so luftig, so durchsichtig, so wenig irdisch war sie. Als ich endlich den Hofhund mit seiner Kette rasseln und Meg Merrilies mit ihren Pantoffeln klappern hörte, schloß ich die Augen, um sie nicht verschwinden zu sehen."

„Wie bist du hereingekommen?" fragte die Alte mit ihrer gewöhnlichen zornigen Stimme.

„Durchs Fenster, Großmutter;" antwortete der Geist, „ich war müde und bedurfte der Ruhe, ich war den ganzen langen Weg gegangen. Ist das der Fremde, der zu Schaden gekommen ist? Und nun hörte ich den Laut eines Kusses. Es überlief mich unwillkürlich, ich kniff die Augen dichter zusammen, ich ward glühheiß. Aber in demselben Augenblick fühlte ich ein kühlendes

Fächeln, und es war als ob etwas sich vor meinem Gesicht hin und her bewege." Die abscheulichen Fliegen!" sagte das junge Mädchen; „sie müssen ihn recht peinigen. Ihr habt noch eben so viele Fliegen wie im vorigen Jahr."

„Schließe das Fenster," antwortete die Alte." Der Narr ließ mir ja keine Ruhe, bis ich es aufgerissen hatte. Solch ein Musjö weiß ja nicht, was er vor lauter Faullenzerei machen soll."

„Die frische Luft ist doch so schön, Großmutter. Wir wollen einen Buchenzweig neben sein Kopfkissen stecken, so plagen die Fliegen ihn nicht so sehr."

Einen Augenblick nachher stand ein duftender Zweig neben mir, ich konnte nicht die geringste Bewegung des Kopfkissens bemerken, als sie denselben hinein steckte. Ich dachte an die Gewaltsamkeit, womit die Alte täglich mein Bein verband, und seufzte. Das junge Mädchen blieb stehen, und ich konnte merken, daß sie sich über mich beugte. Es war ein ganz eignes Gefühl das mir das Bewußtsein ihrer Nähe verursachte.

„Er hat das Bein gebrochen, und weiter nichts. Es ist nicht viel Wesens davon zu machen. Aber er hat eine zarte Haut, und berührt man ihn nur eben mit einem Finger, so heult er gleich als ging es ans Leben. Wäre es nicht der Bezahlung wegen, die er uns versprochen hat, so hätten wir ihn nie aufgenommen."

„Du hast mir so oft versprochen, daß ich das Kuriren von dir lernen sollte," sagte das Mädchen mit leiser Stimme. „Glaubst Du nicht, daß es auch gut wäre, wenn ich lernte, wie man ein Bein verbindet? — Wenn es nicht zu schwer ist, und Du mir es zeigen willst, Großmütterchen . . . ."

Es war mir nicht möglich länger still zu liegen; ich schlug die Augen auf, und stieß einen tiefen Seufzer aus, aber keinen

Seufzer des Schmerzes, es war mir eine Seligkeit so zu seufzen.

Die alte Frau schleppte sich zu meinem Bette hin, ich sah ihr schmutziges, runzliches Gesicht, dem die borstigen grauen Haare einen thierischen Ausdruck gaben; sie stützte sich auf den Krückenstock, der ihr drittes und bestes Bein war, mit einer Knochenhand, die wie eine Raubvogelklaue aussah; sie glotzte mich mit ihren grauen schielenden Augen an — Gott, wie war sie häßlich! Es überlief mich eiskalt bei diesem Anblick, und ich wandte mich von ihr ab. Auf der linken Seite stand das junge Mädchen, hübsch, schlank, frisch, schwarzäugig und blühend — meine Fee! Sie beugte mit ihren schlank geformten Fingern den Buchenzweig zur Seite, der mein Angesicht beschattete, und betrachtete mich bekümmert, — ich blickte in ihre schönen, schwarzen Augen; auch sie versteinerten mich, aber ich wandte mich nicht ab, blieb liegen, und starrte sie an. Ich hatte Fieber-Hitze und Kälte auf einmal; während meine linke Seite wie Feuer brannte, fror die rechte zu Eis. — Sie hieß Warla, — in diese fünf Buchstaben war aller irdische Wohlklang eingeschlossen. —

Ich schlief die ganze Nacht nicht. Einige dünne Bretter trennten mein Bett von dem Warla's, welches dicht an derselben Wand stand. Ich konnte ihren Athemzug hören, und den schwellenden Bewegungen ihrer Brust folgen, die jetzt nicht mehr von dem rothen Schnürband zusammengepreßt war. Das Blut schoß mir durch die Adern, ich wälzte mich hin und her, und am nächsten Morgen waren die Schienen von meinem Fuß geglitten, und die schmerzliche Beschwerde von acht Tagen vernichtet.

Die alte Frau verband mich. Aergerlich über ihre verlorne Mühe schnürte sie die Schienen so fest, daß ich nicht umhin konnte

zu schreien. Meg Merrilies wurde böse und stieß das Bein mit den Worten von sich: „So macht es denn selbst besser!“ Ich biß die Zähne vor Schmerz zusammen und blickte Warla bittend an. Ohne ein Wort zu sagen, setzte sie sich auf den Rand des Bettes, legte meinen Fuß in ihren Schoos und löste die Bänder. Schon dies weiche Lager in ihrem Schoose besänftigte die Schmerzen. Warla's leichte Hand bewegte sich unmerklich hin und her und die Bänder waren wieder befestigt, ohne daß ich es gefühlt hatte. Erst wurde die Alte böse und sagte ärgerlich: „Nun wird das Ei klüger sein wollen, als die Henne;“ als aber Warla sagte: „Alles, was ich weiß, habe ich ja von Dir gelernt, liebe Großmutter; ist es so recht?“ — konnte sie der Lust zu dociren nicht widerstehen und Warla wurde von Stund' an zu ihrem beständigen Amanuensis ernannt. Ich machte der armen Warla viel Mühe, denn nun ließ ich mich alle Tage zwei Mal verbinden.

Gegen Ende des Septembers durfte ich endlich wieder auf meinen Fuß treten. Warla, die mich gepflegt, mich verbunden, die mir am Tage aus des Hauses einzigem Märchenbuche vorgelesen und Nachts mit mir durch die dünne Bretterwand geplaudert hatte, wenn ich auf die Scheidewand klopfte und darüber klagte, daß ich nicht schlafen könnte — die unverdrossene Warla war es noch nicht müde, mir Opfer zu bringen. Ich stützte mich auf ihren Arm und wir wagten uns aus dem Hause, sogar quer über die Ebene nach einer großen Buche hinüber, die noch lebhaft vor mir steht, wenn ich jener glücklichen Zeit gedenke. Es war ein alter Baum mit einer ungeheuern Krone, die Wurzeln zogen sich halb über die Erde hin und bildeten moosbewachsene Bänke; zur Seite war eine kleine Sandgrube, der den Grund beinahe ausgehöhlt — jetzt muß er längst eingestürzt sein. Von da nahm das Haus sich am besten aus, wenn die Sonne dem Untergange

nahe war und eine goldene Illusion auf die ärmlichen Fensterscheiben warf. — Acht Wochen hatte ich mitten im polnischen Walde gelebt, ohne das Geringste von der Welt jenseits der dunkeln, schattigen Bäume zu hören. Ich kam mir bisweilen selbst wie ein verzauberter Prinz vor, der von einer liebenswürdigen Fee behext war! Nicht der entfernteste Wunsch entstand in mir, den Wald zu verlassen, — ich würde gern die ganze Welt und all ihre Pracht und all ihren Ehrgeiz vergessen haben, wenn sie mich hätte vergessen und mir meinen Wald und meine Warla lassen wollen. Wir lachten mit einander und erzählten uns Märchen, aber sie wußte die meisten und die besten. Ich stützte mich auf ihren Arm und lag recht schwer darauf; sie nahm die Mütze ab, weil ich sie darum bat; die schwarzen, krausen Locken standen ihr viel besser, als die schmucke Mütze, und um sie zu nöthigen, immer mit dem langen Haar zu gehen, warf ich die Mütze in die Zweige unserer Buche hinauf. Welche Mühe hatten wir nachher, als wir nach Hause gehen wollten, sie wieder herunter zu bekommen, und Warla fürchtete, von ihrer mürrischen Großmutter ausgescholten zu werden. Wie viele Versuche mußten wir nicht machen, wie oft mußte sie nicht in die Höhe springen, um sie mit meinem Stocke herunterzuschlagen! — Jedesmal war es vergebens, im Sprunge fielen die weichen Locken über ihren Nacken herab und sie schlug im Blinden, wie im italienischen Fastnachtsspiel, wenn man mit verbundenen Augen nach einem mit Confetti oder Sand gefüllten Krug schlägt. — Es ist etwas Reizendes und Anmuthiges in solchem Kinderspiel, wenn man verliebt ist, das der Ernst des ganzen Lebens nachher nicht aufwiegen kann.

Ja, ich war in Warla verliebt, das gestand ich mir selbst bald; aber ich war eben so bald mit mir über den Plan einig,

den ich für meine Zukunft verfolgen wollte. Ich war unabhängig; ein kleines Gut an der österreichischen Grenze war mein persönliches Eigenthum; dorthin wollte ich mit meiner jungen Frau ziehen. Wir wollten dort in ländlicher Glückseligkeit ein idyllisches Leben führen, angebetet von unseren Untergebenen, welche wir glücklich machten, und in noch höherem Grade uns gegenseitig anbetend. Um die Einwilligung meiner Eltern war ich nicht sehr besorgt, denn selbst im Fall ernstlicher Streitigkeiten mußte meine Unabhängigkeit dieselbe erzwungen oder freiwillig herbeiführen. Mein Vater war sehr ehrgeizig, aber seine Pläne konnten auf meinen jüngeren Bruder übergehen; ich wollte mit einem vergessenen Winkel der Erde zufrieden sein, wenn Warla ihn mit mir theilte. An ihrer Gegenliebe zweifelte ich nicht mehr, sie war in der letzten Zeit still und nachdenkend geworden, sie wanderte oft allein in den Wald und blieb stundenlang weg, und diese Stunden kamen mir nie lang vor, denn auch ich bedurfte der Einsamkeit, um, ungestört von Warla selbst, an Warla denken zu können.

Eines Tages hatten wir lange unter der Buche gesessen und mit einander geplaudert. Warla hatte mir von ihrer Kindheit erzählt, als ihre Mutter noch lebte, und ich ihr die schöne Natur in meiner Heimath beschrieben. Die Sonne brannte ziemlich stark; ich lehnte mich an den Stamm zurück und schloß die Augen, um mich recht von der lieben Herbstsonne bescheinen zu lassen. Wir hatten am Morgen einen sehr langen Spazirgang gemacht, ich war noch etwas matt und der Schlaf drückte meine Augen noch fester zu, ohne daß ich es merkte. Als ich erwachte, war Warla verschwunden, und meine Uhr sagte mir, daß ich ziemlich lange geschlafen habe. Ich war eigentlich darüber auf mich selbst ärgerlich; nichtsdestoweniger schalt ich die zurückkehrende Warla,

daß sie mich verlassen habe. „Du kümmerst Dich nicht mehr um mich, Du denkst jetzt, daß ich auf mich selbst Acht haben kann; Du bist es müde, bei mir zu sein — ich habe Dich auch lange genug geplagt, das gestehe ich, aber gleichwohl ist es hart, vergessen zu werden."

Nun erst sah ich, daß Warla mit gesenktem Haupte dastand und geweint hatte; eine Thräne hing noch in ihrem Wimpern. „Du hast geweint, Warla? Bist Du krank? Was fehlt Dir? Hast Du irgend eine Sorge, die Dich drückt und die Du mir anvertrauen willst?"

„Ich habe Sie nicht vergessen," entgegnete Warla, „sondern fast die ganze Zeit an Sie gedacht. Aber ich habe nicht geweint," fügte sie hinzu und, indem sie es ableugnen wollte, drängte sich ihr eine neue Thräne ins Auge.

Ich hatte mich erhoben und stand neben ihr. „Warla," sagte ich, indem ich meinen Arm um sie schlang, „vertraue es mir, warum Du betrübt bist. Ich könnte nicht betrübt sein, ohne Dir den Grund anzuvertrauen, — ich bin nur betrübt, wenn Du mich verlässest. Bin ich nicht Dein Bruder, — Dein Freund? — Wie schön Du bist, Warla, wie Du meiner Schwester gleichst!" Und auf diese Erdichtung hin preßte ich sie fest an mich und küßte sie auf die Schulter. Es war nicht wahr, aber das fiel mir in diesem Augenblicke nicht ein; Warla glich meiner Schwester gar nicht, Warla war viel hübscher. Zum ersten Male erlaubte ich mir eine solche Freiheit.

Warla wand sich aus meinen Armen und jagte nach einem Schmetterling. Von der tiefsten Betrübniß konnte sie oft plötzlich zur ausgelassensten Lustigkeit übergehen; dann lachte sie ohne Ende und machte tausend Possen, und die Freudenthränen konn-

ten ihr über die Wangen herablaufen, welche kaum von den Thränen trocken waren, die die Schwermuth ihr eben ausgepreßt hatte.

Nachts konnte ich nicht schlafen, es kam mir vor, als ob Warla lag und still weinte. Ich klopfte an die Wand, aber es dauerte lange, ehe sie mir antworten wollte; endlich geschah es, aber mit einer kläglichen Stimme. Ich ward dadurch ganz wehmüthig. „Vertraue es mir jetzt, warum Du betrübt bist, liebe Warla, jetzt können wir ungestört mit einander plaudern.“

„Ich will nicht plaudern, ich will schlafen. Warum wecken Sie mich auf?“

„Es ist nicht wahr, Warla, Du schliefst nicht; Du liegst und weinst. Glaubst Du, daß ich schlafen kann, wenn Du betrübt bist? Wäre ich bei Dir in Deiner Kammer, so würde ich die Thränen von Deinen schönen Augen wegküssen.“

Warla schwieg, vielleicht eben so verwundert wie ich über diese dreiste Rede.

„Nun weinst Du wieder, Warla. Bist Du krank? Ich will aufstehen und Deine Großmutter rufen; ich will zu Dir hineinkommen.“

„Nein, um Gotteswilleu nicht! Ich bin nicht krank, mir fehlt nicht das Geringste. — Mir ist nur so entsetzlich bange.“

„Bange? Wovor? Wer sollte Dir etwas zu Leide thun?“

„Ach, ich weiß es nicht, aber ich kann nicht dafür.“

„Du bist eine Närrin, Warla. Wie kannst Du so ganz in meiner Nähe bange sein? Ich werde Dich schon vertheidigen; verlaß Dich nur auf mich.“

„Das thu' ich auch, denn sonst, glaube ich, müßte ich jede Nacht vor Angst sterben. Es ist, als wollte es mich ersticken. Aber ich setze meine ganze Hoffnung auf Sie.“

Es ist wahrlich kein unangenehmes Gefühl für einen Liebhaber, zu hören, wie sehr seine Geliebte auf seinen männlichen Schutz baut.

„Wenn ich nur einschlafen könnte,“ sagte sie.

„Ich will Dich nicht stören, Warla, lege Dich nur zur Ruhe. Damit Du aber ganz sicher sein kannst, will ich von Zeit zu Zeit sachte an die Wand klopfen, so weißt Du, daß ich für Dich wache.“

„Sie sind so gütig, so liebevoll gegen mich,“ entgegnete Warla.

„Liebe Warla, wie oft hast Du meinetwegen gewacht, als ich krank war! Schlafe nun ruhig; nun wache ich für Dich wieder. Und träume von mir, Warla. Versprich mir das! Willst Du?“

„Ich thue es schon oft genug des Nachts, ohne daß Sie mich darum gebeten haben,“ sagte Warla. Ich beugte meinen Kopf zur Wand und drückte einen Kuß auf die gekalkten Bretter; die ganze Nacht lag ich wie eine getreue Schildwache und pochte von Zeit zu Zeit leise an die Wand. Es war eine glückliche Nacht!

Am nächsten Morgen kam mein alter Diener zurück. Mein Vater war durch die Nachricht von meinem Unglück sehr erschreckt worden und wollte ihn gleich zurückschicken, um mich zu trösten; inzwischen wurde der Mensch aber selbst krank, und dies hatte den langen Aufenthalt verursacht. Ich sollte so bald wie möglich die Reise fortsetzen und die Briefe abliefern; es war nun wichtiger als je, daß sie schnell ihre Bestimmung erreichten. Der Wagen war fertig und, wenn ich derselben Meinung war, konnten wir schon am nächsten Tage unsere Reise antreten. Wie sehr mich dies in Aufregung setzte, kann ich nicht beschreiben.

Ich besann mich natürlich keinen Augenblick, den Auftrag meines Vaters auszurichten, nach Besorgung desselben aber wollte

ich nach dem Walde zurückkehren und Warla abholen, um sie nach meiner Burg zu führen. Noch heute wollte ich mit ihr sprechen! Sie liebte mich, das konnte ich aus vielen Worten und Aeußerungen und aus den tausend bedeutsamen Kleinigkeiten schließen, die kräftiger zu unserem Herzen sprechen, als irgend Worte vermögen. Der Diener ward nach der nächsten Stadt zurückgeschickt, um Pferde zu bestellen; er sollte für den folgenden Morgen Alles bereit halten. Darauf begann ich einen Brief an meinen Vater, welcher ihn mit kindlicher Ehrerbietung auf meinen unwiderruflichen Entschluß, die Nymphe des Waldes in seine väterlichen Arme zu führen, vorbereiten sollte. Ich war glücklich bei dieser Beschäftigung!

Am Vormittage nahm ich Warla's Arm und zog sie mit mir in den Wald. Wir gingen lange schweigend neben einander. Sie hatte die Mütze abgenommen, wozu ich sie gewöhnt hatte, und trug dieselbe in der Hand. Ich wollte ihr mein Herz eröffnen, aber ich hatte keinen Muth dazu, denn wahre Liebe macht furchtsam, und es war meine erste Liebe. Wir vertieften uns in den Wald, ohne zu bemerken, daß Wolken sich über unsere Häupter zusammenzogen. Endlich fing es an zu regnen; wir eilten nach Hause, aber noch hatte Keiner von uns ein Wort gesagt. Ich blieb unter einem Baume stehen, wo ich den Regenschauer vorübergehen lassen wollte, und sah nun erst, daß Warla die ganze Zeit die Mütze in der Hand getragen hatte; ich nahm sie ihr ab und sagte: „Komm, Warla, laß mich Dich putzen; Dein schönes Haar wird naß. Ich will Dich lieber mit der Mütze sehen, als den Regentropfen die Freude gönnen, Deine Locken zu küssen. Ich stellte mich vor sie hin, setzte ihr die Mütze wieder auf, strich ihr die Haare von der Stirn, band die Kinnschleife und löste sie wieder, um noch einmal von vorne anzufangen und sie etwas mehr

linkshin zu binden. Warla lachte. Mein Gott, wie reizend war sie! Die schönen schwarzen Augen sahen mich so liebevoll an; sie hatte die eine Hand auf meine Schulter gelegt, während die andere mit den Blättern eines herabhängenden Buchenzweiges spielte. Sie hatte ihre kleine Schürze abgebunden, um sie gegen den Regen um den Hals zu nehmen; ich zupfte daran, damit sie herunterfalle, sie drohte mir mit dem Finger; endlich fiel sie und zog das kleine seidene Tuch mit, welches unter dem Schnürband herausgeglitten war. Warla erröthete wie eine Rose, — ja, wie eine Rose, ich sage und wiederhole es, obgleich dieses Bild so schändlich gemißbraucht ist. Sie ließ den Zweig fahren, faltete beide Hände über den entblößten Hals, um ihn zu verhüllen und rief mit einer Mischung von Scherz und Unwillen: „Nicht doch!" — Ich kann nicht beschreiben, wie niedlich diese beiden Worte sie kleideten. Ich nahm sie in meine Arme, bat sie um Verzeihung und drückte einen langen Kuß auf ihre Lippen. Es war der erste — und einzige. Warla kannte keine Koketterie, sie erwiderte meinen Kuß, und während sie erröthend ihre Schürze nahm und sie um den Hals warf, sagte sie: „Ich bin ja nicht böse auf Sie — ich halte allzuviel von Ihnen." — Ich glaubte vor Seligkeit zu vergehen. Wir gingen schweigend nach Hause, ich hielt sie immer mit meinem Arm umschlungen. Als ich das friedliche Haus, Warla's ruhige Heimath, erblickte, ergriff mich der Gedanke an die Trennung mit fürchterlicher Gewalt. — „Und dieses Haus soll ich nun verlassen," rief ich aus. Warla erschrak über meinen Ausruf; als ich ihr aber erklärte, daß ich schon am nächsten Morgen abreisen würde, gerieth sie in Verzweiflung, weinte und wiederholte das eine Mal über das Andere verzweifelt, daß sie unglücklich sei. So egoistisch ist der Mann, daß diese Thränen mich mehr erfreuten, als betrübten. Wir sind eitle Geschöpfe! —

Marla ließ sich nicht zufrieden stellen, sie hörte kaum auf die zärtlichen Namen, die ich ihr gab. Endlich riß sie sich los aus meiner Umarmung, die sie in der Betäubung gleichsam geduldet hatte und sagte: „Ich muß mit Ihnen reden, ehe Sie reisen. Ich muß, aber allein. Jetzt nicht; jetzt ist es mir unmöglich, jetzt bin ich allzu unglücklich; heute Abend aber, wenn die Sonne zum letzten Male untergeht, während Sie hier sind, kommen Sie dann in den Wald zu der großen Buche, wo ich heute meine Schürze verlor, da können wir ungestört mit einander sprechen, — ich habe eine Bitte an Sie: Lassen Sie mich jetzt allein."

Es war etwas so Bestimmtes, so Erhabenes in ihrem ganzen Ausdruck in diesem Augenblick; es war nicht mehr das scherzende Kind, es war das junge Mädchen, das mit seiner Liebe kämpfte und welches wußte, wogegen es kämpfte. Ich küßte ihre Hand und ließ sie los. Sie ging langsam in den Wald zurück. Ich sah ihr nach, bis sie unter den dichten Stämmen verschwunden war; dann ging ich in das Haus hinein, vollendete den Brief an meinen Vater, sprach mit der alten Großmutter von meiner plötzlichen Abreise, von meiner baldigen Wiederkehr — und war glücklich.

Abends war ich der Erste bei dem Baume. Die Sonne war noch weit von ihrem Untergange entfernt, aber meine Ungeduld erlaubte mir nicht daheim zu bleiben. Der liebe Baum, welcher der stumme Zeuge des ersten Kußes der Liebe gewesen war! Mit meinem Messer schnitt ich unsere Namen in seine Rinde, und da die Sonne sich noch nicht ganz hinabgesenkt hatte, verbesserte ich die Züge, und schnitt noch ein Herz in die Rinde, welches beide einfaßte. Als ich hiermit fertig war ging die Sonne unter, und ihre letzten Strahlen fielen auf den alten Buchenstamm, und gaben den frischen Namens-

zügen einen Abschiedskuß; darauf verschwand sie hinter dem Walde. Aber von der entgegengesetzten Seite ging meine Sonne auf, denn Warla kam mir langsam entgegen. Ich zog das Tuch von ihren verweinten Augen, und zeigte ihr was ich gemacht hatte. „Sie sind so gut, so gnädig gegen mich."

„Schäme Dich, Warla, gnädig ist ein häßliches Wort, das Du nie gebrauchen mußt. Aber warum weinst Du? Es kleidet Dich so hübsch zu lächeln, lächle einmal, Warla, sonst machst Du mich ganz betrübt. Bist Du schon furchtsam, thörichtes Mädchen, weil die Sonne untergeht? Es ist ja noch ganz hell. Früher warst Du doch nie bange im Dunkeln zu gehen. Erinnerst Du Dich, wie oft wir beide unter der Buche gesessen haben, bis es so dunkel war, daß wir kaum drei Schritt weit sehen konnten? Damals warst Du nicht so bange?"

„Ja, damals," — antwortete Warla. Aber jetzt, jetzt da Sie abreisen wollen, jetzt ist es eine andere Sache."

„Wenn Du fortfährst zu weinen, Mädchen, küsse ich Dir wahrlich die Wangen trocken, wie ich Dir Nachts drohte. Erinnerst Du Dich noch der Nacht? — Du kannst nicht glauben, wie sehr ich die dünne Wand liebe. — Aber nun, was wolltest Du mich bitten, Warla? Du b i t t e n! Ich habe auch eine Bitte an Dich, liebe Warla. — Du darfst mir nicht nein sagen, aber erst sollst Du mir die Freude gönnen, Dir Ja zu sagen."

„O Gott, wenn ich hoffen dürfte," sagte Warla, und ihre Thränen flossen noch stärker.

Ich schlang meinen Arm um ihren Leib und drückte sie an mich. Wir saßen am Fuße der Buche, die unsere Namen trug. Warla lehnte ihr Haupt an meine Brust. Ich löste ihre Kinnschleife, nahm ihr die Mütze ab und warf ihre langen Haare über ihr Gesicht, so daß sie dasselbe verbargen wie ein Schleier.

Die äußersten Spitzen der seidenweichen Locken drückte ich an meine Lippen. Nachdem ich sie so verhüllt hatte, sprach ich: „Rede jetzt, Warla! jetzt kann weder ich noch der Abendstern sehen, wie sehr Du dabei errötheſt, Deine Liebe zu gestehen."

„O Gott, Sie wissen es schon," rief Warla überrascht. „Und sind nicht böse? — Wie gut und gnä — und liebevoll sind Sie gegen mich! Nun wage ich zu sprechen." Sie nahm meine Hand, drückte sie, und hielt sie in der ihrigen.

Nun sprach sie. Es dauerte lange, ehe ich recht verstand was sie meinte, aber was ich damals erst spät fassen konnte, läßt sich jetzt mit wenigen Worten sagen.

Warla liebte — aber nicht mich! — Sie liebte einen jungen Künstler, und dieser wiederum sie. Der Vater wollte sie mit seinem rothhaarigen, trunksüchtigen Jäger verheirathen; die Regierung wollte ihren Liebhaber zum Soldaten machen, obgleich er ein Künstler war. Das war die Einleitung des Romans. Der einzige Ausweg, den sie hatten, war Flucht. Aber ohne Paß konnten sie unmöglich über die Grenze kommen; wurden sie ergriffen, so waren sie beide unglücklich. Ich reiste über die Grenze; in meinem Wagen konnten sie also sicher sein, ich also konnte sie vereinigen und ihnen eine glückliche Zukunft verschaffen. In Preußen gab es keine Gefahr mehr für sie, und ein brauchbarer Künstler konnte überall sein Auskommen finden. Das war die Auflösung des Romans. Ich hörte ihn an, in einer beinahe an Apathie grenzenden Betäubung. Je länger Warla sprach, desto beredter wurde sie, und ich desto lebloser. Als sie endlich schwieg, hatte ich meinen Arm zurückgezogen und stand auf. Ich versprach Alles, was sie verlangte, sodann verließ sie mich, um ihrem im Walde wartenden Liebhaber aufzusuchen. Dort hatte sie ihn jeden Tag getroffen, — und ich Thor hatte mir

eingebildet, daß sie die Einsamkeit liebte um an mich zu denken. — Als ich allein war, ergriff ich mein Messer in der Absicht unsere Namen zu vertilgen, aber ich hatte keine Kraft dazu, und der meinige war der einzige, welcher ausgelöscht wurde. Noch am heutigen Tage steht Warla's Name auf einer alten Buche mitten in einem Walde an der polnischen Grenze aber nur von einem halben Herzen umgeben — die andere Hälfte ist dahin.

Es war eine verzweifelte Nacht. Warla schlich leise in ihrer kleinen Kammer auf und ab, und bereitete sich zur Flucht vor. Ich wälzte mich ungeduldig in dem Bette hin und her, das mir früher so manche glückliche Nächte geschenkt hatte, aber ich konnte nicht schlafen. Sie hörte mich, klopfte an die Wand und sagte: „Ich schlafe nicht.“

„Ich auch nicht.“

„Ich bin so froh, aber zugleich so bange!“

„Ich habe Zahnweh“, sagte ich. „Nun will ich versuchen ob ich schlafen kann. Gute Nacht, Warla.“

„Gute Nacht! vergessen Sie es nicht morgen — am Kreuzwege!“ —

Bald nachher sagte sie, als ob sie etwas Versäumtes nachholen wollte: „Gute Nacht! gute Besserung ihrer Zahnschmerzen! Ich will für Sie beten, ehe ich einschlafe.“ Ich glaube, ich weinte die ganze Nacht hindurch. Als die Sonne aufging, hatte ich noch kein Auge geschlossen.

Früh am nächsten Morgen kam mein Diener mit dem Wagen. Ich bezahlte die alte Großmutter freigebig, sowohl für ihre Pflege als für das Kind, dessen ich sie beraubte. Meg Merrilies brummte darüber, daß Warla so früh ausgegangen sei, da sie doch wüßte, daß es „Unruhe im Hause gäbe.“ Ich warf mich in den Wagen, zog die Vorhänge zu, und fuhr ab; ich mochte den

Wald nicht sehen, den wir durchfuhren, aber ich konnte meine Ohren dem heiseren Bellen des Hofhundes nicht verschließen, welcher mir ein langes Stück auf dem Wege folgte.

Auf dem Kreuzwege hielt ich der Abrede gemäß. Warla legte ein großes Bündel neben mich auf den Rücksitz, und stieg mit ihrem Liebhaber ein. Meine Leute machten große Augen, und ich auch, denn auf den ersten Blick erkannte ich meinen adretten Harlekin von jenem Abend, welcher mich so unglücklich gemacht hatte. Das war also die Kunst, auf die er reiste! — Da saßen sie mir gerade gegenüber auf dem Vordersitz und hielten einander bei den Händen! Die Vorhänge waren herabgelassen. Ich hüllte mich in meinen Mantel, so daß ich weder hören noch sehen konnte, und gab vor, daß ich Zahnweh habe. Endlich schlief ich vor Traurigkeit und Ermattung ein.

Ich erwachte von einem Stoß in die Seite. Das Bündel, welches neben mir auf dem Sitze lag, war aufgegangen, Harlekins schwarze Halbmaske grinzte mich mit hohlen Augen an, der spitze graue Hut lag neben Warla's hellrothem, seidenem Tuch, welches ich so oft um ihren Hals gesehen hatte, die bunte Lumpentracht war in die Schürze gewickelt, welche sie verlor, als ich ihr den ersten und letzten Kuß gab. Die versilberte Britsche steckte aus diesem Wirrwarr hervor, und puffte mich impertinent in die Seite, als hätte sie mit dem Siege prahlen wollen, den ihr buntscheckiger Herr über meine Liebe gewonnen hatte. Mir gegenüber saßen die beiden Liebenden, ebenfalls im Schlaf versunken. „Der Künstler“ hatte seinen Arm um Warla's Leib geschlungen, sie legte ihren Kopf an seine Brust. Leise löste ich die Schleife, um noch einmal ihr langes schwarzes Haar zu sehen; in demselben Augenblick aber besann ich mich wieder, riß das Fenster auf und rief dem Postillon laut zu anzuhalten. Mein Die-

ner war etwas verwundert, als ich ihm befahl, seinen Platz mit dem meinigen zu vertauschen, und ich mich selbst an seine Stelle auf den Bock setzte. Der Postillon glaubte, daß ich toll sei, denn es regnete ziemlich stark. Aber viele von den Tropfen, die er vielleicht für Regen ansah, waren Thränen. Wir fuhren zu, was das Zeug hielt, und kamen glücklich über die Grenze. Der Wagen eines großen Herrn wurde damals nie untersucht, und ich war noch immer **le grand seigneur**, obgleich ich auf dem Bock saß, und ein Narr mir meine Geliebte geraubt hatte. In einem kleinen Dorf auf der Landstraße nach Berlin setzte ich die Flüchtlinge ab, und endete als wahrer Romanheld; ich gab ihnen meinen Segen und fast alles baare Geld, das ich bei mir hatte. Warla wollte meine Hand küssen, aber ich war nicht so gnädig, es zu erlauben; Harlekin machte ein Compliment, das mich an seine Kunst erinnerte. Ich saß wieder drinnen in meinem eigenen Wagen und der Diener draußen. Warla nahm ihr Bündel unter den Arm, Harlekin schloß die Kutschenthür, und ich rollte durch Berlin als Courier mit einem leeren Herzen und mit einem ledernen Gürtel voll Depeschen um den Leib — damals galt meine Reise nichts Geringeres als eine Krone, die ich gern geopfert hätte, um mit einem privilegirten Harlekin zu rivalisiren.“ —

Fräulein von Monsigne blinzelte mit den Augen und zupfte an ihrem Gürtel. Der alte Graf blickte vor sich hin, und schwieg einige Augenblicke. Er nippte wieder von dem Zuckerwasser, und sagte: „Es geht nicht immer, wie es in der Romanze heißt: **On revient toujours à ses premiers amours.** Verschiedene Jahre nachher kam ich durch ein Dorf in der sächsischen Schweiz, wo ich durch einen Zufall aufgehalten wurde. In demselben Wirthshause, wo ich logirte, befand sich eine verarmte Schauspielertruppe. Im Zimmer neben mir prügelte der Mann seine Frau, und die

Kinder schrieen. Ich begegnete ihr nachher auf der Treppe, sie erkannte mich gleich — es war Warla, aber nicht die geringste Stimme aus entschwundenen Tagen ließ sich in meiner völlig leeren Brust vernehmen. Sie hatte sich sehr verändert, aber sie hatte auch zwei verhungerte Kinder, und bekam täglich Prügel von ihrem Mann, weil sie nicht lernen konnte auf dem Seil zu tanzen. Der älteste Knabe hieß Alexander nach mir. Harlekin hatte sich wieder mit seiner alten Gesellschaft vereinigt, und Warla war eifersüchtig auf die dicke Columbina mit den Elephantenbeinen. Und Warla hatte die zierlichsten Beine, und kleine zierliche Füße. — Sie meinte, es ginge so, wenn man sich unter seinem Stande verheirathete, und ein Harlekin sei doch eine sehr thörichte Partie für eines Försters Tochter gewesen. Ich gab ihr Geld — und mehr Geld — und noch einen Dukaten für den kleinen Alexander, — und reiste fort. Aber ich war so weit gediehen, dieselbe Moral aus meinem Leben zu ziehen, die Warla aus dem ihren gezogen hatte, und diese Moral, meine Damen, ist: Mesalliancen taugen nichts."

„Um Gotteswillen, keine Moral, wenn ich bitten darf," sagte die Marschallin; Moral ist im Stande die beste Gesellschaft zu verderben."

„Um Verzeihung," entgegnete Lublinsky, „es ist so meine Art. Ich erzählte eigentlich Ihrer Tochter diese Geschichte, und ihr dedicire ich ebenfalls die Moral. Die unerfahrne Jugend hat Nutzen von einem bischen Moral, sie gehört mit zu ihren Illusionen. Nachher hebt man sich über alle Illusionen und über alle Moral hinweg, und ich erdreiste mich daher auch nicht, meine gnädige Marschallin, Ihnen mit einer solchen aufzuwarten."

Die Gräfin Corsel lachte. Ditmar lachte nicht, ihm kam die Moral ungelegen, obgleich aus einem anderen Grunde. Fräu-

lein Monsigne sagte: „Die arme, arme Warla, wie beklage ich sie!"

„Und für mich haben Sie keine Thräne, mein Fräulein?" sagte Lublinsky. „Das ist das Schicksal der betrogenen Liebe in dieser Welt," fuhr er fort, als sie über den pathetischen Ton lachte, womit er diese Frage that. „Mesalliancen erwecken Mitleiden, aber getäuschte Liebe nur Spott. Und doch kommt es mir vor, daß jene Herzogin von Orleans mehr ihres Herzens als ihres Ranges wegen zu beklagen war, als der Graf Lauzun sich beschmutzt, wie er von der Jagd heim kam, auf das Sopha warf und rief: „Louise von Orleans, ziehe mir die Stiefeln aus!" Aber getäuschte Liebe ist immer die Folge einer Mesalliane; sie ist die geistige Mesalliane und das ist die ärgste von allen."

Ditmar betrachtete die Gräfin, die an einem Tische stand und Apfelsinen schälte. Die argantische Lampe warf ihr volles Licht auf ihre marmorweiße Haut, und die dunkelblaue seidene Gardine im Hintergrunde des Zimmers hob ihr schönes Profil noch mehr. „Die drei Schritte, welche jetzt noch zwischen uns sind," dachte er, sind eine ewig unübersteigliche Mauer. Ich bete sie an, sie erräth vielleicht meine Gefühle, — sie vergiebt mir vielleicht in ihrem Herzen, daß ich sie zu lieben wage, — aber die unübersteiglichen drei Schritte bleiben immer zwischen uns. — Mesalliance! — Inconvenable! — Ich vergrößere meinen Wortschatz auf Kosten meines Lebens. — Niemand weiß, was es mir gekostet hat, die Bedeutung dieser beiden Wörter zu lernen, von dem jedes doch nur fünf kleine Sylben enthält. Aber jede dieser fünf Sylben ist fast im Stande mir meine fünf Sinne zu rauben." — Er seufzte tief.

Die Gräfin blickte in die Höhe, und sagte halb leise: „Mein

Gott, welcher tiefe Seufzer, und welche finstere Miene! Was fehlt Ihnen?"

Ditmar lehnte sich auf den Rücken ihres Stuhls, und beugte sich über sie. In diesem Augenblick war er seiner selbst nicht mehr Herr. Warum wandte sie auch gerade in diesem Augenblick diese Frage an ihn? — Er heftete seine Augen auf sie, und sagte: „Wissen Sie es denn nicht?

Die Gräfin wurde noch blässer, aber plötzlich flog eine starke Röthe über ihr Gesicht. Sie beugte sich über die Apfelsinen hinab und sagte flüsternd: „Ja, ich weiß es! — Aber wenn Sie mich nicht betrüben wollen, so müssen Sie auch nicht betrübt sein Wissen Sie denn nicht ....." Sie brach plötzlich ab; ihre Hände zitterten. Auch Ditmar war in einer Aufregung, die ihm Schweigen auferlegte. Als Lubinsky ihn eben jetzt anredete, ergriff er das Glas mit dem Zuckerwasser des Grafen, und leerte es aus, indem er einen Husten affectirte, welcher entschuldigen sollte, daß er die Worte desselben überhört habe.

Es war schon spät; die Marschallin war schläfrig geworden, ließ ihren Wagen vorfahren und Ditmar spähte während der Unruhe des Abschiedes vergebens nach einem einzigen Blick, welcher den abgebrochenen Satz erklären konnte. Es war vergeblich! Die Gräfin nahm ihren gewöhnlichen förmlichen Ton wieder an und verabschiedete sich von Ditmar, als wäre zwischen ihnen kein Wort gewechselt. Aber der abgebrochene Satz peinigte Ditmar unaufhörlich. Er stellte die andern Worte durchaus in Schatten, und ohne diesen abgebrochenen Schluß würden diese Worte doch hinreichend gewesen sein, ihn vor Freude wahnsinnig zu machen. „Wissen Sie denn nicht....? — Was? — Daß ich Sie wieder liebe — daß ich eine Gräfin bin — daß Mesalliancen nichts taugen, das war ja die Moral dieses Abends, — oder daß ich

über Vorurtheile erhaben bin? — O mein Gott, ich wollte mein Leben darum geben, daß dieser Satz vollendet worden wäre — — nur dieser einzige Satz, der mir Leben oder Tod geben würde; aber zu zweifeln — das ist nicht auszuhalten.“ —

Madame Schütt war noch munter, um ihm zu sagen, daß ein Diener des Grafen Tesch dagewesen sei, um ihn zu bitten, zu Sr. Excellenz zu kommen — und zwar augenblicklich. Eine ängstliche Ahnung ergriff Ditmar, er fürchtete, daß der alte Mann krank geworden sei. Die Uhr zeigte beinahe zwei. Er eilte zum Grafen; dort hielt ein Reisewagen vor der Pforte.

Graf Tesch ging im Zimmer auf und ab und erwartete ihn mit Ungeduld. Er nannte ihn einen Nachtschwärmer und Schwelger, der sich schlafen lege, wenn andere Leute aufständen; der alte Mann rieb sich die Hände und war in ungewöhnlich guter Laune. „Sind Sie reisefertig?“ fragte er.

„Reisefertig?“ wiederholte Ditmar erschrocken.

„Ein Diplomat muß immer reisefertig sein. Innerhalb einer Viertelstunde sind Sie auf dem Wege nach Wien. Diesen Brief übergeben Sie dem Fürsten Metternich, aber zu eigenen Händen. Hier ist Ihr Paß. Kein Mensch darf wissen, was aus Ihnen geworden ist, und in Ihrem Logis heißt es, daß Sie sich auf's Land begeben haben. Dort hängt ein Reisepelz, hier ist Geld nebst Creditiven. Kleider brauchen Sie nicht mitzunehmen. Sie können sich unterwegs damit versehen. Es gilt einen Vorsprung von zwölf Stunden zu gewinnen, mein Freund. Glückliche Reise!“

Ditmar stand wie aus den Wolken gefallen. „Reisen? Ew. Excellenz!“ wiederholte er, „nach Wien? Und jetzt, augenblicklich?“ —

„Jetzt, und gleich in diesem Augenblick, mein lieber Freund. Sie reisen als Courier und ein Courier, wissen Sie wohl, hat keine Zeit zu verlieren.“

„Aber um Gottes Willen ....“

„Aber um Gottes Willen, machen Sie keine Einwendungen, sondern reisen Sie!“ unterbrach der Graf ihn heftig. Darauf fügte er milder hinzu: „Lassen Sie mich Ihnen das Ganze mit zwei Worten erklären und reisen Sie dann mit Gott. Der gesegnete, geschwätzige Pariser, der Cantal, hat sich heute Abend beim Souper verplappert. Er plauderte das lange verborgene Geheimniß aus, und jetzt wandert es nach Wien, zwölf Stunden ehe Corsel seinen Courier absendet. Das war ein glückliches Souper! Ich habe lange auf eine solche Gelegenheit gelauert.“ Und in seiner Freude machte der Graf sich desselben Fehlers schuldig, den der Marquis begangen hatte.

„Aber Ew. Excellenz, ich bin ein Däne. Ich bitte daher zuvörderst um Ihr Ehrenwort, daß ich durch die Ausrichtung Ihres Auftrages keine Verrätherei gegen mein Vaterland begehe, — Ihr Ehrenwort als Graf Tesch, aber nicht als Diplomat.“ Er war selbst ganz stolz auf diese Distinction.

Der Graf betrachtete ihn freundlich, legte die Hand auf seine Schulter und sagte: „Sie sind ein braver junger Mann, Ditmar. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß dieser Brief nur Frankreich und noch ein Land betrifft, welches nicht Dänemark ist.“

Ditmar zauderte einen Augenblick und entgegnete dann mit niedergeschlagenen Augen: „Ew. Excellenz wollen mir verzeihen, Frankreich ist das Vaterland der Gräfin Corsel. Ich wünsche auch nicht .... Es heißt vielleicht Ihre Nachsicht mißbrauchen, aber ....“

„Ah, so! Ja so! Ei, ei! — Aber auch in dieser Rücksicht kann ich Sie beruhigen. Die Gräfin Corsel! — Aber ich muß blind gewesen sein. Ja so!“

Ditmar befand sich in der tödtlichsten Verlegenheit. „Es bleibt dabei, Sie müssen verschwinden,“ fuhr der Graf fort. „Kein Mensch darf wissen, daß ich einen Courier abgesandt habe. In unsern Tagen reist man schnell nach Wien und zurück und es würde mir sehr lieb sein, Sie bald wieder zu sehen. Wollen Sie mir versprechen, daß Sie sich beeilen?“

Ditmar lächelte verlegen, der alte Graf lachte. „Ich gebe Ihnen keine Regeln mit, wie Sie Ihre Depeschen hüten sollen,“ fuhr er fort. „Sie haben nur allzu oft gehört, wie man sich benehmen muß, um sie zu verlieren. Thun Sie also das Entgegengesetzte von dem, was diese berühmten Leute gethan haben. Reisen Sie nun, der Himmel sei mit Ihnen, und kommen Sie glücklich zurück. Ihren Ruf können Sie mir in Ihrer Abwesenheit sicher überlassen, wenigstens soll Frankreich Ihrer Flucht wegen nichts Uebles von Ihnen denken, — das verspreche ich Ihnen.“

Ditmar ergriff dankbar seine Hand. Der Minister händigte ihm die Depeschen ein, hing ihm selbst den Reisepelz um und knöpfte denselben um den Hals zu. Dann begleitete er ihn zur Thüre hinaus und sagte auf der Treppe laut: „Glückliche Reise und viel Vergnügen auf dem Lande. Thun Sie gute Schüsse, wenn Sie auf die Jagd gehen, und bleiben Sie aus, so lange es Ihnen gefällt!“ — Der Wagen rollte zum Thor hinaus und Ditmar war auf dem Wege nach Wien. Es war halb drei Uhr, die Gassen waren noch leer; er zog seinen Paß und seine Depeschen hervor und las die Titel. Der Brief war an „Seine Hochfürstliche Durchlaucht, Clemens Wenzel Nepomuk Lothar,

Fürsten von Metternich-Winneberg-Ochsenhausen, Herzog von Portella, kaiserlich-königlichen österreichischen wirklichen Geheimrath und Minister des ausländischen Departements, u. s. w. u. s. w. Ritter von" — allen möglichen großen Orden, kurz, es war eine ganze Menagerie; Adler, Elephanten, Lämmer und Tauben waren darunter. Auf dem Passe stand: „Kaufmann Hans Smidt aus Kopenhagen." Diese beiden himmelweit verschiedenen Titel gaben ihm Veranlassung zu mannigfaltigen Betrachtungen, welche ihn für einen Augenblick den Satz vergessen ließen, den er unvollendet in Kopenhagen zurückließ.

Zwei Monate vergingen, und erst am Schlusse des Junius stieg Ditmar gegen Abend bei dem Zollhause an's Land. Diesmal hatte er nicht daran gedacht, seinen Reisegefährten einige Aufmerksamkeit zu schenken und er hatte kaum zehn Worte gesprochen, seit er Kiel verließ. Seine Gedanken waren unaufhörlich getheilt zwischen der Erinnerung an die vorige Reise, die er vor fast einem Jahre auf der Caledonia machte, und der Erwartung des endlichen Schlusses jenes unauflöslichen Satzes, von dem ihm eine dunkle Ahnung sagte, daß er nie werde vollendet werden. In diesen beiden ewiglangen Monaten war er ganz ohne Nachricht aus seiner Heimath geblieben. Er eilte sofort zum Grafen Tesch, um seine Depeschen abzuliefern, aber der Graf war weggefahren, er wurde erst spät zurück erwartet; der Kammerdiener meinte, er sei auf dem Lande bei dem Marschall Monsigne. Ditmar schien es in diesem Augenblicke sehr natürlich, sein Pferd satteln zu lassen und den Grafen aufzusuchen; er wußte, daß diese Eilfertigkeit den eifrigen alten Diplomaten freuen werde. Während der Stallknecht das Pferd sattelte, fragte Ditmar den Diener aus und erfuhr bald die wichtigsten diplomatischen Neuig-

keiten. Beinahe alle Minister waren verreist. Marschall Monsigne war in Paris, der russische und der englische Minister waren gleichfalls abwesend; die Marschallin hatte, in Vereinigung mit der Familie des Grafen Corsel, ein Landhaus draußen auf dem Strandwege gemiethet, wo sie den Sommer zubrachten; Marquis Cantal war nach Stockholm gereist, Prinz Poppi befand sich auf seinem Gute; der spanische Legationssecretär, Herr Voledo, hatte sich verlobt, und man sagte, daß die Gräfin Corsel im Herbst mit dem reichen Baron Rosen, der einen Tag und alle Tage dort aus- und eingehe, sich verheirathen werde. Bei der letzten Nachricht fuhr Ditmar in die Höhe, als ob ihn eine Schlange gestochen habe; er warf sich in den Sattel und jagte aus dem Thor, um nichts mehr zu hören. In der Betäubung, die sich seiner bemächtigt hatte, ließ er dem Pferde den Zügel, und dieses trug ihn geraden Wegs nach dem Strandweg hinaus. Als er sich dem Landhause näherte, ritt er langsamer. Er kam wieder zur Besinnung, und, so natürlich es ihm vorgekommen war, den Grafen Tesch aufzusuchen, eben so ungereimt kam es ihm jetzt bei näherer Ueberlegung vor. Er ließ dem Pferde wieder den Zügel und flog vorüber, ohne nach der Seite zu sehen, wo das Landhaus lag. Sein Plan war bald gefaßt und in Ausführung gebracht; er ritt umher in dem großen Thiergarten, bis es anfing dunkel zu werden; erst dann kehrte er langsam zurück, um sich im Schutz der Dämmerung dem Hause zu nähern.

Auf einem Umwege erreichte er das Stacket auf einer abgelegenen Seite des Gartens, band sein Pferd fest und kroch über die Hecke, die sich mit ihren spitzigen Dornen seinem Eintritt in das Heiligthum widersetzen wollte. Der Garten war in englischem Geschmack angelegt, mit vielen gekrümmten Wegen und wilden Buschpartieen; das Haus lag auf einer von allen Seiten

mit Rasenplätzen umgebenen Anhöhe, ein langer grüner Rain zog sich zwischen perspektivischen Baumgruppen bis an den Weg hinab, auf dessen anderer Seite man hinaus über die blanke Fläche der See sah. Begünstigt von den verschlungenen Gängen, wagte Ditmar sich fast bis zu dem Wohnhause hinauf; die Thüre zur Gartenstube und die Fenster standen offen, vor den letzteren bildeten grüne Jalousieen eine eifersüchtige Wand, obgleich sie der Luft freien Durchzug verstatteten. Er konnte deutlich die verschiedenen Stimmen hören und glaubte sogar die der Gräfin zu vernehmen. Da war es ihm nicht mehr möglich, in der Ferne zu bleiben; mit einem dreisten Sprunge setzte er über den lichten Platz, welcher die Baumgruppe vom Hause trennte, und schlich sich im Schatten desselben bis unter die Fenster. Aber es war ihm nun nicht genug, hören zu können, er mußte auch sehen, denn der Mensch bleibt bei Einem erfüllten Wunsch nie stehen. Mit klopfendem Herzen und zitterndem Fuß stieg er auf den hervorragenden Sockel der Mauer und hielt sich mit der Hand an der Jalousie fest. Es glückte ihm endlich, das große Gartenzimmer zu übersehen.

Die Gräfin Corsel saß am Divantisch, das Kinn auf die Hand gestützt, und betrachtete ein Papier, worauf Rosen, der neben ihr saß, ab und zu mit einem Bleistift zeichnete. Jedesmal, wenn er ihr die Zeichnung hinschob, erhob sie den Kopf, so daß das volle Licht der Lampe auf ihr Gesicht fiel. Sie blickte nach einem bestimmten Punkt hin, welcher in derselben Richtung mit dem Fenster liegen mußte, durch welches Ditmar hineinguckte; aber jedesmal lachte sie laut, und dieses Gelächter verursachte Ditmar ein schmerzliches Gefühl. Auch Rosen lachte. Ditmar war es früher nie aufgefallen, daß Rosen's Gesicht im Lachen einen häßlichen dämonischen Ausdruck erhielt, jetzt aber war es

ihm auffallend. Corsel saß in einer Ecke und spielte Piquet mit dem Grafen Tesch, und der eine Diplomat ahnte nicht, daß der andere in diesem Augenblick in seinem Herzen darüber triumphire, seinen Mitspieler überlistet zu haben. Poppi saß mit dem Rücken gegen Ditmar gekehrt und erzählte eine lange Geschichte, auf die Niemand hörte, die er selbst aber zur Entschädigung aus vollem Halse belachte; Frau von Monsigne kämpfte mit dem Schlaf, sie hatte sich den ganzen Tag gelangweilt, denn Walstein war an diesem Morgen nach Pyrmont abgereist, um die Bäder zu gebrauchen. Ihre Tochter saß an einem Spieltisch und legte Grande Patience oder Napoleon's Kabale und machte Betrügereien gegen sich selbst, damit sie aufginge; sie wünschte ganz gewaltig, daß sie aufgehe, es sollte eine Vorbedeutung sein. Zwei Bediente waren beschäftigt, einen neben der Gartenthür stehenden Speisetisch abzuräumen. Endlich sagte die Gräfin mit ihrer vollen, tiefen Stimme: „Sehen Sie einmal, meine Beste, wem gleicht das? Ist es nicht vortrefflich?"

„Lassen Sie mich um Gottes Willen in Ruhe," antwortete die Marschallin. „Meine Gedanken sind weit von hier, ich war in Pyrmont." Die Gräfin nahm das Papier zurück, betrachtete es und lachte wieder.

„So lassen Sie es mich sehen, wenn es so spaßhaft ist," sagte Frau von Monsigne. „Läßt sich darüber lachen? Es ist ja elend. Der Eine ist Poppi, er ist aber doch viel zu dick; den Andern kenne ich nicht, es ist ja mehr ein Thier als ein Mensch."

„Darf ich mich selbst sehen?" sagte Poppi. „Dieser? Der da? Nein, das hat nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit mir. Der Andere, das Thier, ist dagegen sehr gut getroffen: das ist ja er, diese Person bei dem Grafen Tesch, wie heißt er doch? Sein Protegé!"

„Ditmar?" fragte Rosen und lachte. „Diesmal irrten Sie sehr, **mon Prince**; der Andere ist kein Anderer, als Dero unterthäniger Diener, Baron Rosen. Ich bilde mir ein, daß es mir ausnehmend gleicht."

„Wo ist dieser Herr von Ditmar hin?" fragte die Marschallin. „Der junge Mensch erzählt recht gut; man sollte doch Leute von Talent nicht vernachlässigen, besonders wenn alle Anderen verreisen. Können Sie sich erinnern, Gräfin, daß Sie mir ihn einmal versprachen?"

„Der Himmel weiß, wo er nun sein Talent fruchtbringend macht," sagte Graf Tesch; „er reist jetzt rundum im Lande, wilde Enten zu schießen, aber ich besorge fast, er ist selbst geschossen worden auf die eine oder die andere Weise, da er so lange ausbleibt. — Ich melde vierzehn Damen."

„Vierzehn As," entgegnete Graf Corsel und pointirte. Die Gräfin sah unverwandt auf Rosen's Zeichnung und lachte. Es war, als ob sie es gar nicht gehört hatte, daß von Ditmar gesprochen war. Vor Verdruß, so ganz vergessen zu sein, machte er eine unfreiwillige Bewegung; der Fuß glitt von der Mauer herab, die Hand ließ die Jalousie los, welche mit großem Gepolter weit in das Zimmer hineinflog; indem sie stürzte, kam ein Gesicht zum Vorschein, verschwand aber augenblicklich. Poppi schrie, es wären Diebe da, die Marschallin ward ohnmächtig auf dem Sopha, Graf Tesch verlor die Karten aus der Hand, gerade als er eine Sexte Major melden wollte, Rosen und die beiden Bedienten stürzten zur Thür hinaus und verfolgten den flüchtenden Ditmar.

Es war ein Sommerabend zu der Zeit, wo die Tage am längsten und die Nächte am hellsten sind, es war also den Verfolgern nicht schwer, die Spur zu behalten. Unbekannt mit den

Gängen des Gartens verirrte er sich in dem Labyrinth und kam wieder nach dem Hause zurück; zu seinem großen Schrecken sah er, daß er die große Ebene abermals überschreiten mußte, wo sie am allerhellsten war, seine drei Verfolger waren nur wenige Schritte hinter ihm. Es fehlte nicht viel, daß er vor Erbitterung weinte. Schon wollte er still stehen und sich Rosen zu erkennen geben, aber der Knall eines Schusses, der vom Hause her abgefeuert wurde, vermuthlich um den Dieben Schrecken einzujagen und von der Wachsamkeit der Bewohner Zeugniß zu geben, vermochte ihn, diesen Plan aufzugeben. Mit einem weiten Sprunge setzte er über den kleinen Kanal, der den Garten in gekrümmten Wendungen durchschnitt, und verschwand im Gebüsch. Der nächste seiner Verfolger wollte ihm nachsetzen, aber der Verfolgte ist immer der Verwegenste, jener stürzte in den sumpfigen Kanal, und somit hatte die Jagd ein Ende. Ditmar suchte sein Pferd auf und floh wie ein Verzweifelter nach Kopenhagen, mit einem Meer von schwarzen, feindseligen Gedanken in seiner Seele.

Als Madame Schütt ihm am nächsten Morgen alle Neuigkeiten der Nachbarschaft seit den zwei letzten Monaten erzählen wollte, hörte er nicht darauf; ja nicht einmal die Nachricht, daß sein Freund Possel „sich ehestens mit der schmucken Tochter des reichen Branntweinbrenners verloben werde", war im Stande, seine Aufmerksamkeit zu erregen. — Der Graf empfing die Depeschen mit sichtlicher Freude; als er sie durchlaufen hatte, fragte er, wohin er gestern Abend gleich nach seiner Rückkehr geritten sei, und als Ditmar verlegen war und mit der Antwort zauderte, brach der alte Mann in ein lautes Gelächter aus, und behauptete gerade zu, daß er es gewesen sei, der allen den Lärm vernrsacht und zuletzt den Baron Rosen dahin ge-

bracht habe, sich köpflings in den sumpfigen Kanal zu stürzen. Ditmar erfuhr jetzt, daß die Gräfin die Einzige gewesen, welche nicht an Diebe geglaubt, sondern das Ganze als Folge von Neugier betrachtet habe und sehr böse auf den Prinzen Poppi geworden sei, weil er mit einem Pistol zum Fenster hinausschoß. Was die Verlobung der Gräfin betraf, da zog der Minister die Schultern, er halte sie für mehr als wahrscheinlich, inzwischen sei sie noch nicht officiell, und er rieth Ditmar le champ de bataille zu observiren. Aber dieser Rath war leichter gegeben als befolgt, denn Ditmar hinkte schon, er hatte sich bei dem Sprunge eine Sehne am Fuße verrenkt, welche gegen Mittag so aufschwoll, daß er nicht auftreten konnte und gezwungen war, sich ganzer vierzehn Tage im Hause zu halten. Und diese vierzehn Tage kamen ihm noch länger vor als die beiden Monate, die er auf der Wiener Reise zugebracht. Er war nahe daran zu verzweifeln.

In dieser Zwischenzeit besuchte ihn Possel. Wie gewöhnlich zog er die Thüre rasch an und öffnete sie; als er aber sah, daß Ditmar wirklich zu Hause war, machte er sie wieder zu und klopfte an. Ditmar stieg die Röthe ins Gesicht und er sagte: „Endlich sehe ich doch wieder einen von Meinesgleichen. Dank, Possel, daß Du kommst; ich saß gerade und rechnete nach wie lange ich Dich nicht gesehen hätte. Warum bist Du so lange nicht hier gewesen?“

„Und danach fragst Du? Das klingt mir allerdings etwas naiv,“ sagte Possel. „Aber es gehört wohl mit zum bon-ton, Zank anzufangen, wenn man Unrecht hat. Heute bin ich nun zufällig friedlich gestimmt, dafür kannst Du Gott danken; aber hätte ich Dich vor einem Monat getroffen, als die Galle sich bei mir noch nicht gesetzt hatte, da hätte ich Dir den Kopf gehörig

gewaschen. — Aber wie hängt das zusammen? Das Bein in Kissen? Bist Du krank, Ditmar? Nun seh' ich erst, daß ich zu Dir sagen kann, wie Mercutio zum Romeo: Ach, wie fischig sieht Dein Fleisch aus! — Was fehlt Dir?"

Ditmar erzählte, daß er beim Sprunge über einen Graben sich den Fuß verrenkt habe. Possel stopfte sich eine Pfeife, zündete einen Fidibus an und zog sich einen Stuhl zu Ditmar's Sopha hin. Dann sagte er gutmüthig: „Nun beginnt der Gerichtstag. Das Gericht hält schon Sitzung. Vertheidige Dich nun, Du vornehmer Windbeutel, wenn Du es überhaupt kannst. Comparent wurde gefragt, wo er geblieben sei an jenem Abend in Price's Theater, als er sich plötzlich von der Gesellschaft trennte, mit welcher er da war und welche ihm die Aufmerksamkeit erwiesen hatte, ihn einzuladen und was noch mehr ist: das Entree zu bezahlen. Nun, was antwortet Comparent?"

Ditmar ward roth. „Ich traf einige meiner Bekannten," sagte er.

„Das sah ich, lauter feine Notabilitäten. Aber ich hatte freilich erwartet, daß Du wieder zurückkommen würdest. War der Platz Dir nicht gut genug?"

„Sie baten mich zu bleiben," sagte Ditmar kleinlaut und sah nieder.

„Es mag schlimm sein, wenn man so gesucht ist," sagte Possel spöttisch und sah ihn starr an. Ditmar schwieg einen Augenblick und sagte dann: „Nein, ich will Dir ehrlich beichten, ich kann mit dem Lügen nicht zurechtkommen. Höre jetzt mein Bekenntniß; es ist viel ärger, als Du denkst. — Als ich die ganze Loge voll von den Leuten entdeckte, die Alles nach einem andern Maßstabe beurtheilen als wir, fing ich an, mich darüber zu schä-

men, mit — — — — Bajatz Komödie zu spielen, was ich doch eigentlich that, und darum — —"

„Nein, halt ein bischen, laß uns jedes Ding bei seinem rechten Namen nennen. Du fingst an, Dich der Gesellschaft von ehrlichen Bürgersleuten zu schämen, mit denen Du gekommen warst. Es wurmte Dich, neben einem einfachen Mann zu sitzen, der gemein genug war, sich für sein Geld zu belustigen."

„Und glaubtest Du denn, daß zwei solche Jungfern, wie die, welche neben mir saßen, eine preisliche Nachbarschaft waren, um mich damit zu zeigen?" fragte Ditmar gereizt.

„Zugegeben," sagte Possel; „sofern Du übrigens die Wahrheit sagst, will ich Dir einräumen, daß Zwölf ein Dutzend sind."

„Ich will vollkommen ehrlich sein. Es quälte mich, vor diesen Leuten mich auf einem Platze zu zeigen, der nur zehn Groschen kostet; es war wie eine öffentliche Declaration meines Geschmacks oder meiner Armuth, ich weiß selbst nicht Alles, was mir in dem Augenblick dabei einfiel. Erst als ich unter den Andern in der Loge saß, kam es mir vor, daß ich nicht mehr untergeordnet sei. Ich wollte um Alles in der Welt nicht, daß die Frau von Corsel glauben sollte, ich hätte Bekanntschaft mit meinen beiden Nachbarinnen. Du wirst sagen, daß dies eine Jämmerlichkeit sei, und daß es mit meinem gewöhnlichen Stolze nur schlecht harmonire, vor einem bloßen Schein zu Kreuze zu kriechen. Ich antworte Dir darauf, wie ich jetzt aus Erfahrung weiß, daß ich Stolz genug besitze, jeden wirklichen Fehler oder Mangel einzugestehen, welchen Andere vielleicht verheimlichen würden, daß ich aber nicht Kraft genug habe, gegen das Jämmerlichste von Allem in der Welt, gegen den Schein zu kämpfen. Das ist der falsche Ehrgeiz, ich fühle es sehr wohl, aber er ist ein Goliath, dem ich nicht Widerstand leisten kann. Er brachte

mich sogar zum Verleugnen, wie den Petrus. Ja, Possel, ich habe Dich vor diesen Menschen verleugnet, Dich, der Du mein treuester und aufrichtigster Freund bist, vor diesen Menschen, die mir im Grunde eben so gleichgültig sind, wie ich ihnen — vor ihnen habe ich Dich verleugnet, denn es wäre genug gewesen, meine Nachbarinnen zu verleugnen, um meine Ehre in den Augen der Gräfin zu retten. Siehst Du, ich habe Muth, Dich und unsere Freudschaft durch meine Aufrichtigkeit zu beleidigen, aber ich hatte nicht Muth, die Wahrheit zu sagen, und Dich vor ihnen anzuerkennen, — das ist das Ergebniß meines Lebens, so weit ist es endlich mit mir gekommen."

Ditmar schwieg. Possel reichte ihm die Hand und sagte: „Ich hatte eine dunkle Ahnung von alle dem, und es hat mich gekränkt; aber jetzt ist es vergessen und vergeben von ganzem Herzen. Du hättest doch nie Einem von der ganzen Clique die Satisfaction gegeben, die Du jetzt mir gegeben hast. — Aber Du hast Recht, Ditmar, falsche Ambition ist das gemeinschaftliche Kennzeichen der ganzen hochmüthigen Klasse, — und es ist leider ein sicheres Zeichen, daß man Handgeld genommen hat und angeworben ist. Bestrebe Dich denn, Deine Zeit auszudienen, mit so wenigen Opfern für diesen Moloch wie möglich, und jetzt, da ich auch diese Falte in Deinem Herzen kenne, wie ich alle die andern kenne, jetzt kann ich Dir frei die Versicherung geben, daß sie kein Graben werden soll, in welchem sich unsere Freundschaft die Beine verrenkt. — Aber sage mir nun, wo in aller Welt bist Du ganze acht Wochen gewesen? Es hieß immer, Du seist auf dem Lande, aber ich kenne ja die Orte, wo Du Deinen Aufenthalt hast, und da warst Du bei Gott nicht. Ich glaubte zuletzt Du seist zum Lande hinausgelaufen."

„Das war ich auch," sagte Ditmar, und erzählte ihm unter

Angelöbniß der Verschwiegenheit, daß er in Wien gewesen sei in einem geheimen Auftrage für den Grafen Tesch.

„Und bist über München gereist, um die Prinzessin noch einmal zu sehen, nicht wahr?“ fragte Possel.

Ditmar versicherte ihm im Gegentheil, diese flüchtige Neigung sei ganz in seinem Herzen erstorben. Die beiden Freunde sprachen lange zusammen von Wien, von Metternich, bei dem Ditmar eine Audienz gehabt hatte, und von manchen andern Sachen. Dadurch wurde ihr Gespräch auf die Diplomaten im Allgemeinen hingeleitet, und Ditmar sagte, daß es nach seiner Erfahrung den Diplomaten wie der Hierarchie des Mittelalters ergehe, welche sich bald von der übrigen Gemeinschaft isolirte und keinen andern Oberherrn erkannte als den Papst, oder kein anderes Vaterland als Rom. Die Diplomaten beten alle einen und denselben Abgott an, und deswegen sind sie auch ziemlich dieselben in der ganzen Welt.

„Aber findest Du denn diese Klasse von Menschen liebenswürdig?“ fragte Possel. „Da Du jetzt selbst mit zur Corporation gehörst, und Dich so lange unter ihnen umhergetrieben hast, kannst Du mir wohl einigermaßen befriedigend antworten.“

„Ich antwortete sowohl Ja wie Nein. Ich finde die alten Diplomaten fast ohne Ausnahme liebenswürdiger als die jungen, aber ich nehme an, daß liebenswürdige alte Diplomaten einmal liebenswürdige junge Menschen gewesen sind, welche inzwischen eine lange Krisis von Unliebenswürdigkeit durchgingen, die sogar mehrere Jahre gewährt hat, ehe sie sich zu dem jetzigen Standpunkt erhoben. Es giebt so Vieles in der Diplomatik, das blos Form ist, Repräsentation, baare Eitelkeit und nichts Anderes, und das erstickt nothwendigerweise die Liebenswürdigkeit bei einem jungen Menschen, und überzieht allmälig sein Herz mit ei-

ner Schale, welche hohl genug klingen kann, wenn man darauf schlägt. Viel von dem, was ihn gerade zu einem liebenswürdigen Menschen macht, würde ihn zu einem schlechten Diplomaten machen, und da eine größere Aufforderung in unsrer sündigen Natur liegt, das Bessere dem minder Guten aufzuopfern, wenigstens eine Zeit lang, so ist es so natürlich, daß der junge Herr strebt, sich für sein Fach brauchbar zu machen, und vor lauter Eifer beinahe allen Weizen ausrauft und das Unkraut stehen läßt, weil das Unkraut zeitiger blüht und besser aussieht als der bescheidene Weizen."

„Du nimmst also an, daß die ganze diplomatische Jugend Unkraut sei?"

„Weit entfernt! Es giebt unendlich viel Gutes darunter; aber die Form, worin all dieses Gute sich bewegt, ist so eigenthümlich, so kalt und so taub, daß ich in Versuchung kommen könnte, sie mit der Pflanze zu vergleichen, die man allgemein den Stolzen-Heinrich nennt, und welche überall auf eine so widerliche Weise hervorragt, daß ein Beet mit den seltensten Blumenpflanzen sich eigentlich gar nicht ausnimmt, wenn auch nur ein paar Stolze-Heinriche darunter sind. Nachher werden sie in immer engere Grenzen eingeschränkt, je nachdem die andern Pflanzen aufwachsen und ihren Werth entwickeln, und zuletzt wird das Beet vielleicht um so viel besser, weil die Pflanzen Gelegenheit fanden, sich im Schutz des Stolzen-Heinrichs zu entfalten, und weil die Insekten diesen aussogen, welcher am höchsten stand, und die edleren Keime indeß verschonten. So entwickelt Alles, was gut ist, sich zu etwas wirklich Gutem, in welche Lage oder Stellung es auch komme."

„So viel ist mindestens gewiß, daß Du die Diplomatik nicht für ein Treibhaus der Liebenswürdigkeit ansiehst," sagte Possel. „Das kann ich wohl an Deinen krummen Sprüngen merken."

„Das ist ganz gewiß. Aber dafür halte ich keine Stellung, welche von Glücksgütern begünstigt ist. Ich glaube zum Beispiel, daß es für einen Prinzen am allerschwersten sein mag, ein liebenswürdiger Mensch zu werden, weil es so Vieles giebt, das sich dieser Entwickelung seines Charakters entgegenstellt. Deshalb meine ich, daß es billig ist, einen einigermaßen liebenswürdigen Prinzen für einen sehr edlen Menschen zu halten. Und dazu ist man auch sehr geneigt. Leute, die in Reichthum und Glück geboren sind, finden schon Hindernisse genug für ihre Liebenswürdigkeit, aber junge Diplomaten haben noch mehrere, denn sie stehen oft in einer halbprinzlichen Stellung, welche viele ihrer Fehler entschuldigen kann. Das reifere Alter schleift inzwischen die Form ab, und giebt ihr mehr Aehnlichkeit mit allen andern Formen, und dann verschwinden diese Ecken allmälig."

„Ich will nicht mit Dir streiten, denn es scheint, daß Du mehr darüber nachgedacht hast als ich. Aber sage mir aufrichtig, ob Du den Grafen Tesch für einen wirklich edlen Mann hältst," fragte Possel, „für einen Mann, der eben so gut ist wie jeder andre brave Mann, der nicht Diplomat ist?"

„Ich halte ihn dafür," erwiderte Ditmar, „und was noch mehr ist, ich bin davon überzeugt. Aber auch er hat einen Anstrich von jener unverkennbaren Form bewahrt, welche macht, daß der flüchtige Beobachter sie Alle über Einen Kamm scheert. Er kommt mir vor wie ein Mann, welcher früher Reichthum an Herz hatte, aber verschwenderisch damit war und Fallit machen mußte. Allmälig hat er sich zu seinem früheren Wohlstande wieder hinaufgearbeitet, aber er fürchtet, zum zweitenmal bankerott zu werden, und deswegen ist er ökonomisch und geizt vielleicht bei einzelnen Gelegenheiten zu sehr. Aber dergleichen Wirthschafter stehen nie an, für einen edlen Zweck eine außerordentliche Aus-

gabe zu machen, sie wollen nur sicher sein, daß sie das Geld nicht zum Fenster hinauswerfen. Man sieht so selten die Diplomaten innerhalb ihrer vier Pfähle in häuslichen Verhältnissen; da wird die Repräsentation abgelegt wie ein Gallakleid, und das bisher verborgene Gemüth wird sichtbar. Aber das geschieht in der Gesellschaft, unter der Beaumonde, niemals, das ist gewiß. Ich habe viel darüber nachgedacht auf meiner Wiener-Reise, denn die einsame Lage eines Couriers fordert ihn zum Nachdenken auf. Ich meine, daß jeder Stand, der einigermaßen abgesondert ist — und das sind ja eigentlich nur die Prinzen, die Diplomaten, als deren Stellvertreter, und die Priester als die der Gottheit, — seine eigenthümliche Form hat um sich darin zu bewegen; aber ich glaube, daß der Mensch Mensch ist, gehöre er zu dem einen oder dem andern Stande, und daß es edles Metall und windige Spreu überall giebt."

Possel lachte und sagte: „Man braucht eigentlich nicht nach Wien hin und her zu reisen, um diese Moral aus des seligen Wessels altem Liede herauszufinden."

„Nein," sagte Ditmar, „aber es ist nöthig nachzudenken, um sich diese, wie jede Moral, anzueignen; und das ist es, was ich unterweges gethan habe."

„Wenn ich Dich also auf Dein Gewissen frage: Carl Ditmar, Studiosus juris utriusque und Sekretär pro persona! Fühlst Du Dich zum Diplomaten berufen, und wirst Du jemals Andern in dieser Stellung mehr nützen, als Du Dir selber schaden kannst, was wirst Du mir da antworten nach Deiner bekannten Ehrlichkeit?"

Ditmar besann sich einen Augenblick dann sagte er lächelnd: „Ludwig Possel u. s. w. u. s. w., Deine Titel werden ausgelassen zum größeren Beweise der Richtigkeit meiner Antwort, —

ich glaube nicht, daß ich zum Diplomaten tauge, — aber ich weiß auch nichts Anderes, wozu ich geschickter wäre, — ich glaube, im Ganzen genommen, zu gar nichts zu taugen, wenn ich ganz ehrlich sein soll."

„Und ich glaube, daß Du Dich am besten zu einem Prinzen eignetest, und obenein zu einem honetten, liebenswürdigen Prinzen," sagte Possel. „Wer weiß, wozu Du es bringen kannst, wenn Du fortfährst, wie Du angefangen hast; denn wozu Du nun einen Beruf haben magst oder nicht, so will ich Dir doch rathen, Dich tüchtig ins Zeug zu legen, und zu sehen, wie weit Du Deinen Karren ziehen kannst. Aber zwischen uns soll es nicht öfter Mißverständnisse veranlassen, Ditmar. Nicht wahr, Du sprichst ja wie ein gewisser Apotheker zu seinem Jugendfreund, welcher Lieutenant war: Lieber Freund, ich habe freilich den Assessortitel erhalten, aber das ist nur vor der Welt, zwischen uns bleibt es beim Alten."

Ditmar lachte. Possel erzählte ihm, daß er jetzt der hübschen Tochter des Branntweinbrenners „furchtbar die Cour nach den neumodischen Regeln" mache, und daß er sich ziemlich gut mit dem Vater stehe, der eigentlich nichts Andres gegen ihn einzuwenden habe, als daß er das „lateinisch-" und nicht lieber das „d ä n i s ch-juristische" Examen absolviren wolle. „Mein künftiger Schwiegervater ist Patriot, muß ich Dir sagen. Um für die Latinität Buße thun, habe ich ihm zu verstehen gegeben, daß ich dänischen Branntwein dem Aquavit vorziehe, und trinke jetzt Fusel, der mich im Halse kratzt. Aber was thut nicht die Liebe!"

Ditmar konnte nicht umhin, eine Vergleichung zwischen den verschiedenen Arten der Aeußerungen dieses Gefühls anzustellen, aber er verschwieg sie. Als Possel ging, hielt ihn Madame Schütt auf der Treppe an, und bat ihn, Ditmar recht bald wieder zu besuchen, der gewiß gefährlicher krank sei, als es den Anschein

habe, sonst — meinte sie — würde er nicht so mißmuthig sein. „Er denkt an nichts Anderes als an sein Bein," sagte sie; „das ist kein gutes Zeichen; wenn es nur kein Knochenfraß wird oder dergleichen, davor ist mir sehr bange. Er hört mich kaum an, und ich erzähle ihm doch alles Neue, was hier in der Straße geschieht."

Possel beruhigte sie, und versprach bald wiederzukommen. Davon hielten ihn indessen seine Geschäfte ab, denn in der letzteren Zeit war er fleißiger als gewöhnlich. Der arme Ditmar versank wieder in seine finsteren Grübeleien, und die Zeit ward ihm entsetzlich lang. Der unvollendete Schluß war der stete Gegenstand seiner Gedanken, aber er war nicht einmal gestimmt, selbst die glücklichste Vervollständigung als zufriedenstellend anzunehmen. „Die Liebe ist zur Qual des Lebens geschaffen," wiederholte er oft für sich; „unglückliche Liebe verzehrt alle Kraft, sie macht das Leben leer und öde; und die glückliche? — Ist sie wohl weniger verzehrend? — Wenn ich glücklich wäre — — — — verheirathet zum Beispiel, würden nicht das tägliche Zusammenleben und die unvermeidlichen kleinen Verhältnisse mit allen den menschlichen Schwächen, welche sie hervorrufen, gleichwohl bald die angebeteten Züge der Geliebten bleichen? — Das irdische Dasein ist für die Liebe nicht geschaffen. Sie mögen sagen, was sie wollen, diese klugen Leute, welche sich so gut auf Gefühle verstehen, — die Liebe ist ein Feuer, das sich selbst zugleich mit dem Altar verzehrt, worauf es brennt, und bleibt etwas davon zurück, so ist es das wäßrige Glück, das es gerettet hat, — indem es das Feuer auslöschte." —

Sobald Ditmar im Stande war auszugehen, ward er zum Minister gerufen, welcher inzwischen einen Anfall von seinem Podagra bekommen hatte, das ihn verhinderte — oder ihm wenigstens einen anständigen Vorwand gab, sich davon frei zu machen,

eine langweilige Sache mit dem Grafen Corsel vorzunehmen, die dem Anscheine nach nie das Ende erreichte. Sie betraf nichts Geringeres als die unzähligen Reclamationen, welche österreichische Unterthanen aus der Zeit der französischen Revolution zu machen hatten, theils gegen die Bourbons, theils gegen Privaten in Frankreich, wegen Unterstützungen, die sie ihnen in jener Zeit während der Revolution gewährt hatten. Graf Corsel war Agent der französischen Regierung, und ward in der ganzen Welt umhergeschickt, um unter der Hand so vortheilhaft wie möglich einen Vergleich zu schließen; oder in jedem Fall die Sache in die Länge zu ziehen unter dem Schein der Beschleunigung. Dieses System hatte er so lange befolgt, bis Graf Tesch es müde ward, mit ihm zu unterhandeln und jetzt Ditmar statt seiner schickte, versehen mit den nothwendigen Vollmachten und mit langen Listen von Namen der Leichtgläubigen, welche gemeint hatten, der guten Sache ein Opfer zu bringen, und jetzt einsahen, daß sie nur einen Haufen von Undankbaren davon gerettet hatten, im Müßiggang vor Hunger zu sterben.

Graf Corsel war der weitläufigste Mann unter der Sonne, und eine Sache, welche er in die Hände bekam, rückte nie vorwärts wenn auch fortwährend daran gearbeitet wurde. Er war daher vorzugsweise zu dem Posten geschickt, den er bekleidete. Ueber die geringste Kleinigkeit war er im Stande mehrere Buch Papier vollzuschreiben, und eben so weitläufig wie seine Rede war auch sein Styl; die ungeheuer langen und verwickelten Perioden kamen fast nie zu Ende, sie waren in einander geschoben wie chinesische Schachteln, und man mußte jede einzelne derselben mit der größten Genauigkeit eröffnen, um nicht den Faden zu verlieren. Meistens belohnte sich diese Mühe nur schlecht. Diese Eigenschaften hatten ihn zum Schrecken der andern Diplomaten gemacht, die

bei allen Gelegenheiten auf das holländische Blut stichelten, das nothwendig in seinen Adern fließen müsse. Lotting hatte ihm den Beinamen: „Herr von Aber" gegeben, und gewiß ist es, daß er stets einen Einwand bei der Hand hatte.

Dies fing Ditmar bald an zu fühlen. Nach einer ungeheuren Einleitung, in welcher der Graf sich auf alle möglichen Menschenrechte sowie auf frühere Conventionen und Traktate berief, die er sämmtlich zu übertreten im Sinne hatte, kamen sie endlich zu der Unterhandlung selbst, die indessen in ganzen sechs Tagen um keinen Schritt weiter rückte, sondern vielmehr einen bedeutenden Schritt rückwärts that, weil der Graf inzwischen einen wesentlichen Einwand aufgefunden hatte, welchen Ditmar nicht aus dem Wege zu räumen verstand. In seiner Verzweiflung hierüber eilte er zum Minister, aber Graf Tesch emfing ihn wie ein mürrischer Podagrist, der von langweiligen Geschäftssachen nichts zu hören wünscht. „Damit müssen Sie ja bald fertig werden können — das ist ja leicht aus dem Wege zu räumen, — man sieht ja gleich, wohin er mit dem Allen will," — diese und ähnliche Antworten waren Alles, was Ditmar erlangen konnte; aber jedesmal wiederholte der Minister, daß sein Glück gemacht sei, wenn er die Sache zu einem einigermaßen guten Resultat bringe.

Ditmar lief wieder nach Hause; er wandte und drehte die letzte Note, welche Graf Corsel ihm gegeben hatte, und betrachtete sie von allen Seiten, aber es war ihm unmöglich, die Meinung des Grafen herauszufinden. Erbittert warf er sie endlich von sich und ließ sein Pferd vorführen. „Ich bin ein Narr," dachte er, „daß ich mich mit diesem Nonsens plage, zuletzt werde ich eben so verschroben wie alle die Andern. Ich habe seit sechs Tagen fast nicht an die Gräfin gedacht, seit sechs Tagen bin ich nicht in freier Luft gewesen, und in allen diesen sechs Tagen ist

es nicht mein Fuß gewesen welcher mich auf Kopenhagens Steinpflaster festgehalten hat, sondern es waren die verdammten österreichischen Reclamationen. Was gehen mich alle diese verwünschten Rechnungen an? — Nun begreife ich erst recht, warum diese Diplomaten so sind, wie sie sind. Es ist diese beständig abwägende, kleinliche Politik, welche alle Tiefe bei ihnen erstickt und ihre Seele vernichtet. Selbst haben sie keine Einbildungskraft, und die glühendste Phantasie ist nicht im Stande, sie einen Zoll von der Erde zu erheben. Deswegen ist so Vieles ihnen gleichgültig, was andrer Menschen Glück ausmacht; sie leben in einer todten Welt von Formen und formellen Genüssen, aber zeigt mir einen Diplomaten, der sich um den Sonnenuntergang bekümmert, der sich über eine schöne Wolke, über einen blätterreichen Baum oder über einen gestirnten Himmel freuen kann! Vielleicht doch über letzteren, aber dann par comparaison, weil die Sterne eine so bedeutende Rolle in den Ordenskapiteln spielen. Weg mit der Diplomatik!" —

Es war beinahe dunkel geworden, und während Ditmar diese Rede für sich selbst hielt, saß gerade Graf Tesch an seinem Fenster und betrachtete die vorüberziehenden Wolken, welche allmälig den goldenen Rand verloren, womit die untergehende Sonne sie geschmückt hatte. Der alte Diplomat freute sich recht innig über den schönen Himmel, soweit er ihn von seinem Fenster auf dem Garnisonsplatz übersehen konnte, und seine Phantasie gab den Wolken die mannigfaltigsten Gestalten. Er dachte in diesem Augenblick aber so wenig an die österreichischen Reclamationen wie Ditmar, der mittlerweile zur Stadt hinausritt und sein Pferd im Schritt gehen ließ, um die schöne Natur zu genießen, die überall in der Sommerabendsfrische duftete.

Es giebt kaum einen schöneren Weg als den Strandweg,

wenn der Thau Abends den Staub gleichsam gebunden hat und alle Blumen und Blätter nach der drückenden Hitze des Tages wiederaufathmen. Ueberall ist es still, das Gerassel der Wagen hat aufgehört, die Lichter blinken freundlich aus den vielen Landhäusern, wo vor offnen Thüren Thee getrunken und zu Abend gegessen wird. Der runde Spiegel, der fast überall gerade vor der Thür über dem Sopha hängt, verdoppelt die Zahl der Lichter, und giebt dieser häuslichen Scene einen Anstrich von Festlichkeit, der unwillkürlich den Wandrer zum Stillstehen zwingt. Zur Rechten rollt der Sund seine kleinen, krausen Wellen gegen den Strand, die einzelnen Sterne, welche zwischen den Wolken hervorschauen, spiegeln sich in der Wasserfläche und sehen aus wie schaukelnde Irrlichter, der milde Abendwind weht sanft nach dem Lande zu und ist kaum stark genug, unserm Ohre den plätschernden Laut zuzuführen, welchen das Wasser hervorbringt, wenn es über die kleinen Steine am Strande hinrollt. Es ist dunkel, aber nur so dunkel, daß die Umrisse weicher, undeutlich und geheimnißvoll werden, die Phantasie geräth in Bewegung, sie leiht den Umgebungen alle möglichen Formen und Farben, und der Strandweg, der in der Wirklichkeit hübsch ist, wird ein einziger, noch schönerer Traum.

Aus diesem Traum ward Ditmar bald durch das Geräusch mehrerer Wagen geweckt, die ihm entgegenkamen. Sie flogen an ihm vorüber, sein scharfes Auge erkannte den Grafen Corsel und Lotting, eingehüllt in ihre rothen, schottischen Mäntel; der Graf fuhr heute Abend in die Stadt, um am nächsten Morgen zeitig mit Ditmar an den unglückseligen Reclamationen zu arbeiten. Nach einem Landauer mit Damen und Herren kam ein Gig, worin Prinz Poppi saß. Die große Attrape füllte ihn beinahe, und es blieb neben ihm nur ein sehr schmaler Raum für seinen kleinen Jockey,

die ganze Gesellschaft kam wahrscheinlich von dem Landhause, welches die Gräfin Corsel und die Marschallin bewohnten, und fuhr nach Kopenhagen.

Es war beinahe ein Monat seit jenem unseligen Abend verflossen, an welchem Ditmar die Gräfin durch das Fenster gesehen, und drei Monate, seit er mit ihr gesprochen hatte. „Und alle diese Menschen sehen sie jeden Tag und reden mit ihr," dachte er. „Mit welchem Recht thun sie das? Hat ein einziger von ihnen drei Monate auf die Vollendung eines Satzes gewartet? — Und warum habe ich drei Monate darauf gewartet? Morgen, morgen will ich den Schluß von ihr, von ihr selbst verlangen; dieses schwächliche, unbestimmte Warten muß ein Ende nehmen, und zwar am morgenden Tage! Dieser Beschluß gab Ditmar gleichsam neues Leben, die Natur kam ihm noch einmal so schön vor, und er lächelte, als er an die Qualen dachte, die ihm morgen bevorstanden, wenn er sich durch Ströme überflüssiger Worte kämpfen sollte, um einem armen Reclamanten das Geld wieder zu verschaffen, welches seine Leichtgläubigkeit ihm einmal aus der Tasche gelockt hatte."

„Aber wenn nun dieser Schluß mich erdrückt, wenn er mich vernichtet?" fragte er sich selbst. — „Nun so ist es doch eine Gewißheit. So weiß ich doch wenigstens, zu welchem Schicksal der Rest meines Lebens verurtheilt ist!" Mit diesen Gedanken war er bis zum Landhause der Gräfin gekommen.

Alle Lichter im ganzen Hause waren ausgelöscht; nur ein einziges brannte in einem Seitenflügel. Ditmar konnte der Versuchung nicht widerstehen, den Garten zu betreten, wollte dem Hause jedoch sich nicht nähern, um nicht gesehen zu werden. Die Gänge, welche die Gräfin betreten hatte, wollte er besuchen; wenn er an einem hübschen Platz eine Bank fände, wollte er sich

nieder setzen, denn dort mußte sie gesessen haben. Er bog in einen Seitenweg ein, fand einen Ort am Staket, wo er sein Pferd im verbergenden Schutz einiger großen Büsche festbinden konnte, und jetzt stand er schon im Garten.

Rings um ihn war es still, der Wind bewegte nicht einmal die thauigen, schwer herabhängenden Blätter, und die kleinste Berührung konnte in weitem Abstande vernommen werden. Leise schlich er sich durch die geschlängelten Gänge, sein Herz schlug mit lange nicht gefühlter Kraft, als er in der Ferne eine weiß angestrichene, halb von blühenden Büschen versteckte Bank bemerkte. Er näherte sich dem Hause, denn um nach der Bank zu gelangen, mußte er so nahe an demselben vorüber, daß nur eine dünne Hecke ihn von dem freien Platz trennte, wo es ihm zuletzt so unglücklich ergangen war; aber diesmal waren seine Tritte so lautlos, daß er sich selbst nicht einmal hören konnte. Vor dieser nur wenige Schritt vom Gebäude entfernten Bank hatte man eine weite Aussicht über einen Theil des Gartens, über den Strandweg und die See, deren blanke Fläche eben in den Strahlen des aufgehenden Mondes zu schimmern begann. Es glückte; er bog um die Ecke des Gebüsches und streckte den Arm schon nach der Bank aus, als er auf einmal an den Boden wie fest genagelt stand. In einer von einem großen blühenden Jasminbusche gebildeten Vertiefung saß eine weibliche Figur, den Kopf in die Hand gestützt, während ihr Ellenbogen auf der Armlehne der Bank ruhte. Sie hatte ihn noch nicht bemerkt, ihre Augen waren auf den Boden geheftet oder vielleicht geschlossen. Sie war ganz weiß gekleidet, und glich einer auf einem Sarkophag gelehnten, die Trauer vorstellenden Marmorstatüe, welche ich einst gesehen habe. Es war die Gräfin Corsel. Ditmar erkannte sie auf den ersten Blick.

Die unerwartete Begegnung überwältigte ihn. Es war ihm

unmöglich, einen Schritt zur Flucht zu thun. Leise, fast hinsinkend, kniete er vor der Bank nieder, ergriff ihr weißes Taschentuch, das auf die Erde gefallen war, und drückte es an seine Lippen. Diese Bewegung erweckte die Gräfin aus ihren Gedanken, ihr erstes Gefühl war Schrecken, aber in demselben Augenblick erkannte sie Ditmar; der Neumond warf sein unsicheres Licht durch das Gebüsch und seine Strahlen beleuchteten die furchtsamen, bittenden und doch muthigen Züge, die so oft in ihre Träume verwebt gewesen waren. Sie zweifelte ob sie nicht mit offenen Augen träumte. Ihr Schweigen gab Ditmar Muth.

„Frau Gräfin!“ sagte er leise und bittend; verzeihen Sie einem Wahnsinnigen, welcher drei Monate lang über einen unvollendeten Satz gegrübelt hat, den nur Sie vervollständigen können, — der seit vielen Monaten, seit dem ersten Augenblick, in welchem er Sie sah, nur gelebt hat um Sie anzubeten. Verzeihen Sie mir, daß ich sinnlos genug gewesen bin, Sie auf den Grund des Meeres hinab zu wünschen, um da mit Ihnen zu sterben; — verzeihen Sie mir, daß ich Sie so gewaltig liebe, und daß ich es wage, Ihnen das zu sagen.“

Die Gräfin schwieg und hielt die Hand vor die Augen, sie lehnte sich auf die Bank zurück, und der Arm sank nieder, mit dem sie ihm bedeuten wollte, daß er sich entfernen solle. Ditmar ergriff die herabhängende Hand. Sie machte eine leise Bewegung um sie ihm zu entziehen, ließ sie ihm jedoch. Ditmar drückte sie an seine Augen und an seine brennende Stirn, er wußte selbst nicht, was er that; er streckte beide Arme gegen die Gräfin aus, und sie reichte ihm wieder die Hand, ohne die andere, mit welcher sie ihre Augen bedeckt hatte, wegzunehmen.

Ditmar erhob sich, beugte sich leise und ehrfurchtsvoll über sie, und drückte einen beinahe unmerklichen Kuß auf die Hand,

womit sie ihre schönen schwarzen Augen bedeckte; die Hand sank, die Augen übten ihre magnetische Kraft — er umarmte sie und drückte seine Lippen auf die ihrigen, indem er den Namen, der ihm am liebsten von allen Namen in der Welt war, mehr lispelte als aussprach: „Susanna!“ — —

— „Liebe, liebe Susanna!“ sagte Ditmar nachher, als er sich neben der Gräfin auf die Bank niedergelassen hatte. Sage mir noch einmal, daß es zu spät ist, Dich jetzt zu fliehen, laß mich noch einmal aus Deinem eigenen Munde hören, daß Du in Gesellschaften zerstreut gewesen bist, wenn ich nicht zugegen war.“

„Hast Du nie gefühlt, mein Freund, daß meine Seele Dich umschwebte, daß mein eigentliches Ich bei Dir war, und sich von Dir nicht losreißen konnte? — O Du Kurzsichtiger! — Aber sage mir jetzt, auf welchen unvollendeten Satz hast Du drei Monate gewartet?“

„Erinnere Dich jenes Abends, Susanna, wo der alte Graf Lublinsky uns ein Jugendabenteuer erzählte; die Moral desselben fiel wie glühende Kohlen auf meine Seele. Es ward der oft wiederholte aristokratische Satz, daß Mesalliancen verwerflich sind. Du kannst nicht glauben, wie sehr mich das Wort Mesalliance gemartert hat.“

„Wie oft habe ich Dir nicht gesagt, daß die Zeit der Mesalliancen, dem Himmel sei gedankt, vorüber ist, — und daß sie nur noch als Gespenster existiren. Niemand glaubt mehr an sie, und nur eine kurze Zeit noch kann man sie gebrauchen, um Kinder zu schrecken. Und doch gestehe ich, um ganz ehrlich gegen Dich zu sein, daß Lublinsky's Erzählung auch auf mich einen unangenehmen Eindruck machte.“

„Holde Susanna, erinnerst Du Dich, daß Du mich fragtest, was mir fehle . . . ?“

„Ja, und daß Du sagtest, „„Wissen Sie es denn nicht?“ — Ja ich wußte es, und hatte es lange gewußt. Aber ich gestand es Dir auch — und gleichwohl reis'test Du weg, und bliebst so lange, lange aus.“

„Da sagtest Du: „„Aber Sie, wissen Sie denn nicht . . .?““ — und in demselben Augenblick unterbrachst Du Dich selbst.“

„Daran war vielleicht Lublinsky's Erzählung Schuld, aber Du fragtest mich auch nicht mehr, und reis'test weg.“

„Liebe Susanna, Du weißt nicht, wie viel ich auf dieser Reise gelitten habe, und wie ich täglich Deinen Satz so vervollständigte, daß er mich recht peinigen konnte.“

„Mein Freund, entgegnete die Gräfin, „warum fragtest Du mich nicht gleich? Solche Worte sagen wir nicht unaufgefordert, sie müssen uns abgezwungen werden, aber wir lassen uns gern zwingen sie auszusprechen. Dieser Satz hätte schon vor drei Monaten vollendet sein können.“

„Vollende ihn nun, Susanna, ich bitte Dich. Es fehlt jetzt nur Eins an meinem Glück, und das ist dieser Schluß; Du weißt nicht, wie dieser unvollendete Satz mich verfolgt! Laß mich Dich denn zwingen ihn zu vollenden, da es einmal nur erzwungen geschehen soll.“

Ditmar nahm sie in seine Arme und küßte sie. Dann sagte er: „Aber Sie, wissen Sie denn nicht . . .? — Wissen Sie denn nicht . . .?“

„Daß ich Sie lange geliebt habe,“ antwortete die Gräfin leise, indem sie ihren Kopf auf Ditmar's Schulter lehnte, als wollte sie bei der Wiederholung dieses Geständnisses ihr Gesicht verbergen.

„O Gott, Susanna, wie bin ich glücklich,“ entgegnete Ditmar, „wie bin ich glücklich, daß ich erst jetzt diese Worte höre,

an diesem Abend, und nicht vor drei Monaten. Wie hätte ich Dich damals so in meine Arme nehmen, und Dich liebkosen können? Ich wäre um den Verstand gekommen; wenn Du damals diesen Satz vollendet hättest, und ich ihn ruhig hätte anhören müssen, ohne Dich zu umarmen.“ —

— „Geh jetzt mein Freund! es ist spät. Ich pflege nie so lange im Garten zu bleiben, obgleich ich jeden Abend einige Stunden hier verweile, wenn Alle zur Ruhe gegangen sind. Meine Leute könnten aufmerksam werden und mich suchen.“

„Ach, Susanna, Du treibst mich schon fort. Und wann sehe ich Dich wieder?“

Die Gräfin besann sich, und erwiderte darauf: „Meine Liebe zu Dir mag die ganze Welt wissen, sie kann sie in meinen Augen lesen, aber Keiner darf wissen, daß ich Dich heimlich und allein, und so spät sehe, daß man es fast Nacht nennen könnte. Das ist leichtsinnig, man würde meinen guten Namen deswegen schänden, und der ist mir jetzt doppelt theuer, weil ich ihn als etwas betrachte, was jetzt auch Dir gehört.“ —

„Ja, er gehört auch mir,“ sagte Ditmar. „Er ist mein kostbarster Schatz. Ich will das Glück entbehren, Dich zu sehen, ich will mit einem Blick zufrieden sein; ein einziges mitten im Schwarm gesagtes Wort, soll mir genug sein, denn ich habe ja Deine Liebe.“

„Nein, mein Freund, ich muß Dich sehen, und mit Dir reden. — Doch wie? — ja! — Wenn Du ein Licht dort im Fenster neben der steinernen Treppe siehst, — es scheint weit hin, und kann deutlich vom Wege aus gesehen werden, — dann bin ich allein im Garten, hier auf dieser Bank triffst Du mich, auf dieser Bank, die so oft Zeuge meiner stillen Gedanken gewesen ist, welche ich zu Dir sandte, während Du entfernt warst, und

Keiner wußte, wo Du weiltest. Hier triffst Du mich, aber komm nicht, wenn Du das Licht nicht erblickst. Es soll der Abendstern unserer Liebe sein, und nur, wenn der Stern glänzt, sind wir sicher. Geh' jetzt, mein Geliebter." —

Ditmar umarmte sie. Die Gräfin sprach von der Freude, die sie haben würde, wenn sie sich in Gesellschaften begegneten, und ein gleichgültiges Wort aus seinem Munde für sie eine Bedeutung haben würde, welche Niemand ahnte. „Schon der Laut Deiner Stimme, mein Freund, ist mir genug; ich weiß dann, daß Du mir nahe bist, und daß unsere Gedanken sich begegnen."

„Und wenn ich mich dann Dir so nahe wage, daß ich den äußersten Zipfel Deines Gewandes mit der äußersten Spitze meiner Finger berühren kann . . . ! Nein, Susanna, so nahe will ich mich nicht wagen, denn dann könnte ich nicht verbergen, was mich so unsäglich froh macht."

„Gehe nun, ich bitte Dich. Ich will hier bleiben, bis ich die letzten Hufschläge Deines Pferdes auf dem Wege gehört habe. Gieb Acht auf den Abendstern! wenn der schimmert, sehen wir uns wieder. Lebe wohl!"

Die Liebenden umarmten sich, Ditmar bemächtigte sich des weißen Taschentuches, welches die Gräfin in der Hand hielt; sie entzog ihm dasselbe jedoch wieder, weil ihr Name darauf stand. Leise, aber schnell, schlich er sich zu seinem Pferde zurück, und als er am Garten den Weg hinab vorbeiritt, entdeckte er noch ihr schimmerndes Gewand, wie einen fernen lichten Punkt auf dem dunkeln Hintergrunde. Die Gräfin erhob sich, und die weiße Gestalt verschwand nach und nach, sowie sie der weißen Mauer näher kam.

In glücklichen Träumen ritt Ditmar zurück, und in noch

glücklicheren Träumen brachte er die Nacht hin, — denn der Schlaf ist ja der Spiegel der Gedanken.

Die Unterhandlungen wegen der österreichischen Reclamationen gingen ihm nunmehr leichter von der Hand, obgleich sie deswegen um keinen Schritt fortrückten, und es kam Ditmar von Tage zu Tage weniger unangenehm vor, mit dem Grafen Corsel zu arbeiten. Gleichwohl gestand er der Gräfin bei der nächsten Zusammenkunft, daß diese Unterhandlungen eine Plage für ihn wären, weil sie ihm Zeit raubten, welche er viel lieber anwende an sie zu denken. „Du taugst nicht zum Diplomaten, mein Freund," sagte die Gräfin, „obgleich ich glaube, daß Du ein leidlicher Minister werden würdest."

„Du hast Recht, Susanna, ich kann mich nicht verstellen, und das ist doch fast die nothwendigste Eigenschaft eines Diplomaten. So begreife ich nicht, woher ich Stärke nehmen soll, mich in Deiner Gegenwart so zu verstellen, daß Niemand merkt, wie glücklich ich bin. Nicht einmal in Deiner Abwesenheit kann ich bei der bloßen Nennung Deines Namens dieses unbändige Herz zum Schweigen bringen, sondern es treibt mir augenblicklich das Blut in die Wangen."

„Ihr seid arme schwache Geschöpfe, welche keine Kraft besitzen," sagte die Gräfin lächelnd, während ihre Hand mit seinen Locken spielte, „und doch rühmt ihr euch so gern eurer Stärke, und blickt mitleidig auf uns herab, weil wir kein so großes Gewicht im steifen Arm zu halten, oder so viele Meilen zu reiten vermögen."

„Ach, Susanna, die Natur hat die Kräfte ungleich getheilt, und uns stiefmütterlich behandelt. Sie gab uns die physische Kraft, wie ein Spielzeug für unbändige Knaben, aber ihre besseren geliebteren Kinder beschenkte sie mit einer viel schöneren Gabe, denn euch gab sie Macht über eure eigenen und fremden Seelen."

„Und deswegen sollte die Diplomatik vielleicht uns Damen überlassen werden; wenigstens wäre es gewiß nicht unzweckmäßig, bei jeder Legation eine Dame anzustellen. Ein Minister sollte niemals unverheirathet sein, denn man hat nur zu viele Beispiele, daß die Ambassadrice genöthigt gewesen ist der Legation vorzustehen." —

Nach seiner Rückkehr hatte Ditmar die Gräfin anscheinend gar nicht besucht; Graf Tesch sowie Poppi glaubten, daß seine flüchtige Neigung entweder abgewiesen, oder jetzt auf einen andern Gegenstand übergegangen sei. Der Graf wurde sogar seiner Sache ganz gewiß, als Ditmar ihm auf seine Frage, ob er mit zur Gräfin Corsel hinausfahren wollte, mit verstellter Gleichgültigkeit antwortete, daß er nicht die Zeit mit Besuchen vergeuden wolle, so lange er an der Abmachung der Reclamationen arbeite, welche ihn jetzt vollkommen beschäftigte. Der Graf lobte seine Ausdauer und theilte ihm lächelnd Corsel's Bemerkung mit, daß Ditmar der halsstarrigste und verstockteste junge Mann sei, der ihm vorgekommen wäre. Dagegen verließ Ditmar an jedem Abend, wenn es auf den Straßen Kopenhagens still wurde, und die Nachtigall in dem grünen Käfig vor dem Schlafzimmer seiner jungen Nachbarin zu schlagen anfing, seine Wohnung und ritt aus, — Niemand wußte wohin. Bei den ersten Tönen des kleinen grauen Sängers, schlug sein Herz vor freudiger Erwartung, und er liebte den Vogel ebenso sehr, wie der Branntweinbrenner ihn haßte. „Das Biest sitzt da und kräht die ganze Nacht hindurch, und macht sich über die Leute lustig, weil es ihre nächtliche Ruhe stören kann. Solch ein unnützes Vieh legt mir das ganze Jahr nicht einmal ein einziges Ei für alles Futter, welches es bekommt!" So sagte er jeden Morgen zu seiner Tochter, und doch hörte er die Nachtigall kaum; denn wenn Ditmar

austritt, schnarchte er schon um die Wette mit der flötenden Nachtigall. Als Ditmar einige Tage vergebens nach dem Abendstern der Liebe gespäht hatte, und jedesmal gegen Morgen mit getäuschter Erwartung nach Hause gekommen war, kam es ihm indessen auch vor, als ob der Gesang der Nachtigall von Spott nicht ganz frei wäre.

Eines Abends ritt Ditmar nach dem Strandwege hinaus. Er war stark geritten, bis er in die Nähe der hohen Pappeln kam, welche die Ecke des Gartens bezeichneten, wo er anhielt, um so lange wie möglich die Hoffnung aufrecht zu erhalten. Man hätte sagen mögen, daß der treue Bucephalus seinen Herren verstehe, denn er schlich sich langsam und vorsichtig weiter, und spitzte die Ohren, als wäre er ebenfalls auf das Zeichen aufmerksam, welches seinem Herrn Glück bringen sollte. — Das freundliche Licht blinkte heute Abend durch die dichtbelaubten Bäume; als er dem Gebäude gegenüber war, strahlte es ihm winkend entgegen, es lag ein Gefühl der Sicherheit in der kleinen ruhigen, klaren Flamme. Er wandte sein Pferd und flog den engen Feldweg entlang. Die Gräfin saß schon auf der Bank. Die ersten Augenblicke waren stummen Liebkosungen gewidmet.

„Ach, Susanna, Susanna! wie habe ich mich nach Dir gesehnt!"

„Und ich, mein Freund? Aber es war allzu unklug, früher dieser Sehnsucht nachzugeben, mein Bruder fuhr nicht nach der Stadt, und die Marschallin wollte auf keine Weise zur Ruhe gehen. Sie war über Eure Sommernächte gar zu entzückt."

„Und ich bin nahe daran sie zu verwünschen, weil sie es mir so schwer machen, Dich zu sehen. Wie sehne ich mich nach dem dunklen Herbst!"

„Versündige Dich nicht, Ditmar. Wie kann etwas lieblicher sein, als diese lichten klaren Sommernächte, die in einem Meer

von zusammenschmelzender Abend- und Morgenröthe schwimmen. Sieh Dich einmal um, wie schön Alles ist. Das ist das Einzige, was meinem lieben Spanien fehlt; hätte es solche Nächte, so könnte ich mir selbst das Himmelreich nicht lieblicher denken als Spanien. Wenn es dunkel wäre, könnte ich Dir ja nicht so in die Augen sehen."

„So müßte ich Dich umarmen, damit Du fühlen könntest, was jetzt meine Augen Dir sagen," sagte Ditmar und umarmte die Gräfin, die sich jedoch aus seinen Armen wieder loswand.

„Laß mich, mein Freund, laß mich los, sonst müßte ich ja bereuen, daß ich schwach genug gewesen bin, Dir zu gestehen, wie lieb Du mir bist."

„Könntest Du es bereuen? könntest Du wirklich den Schluß des endlich vollendeten Satzes zurück nehmen? fragte Ditmar bittend."

„Ja, mein Freund, das könnte ich — um ihn Dir noch einmal zu wiederholen! Jetzt, da Du weißt, das ich Dich liebe, kommt es mir vor, als hätte ich Dir nichts mehr zu schenken."

„Holde Susanna! — Komm, laß mich Dir etwas ins Ohr flüstern!" Ditmar beugte sich über sie, — die Gräfin aber legte die Hand auf seinen Mund und zwang ihn zu schweigen. Er küßte ihre Hand.

„Ich will nicht hören, was Du sagst, zur Strafe will ich von nichts Anderem mit Dir reden, als von den österreichischen Reclamationen. Wie geht es mit Deinen Unterhandlungen?"

„Ach, Susanna, wie kannst Du so grausam sein?"

„Ist mein Bruder noch immer so unbeugsam?"

Ditmar brach in eine Jeremiade über diese Unterhandlungen aus, welche er sich gezwungen sehen würde aufzugeben, weil sie beständig mehr rück- als vorwärts gingen. Die Gräfin lächelte.

„Ich habe mich recht in Deine Stellung versetzt," sagte sie, „und da ich Dich nicht sehen konnte, hat es mir Vergnügen gemacht an Dich zu schreiben. Sieh einmal."

Sie zeigte ihm einige in ein Taschentuch gewickelte Blätter. „Was meinst Du wohl, was ich hier habe? Liebesbriefe? Herzensergießungen über die Abwesenheit des Geliebten, nicht wahr? — Weit gefehlt, mein Freund. Lauter Diplomatik! Die Grundlage eines Traktats, der einmal im Namen der heiligen Dreieinigkeit abgeschlossen werden wird, ohne daß auch nur mit einem Jota meiner erwähnt wird. Du wirst mein diplomatisches Genie bewundern, und wenn diese wenigen Blätter Dir einmal einen Orden einbringen, sollst Du demüthig vor mir niederknieen, und mich denselben in Dein Knopfloch binden lassen; — und dann wird es wie gewöhnlich gehen: Wer ihn verdient hat, bekommt ihn nicht."

„Liebe Susanna, Du hast an mich gedacht und mir geschrieben! Wie liebevoll ersetztest Du mir nicht, was diese Tage mir geraubt haben. Gieb es mir, laß mich Deine liebevollen Gedanken nicht länger entbehren." Erst nach vielen Bitten gab die Gräfin ihm die Papiere, aber auf die Bedingung, daß er sie erst nach seiner Heimkehr öffnen dürfe.

„Und jetzt wollen wir von uns selbst sprechen," sagte sie, „und die Traktate und Verhandlungen der ganzen Welt vergessen. Wenn ich Dich jetzt in längerer Zeit nicht sehen kann, wie unendlich lang und verdrießlich wird mir da die Zeit vorkommen! — Aber warum legen wir uns denn auch solchen Zwang auf? Wir müssen uns wenigstens sehen, wenigstens uns mit einem stummen Blick sagen können, wie schwer diese Trennung uns fällt. Das ist doch ein Trost. Man braucht aber nicht immer miteinander zu sprechen, um glücklich zu sein, ich denke mir die Sprache

nur als eine arme Nothdurft, im Himmel spricht man gewiß nicht miteinander, da hört alle Sprachverwirrung auf, und die Augen treten mit verdoppelter Kraft an die Stelle der Zunge."

„Nein, Susanna, verdirb mir den Himmel nicht mit Deinem System. Ich will es in der andern Welt nicht entbehren, den Laut Deiner lieblichen Stimme zu hören. Ich kann es mir nicht denken, daß diese tiefen, klaren Orgeltöne, welche so wohlthätig auf meine Seele wirken, verstummen könnten; ich habe mir das andere Leben beständig als einen unaufhörlichen Wohllaut gedacht."

„Und ich denke es mir als ein ewiges, heiliges, seliges Schweigen. Das ist viel wohltönender, mein Freund, als irgend ein denkbarer Wohllaut." —

„Wenn Du unser Zeichen zwei Tage nicht gesehen hast," sagte die Gräfin nachher, „so komm am hellen, lichten Tage, und mache entweder mir, oder meinem Bruder, oder der Marschallin eine förmliche Visite; so weiß ich doch, daß ich Dich am dritten Tage zu sehen bekomme. Und wenn entweder wir, oder Frau von Monsigne Abends annehmen, so komm als gewöhnlicher Gast, und mische Dich unter den Schwarm; ich werde immer Gelegenheit finden Dir ein stummes Zeichen zu geben, das für mich sprechen kann."

„Und wenn ich ein solches Zeichen finde, Susanna, wie glücklich werde ich dann sein! Ach! Susanna, warum haben wir uns nicht früher gekannt? Denke doch, welche unendliche Zeit wir für unsere Liebe verloren haben."

„Geh jetzt, mein Carlos! Ich will Dich künftig Carlos nennen, denn das ist ein voller und kräftiger Name; das dänische Carl ist so hart und abgebrochen. Geh, Carlos, das Licht im Fenster brennt schon bleicher, im Dämmerlicht des Morgens.

„Haja de mi alma, sagte sie flüsternd, indem sie ihn küßte.“ Du mußt Spanisch lernen, Carlos, ich will Dir es lehren, und Dir dann solche Schmeichelnamen geben, wie meine Mutter mir gab. Haja de mi alma, du Kind meiner Seele! Klingt das nicht doppelt so zärtlich auf Spanisch? — Und Du sollst mir wieder Dänisch lehren, damit ich Eure schönen alten Heldenweisen, das herrliche Lied von: „„Ridder Aage og Jomfru Else““ und von „„Liden Gundver, som ganger saa seent udi Quel““ verstehen kann. Du mußt mich nicht auslachen, mein Freund, weil ich es so hart ausspreche, es wird mir etwas schwer, aber ich lerne es wohl, wenn Du Geduld mit mir haben willst: nicht wahr?

„Holde Susanna, wie Du so liebenswürdig bist!“ rief Ditmar, und küßte ihr die zweifelhaften Worte von den Lippen. —

Als Ditmar nach Hause kam, ging die Sonne auf, und die Nachtigall wiederholte noch immer ihre wehmüthigen Flötentöne; aber jenseits des Waldes schwang eine Lerche sich in zitternden Kreisen hoch empor in die Luft, und ihr jubelndes Morgenlied brachte endlich den melancholischen Sänger zum Schweigen. Ditmar entfaltete den Brief der Gräfin und betrachtete die lieben Schriftzüge, es waren die ersten Buchstaben, die er von ihrer Hand gesehen hatte. Man sagt ja, daß die Schrift sich nach dem Charakter bilde, und ihn endlich ausdrückt; im Fall dieser Satz einigen Grund hat, so wird es doch wohl höchstens die undeutliche Aehnlichkeit, welche ein schwarzer Schattenriß hat in Verhältniß zu einem gemalten Bildniß. Die Schrift der Gräfin war fein und flüchtig hingeworfen, aber ihren runden Buchstaben fehlte weder Festigkeit noch Zierlichkeit. —

Wo ist wohl der Leser, der niemals geliebt hat? — Rufe Dir denn, mein lieber Leser, die Gefühle in Deine Erinnerung zu-

rück mit denen Du das erste kleine Billet betrachtest, welches Du mit vieler List verstanden hattest, Deine Geliebte über einen geringfügigen Gegenstand, über ein Buch oder zurückgesandte Noten schreiben zu lassen, das aber für Dich keineswegs unbedeutend war, weil die Liebe Alles kanonisirt, was mit ihr in Berührung kommt. Wenn die Prosa des Lebens nicht gänzlich jede Erinnerung aus jener Zeit, wo noch Alles Poesie für Dich war, verwischt hat, wirst Du die Gefühle fassen können, mit welchen Ditmar den Brief der Gräfin betrachtete.

Denke Dir aber seine Ueberraschung, als er statt eines Liebesbriefes, den er in der Hand zu halten wähnte, — einen Entwurf zu den Unterhandlungen über die so oft genannten österreichischen Reclamationen las. Sein erstes Gefühl war Verdruß, kaum aber hatte er einige Zeilen durchlaufen, so glühte er schon wieder von Liebe zur Verfasserin. Der Traktat war ein Liebesbrief geworden; es war die wärmste Menschenliebe, welche als Vertheidigerin des gemißhandelten Zutrauens und des Edelmuthes auftrat. Ditmar mußte den Worten der Gräfin beipflichten, daß die Diplomatik den Damen überlassen werden sollte.

Den ganzen Morgen brachte er damit zu, nach Susanna's Entwurf eine Note an den Grafen Corsel auszuarbeiten. Jede Veränderung, die er zu machen genöthigt war, um das Ganze in die erforderliche Form zu bringen, schmerzte ihn und kam ihm wie eine Zerstörung des Gedankenganges vor, — endlich hatte er ein weitläufiges Opus vollendet, und zum ersten Mal an dieser verdrießlichen Sache gearbeitet, ohne zu bemerken, wie schnell die Zeit verstrich. Am Schluß hatte die Gräfin die Reclamanten in drei verschiedene Classen eingetheilt; die erste bestand aus einem Dutzend Personen, welche alle namhaft gemacht waren, die sofort baaren Ersatz für ihren Schaden haben sollte, diese

Abtheilung enthielt Namen von lauter Leuten geringen Standes; die zweite bestand aus vornehmen Leuten, die in unbestimmten Terminen im Laufe von fünf Jahren, und die dritte aus allen übrigen, die auf dieselbe Weise im Laufe der folgenden zehn Jahre bezahlt werden sollten. Offenbar hatte die Gräfin sich mit den unendlichen langweiligen Listen über alle Reclamanten bekannt gemacht. — Und das Alles hat sie meinetwegen gethan, wiederholte Ditmar unaufhörlich für sich. Obgleich er eigentlich nicht begriff, welchen Grund diese bestimmte Eintheilung veranlaßt habe, folgte er derselben doch mit gewissenhafter Genauigkeit. Was war billiger, als daß die Reclamanten geringen Standes, und wahrscheinlich geringen Vermögens, zuerst zufrieden gestellt wurden, und auf ein Mal erhielten, was sie so viele, viele Jahre hatten erwarten müssen?

Sobald es sich thun ließ, eilte er zum Grafen Corsel. Die unter so vielen wechselnden Gefühlen durchwachte Nacht hatte sein Blut erhitzt, und als er dem Grafen seine Note überlieferte, geschah es in einer so fieberhaften Spannung, daß es dessen Aufmerksamkeit nicht entging. Corsel durchlas sie mit gewöhnlicher eiskalter Langsamkeit Punkt für Punkt; aber was von der Liebe entworfen und von der Liebe ausgeführt war, machte auf den verstockten Diplomaten nicht den geringsten Eindruck, ja Ditmar glaubte sogar ein unterdrücktes Lächeln über den glühenden Eifer zu bemerken, womit die Note die Sache der Unterdrückten vertheidigte. Erst als er die Classification erreicht hatte, klärte sein Gesicht sich auf, und es war offenbar, daß die trockne Nameneintheilung für ihn der einzige lebende Punkt in dem ganzen Entwurfe war. Er durchlas sie mehrmals, nickte zufrieden mit dem Kopf, betrachtete Ditmar mit einem Ausdruck der Verwunderung, und äußerte zuletzt seine Zufriedenheit dar-

über, ihn endlich auf einem vernünftigen Wege zu sehen. Ditmar ergriff den Augenblick, wiederholte die Grundsätze, worauf der Traktat gestützt werden müßte, und vertheidigte die Sache der geringeren Classen mit einer Wärme, welche die Liebe ihm eingab, und endlich auch den Grafen mit sich fortriß.

„Ihre Regierung, Herr Graf, erfüllt eine heilige Pflicht, und die ewig wiederholten Klagen über die Zurücksetzung der Armen vor den Mächtigeren werden endlich einmal aufhören, denn das Recht bleibt gleich für Alle, aber die Thränen der Armuth sind die ersten, welche wir abtrocknen wollen, denn diese hat am bittersten ihr getäuschtes Zutrauen beweinen müssen."

„Die erste Classe ist mit besonderer Umsicht gewählt," sagte der Graf, indem er Ditmar eine Prise aus seiner goldenen Dose bot, worauf sich Carls des Zehnten Bildniß mit Diamanten umgeben befand.

„Kein Einziger kann ausgestrichen und kein Einziger hinzugefügt werden, ohne daß man eine Ungerechtigkeit begeht. Die Auswahl ist vortrefflich, ich kann Ihnen für diesen Vorschlag nicht genug danken, wir wollen gleich den Traktat darauf begründen."

„Herr Graf, Ihr Name wird von Unzähligen gesegnet werden, Sie retten die Ehre Ihrer Landsleute, und tilgen eine Schuld, die einmal . . . ."

„In unbestimmten Terminen, innerhalb funfzehn Jahren," unterbrach ihn der Graf. „Meine Regierung kann Ihnen nicht genug für diesen Vorschlag danken; denn ich durfte keinen solchen machen, ohne mich dem Vorwurf der Parteilichkeit bloszustellen. Ich werde mir erlauben, Sie dem Könige, meinem hohen Herrn, zu besonderer Berücksichtigung zu empfehlen. Se. Majestät

werden nicht unerkenntlich sein gegen einen jungen Diplomaten von so versprechenden Talenten."

Ditmar mußte mit dem Grafen das Frühstück einnehmen, während dessen die minder wichtigen Punkte festgestellt wurden. Beim Abschied drückte Corsel seine Hand und sagte: „Mein Herr von Ditmar, Sie sind ein charmanter junger Mann. Ich hoffe, daß Sie mir recht oft das Vergnügen machen werden, mich auf dem Lande zu besuchen." Halb berauscht von Liebe, Champagner und Stolz taumelte Ditmar nach Hause, und warf sich auf sein Lager, um auszuruhen, und von Allem zu träumen, was ihm begegnet war. Endlich schlummerte er ein und Oneiros setzte fort, was Phantasus begonnen hatte.

Als er später am Tage zum Grafen Tesch kam, war Corsel schon da gewesen und hatte sein Lob ausposaunt. Der Minister dankte ihm für die Ausdauer, womit er die schwierige Sache zu Ende gebracht hatte. Die warme Einleitung, welche Ditmar seinem Vorschlage vorausgeschickt hatte, verfehlte nicht eine Saite in dem Herzen des alten Mannes zu berühren, und er wiederholte das eine Mal über das andere, daß kein Jota ausgelassen werden dürfe, sondern Alles unverändert in den schließlichen Traktat eingerückt werden müsse, um eine Probe zu geben, wie der diplomatische Styl heut zu Tage sein sollte. Corsel war auch über die Classification entzückt gewesen, und der Minister begriff nicht, wie Ditmar darauf gefallen sei, sie eben so und nicht anders zu machen. Da dieser es auch nicht begriff, gab er das Ganze für eine glückliche Eingebung aus, und fühlte sich fast beschämt bei all dem unverdienten Lobe, das man von allen Seiten über ihn ausschüttete.

„Und nun gleich die Hand ans Werk," rief der Graf; „noch heut Abend muß Alles fertig sein, die Duplikate müssen unterschrieben

und versiegelt werden, und morgen — morgen, mein junger Freund, reisen Sie nach Wien, und überbringen selbst das Resultat ihres Fleißes." Niemals war es Ditmar eingefallen, daß sein Triumph ein so trübseliges Ende nehmen könnte; der Gedanke an eine zweite Reise nach Wien schlug ihn dermaßen nieder, daß er nicht ein Wort von all den Plänen für sein künftiges Glück hörte, welche der Minister an seine persönliche Darstellung vor dem allvermögenden Metternich knüpfte. Das kleine Wort Wien hatte auf einmal sein ganzes Glück zunichte gemacht.

Es dauerte lange, ehe er den Grafen von diesem Gedanken abzubringen vermochte; der alte Mann wurde sogar unwillig über eine Halsstarrigkeit, deren Grund er nicht einsehen konnte und es gelang ihm erst, als er die Schuld auf seinen Gesundheitszustand schob, auf welchen die anhaltende Arbeit an einer Unterhandlung, die beinahe seine Kräfte überstiegen habe, so schädlich gewirkt, daß er sich den Beschwerlichkeiten einer Courierreise nicht auszusetzen wagte. Sein erhitztes Aussehen lieh dieser Ausflucht Wahrscheinlichkeit und wirklich hätte ihn Jeder, der ihn sah, für einen Brustkranken halten müssen, so stark war die Röthe seiner Wangen und so glänzten seine Augen. Die liebevolle Sorgfalt welche der Minister jetzt für die Gesundheit seines Lieblings zeigte, erfüllte ihn mit nagenden Vorwürfen über die List, die er angewandt hatte.

Der ganze Tag verging mit Ausarbeitung des Traktats, den der Minister, Corsel und Ditmar in Vereinigung redigirten. Unter andern Umständen würde der komische Streit, welcher hierbei zwischen den beiden höchst verschiedenen Diplomaten Statt fand, ihn belustigt haben, jetzt aber sehnte er sich blos fertig zu werden, um nach dem lieben Strandwege zu eilen und der Gräfin für den Talisman zu danken, welchen sie ihm eingehändigt hatte.

Corsel wollte nämlich den größtmöglichsten Wortluxus und diplomatisch-classische Wendungen gebrauchen, Tesch hingegen den vermeintlich-ditmarschen Styl in aller seiner Wärme und Frische bewahren. Der Streit wurde so beigelegt, daß Corsel ausschließlich den ersten Satz, der Minister hingegen den zweiten angab, und so weiter, bis die ganze Einleitung vollendet war. Daraus entstand die sonderbarste Mischung, die man sich denken kann, Corsel's hochtrabender, alterthümlicher prachtvoller Canzleistyl, und die leichten warmen überredenden Worte der Gräfin tummelten sich im bunten Wirrwarr, wie Eis und Feuer durcheinander, ohne daß der eine dieser entgegengesetzten Pole eine Einwirkung auf den andern gehabt hätte, und doch sollten sie beide zu einem gemeinschaftlichen Ergebniß führen. Es war ein Greis am Rande des Grabes mit zitternden Knieen und bebender Stimme, womit er verschollene vor einem Seculum moderne Complimente wiederholt, und sich jetzt mit einem jungen Mädchen verheirathet hat, dessen liebevolles Herz nahe daran ist, die erstarrte Wortpracht neben ihr zu überschwemmen; bei ihm ist Alles Wort, bei ihr Alles Gefühl; was er sagt, klingt wie Holz, jedes Wort aus ihrem Munde klingt wie Harmonikaglockenton und der liebliche Wiederklang derselben ist sogar im Stande seinen abgelebten Phrasen das Widerliche zu benehmen. Auf diese Weise ward endlich die Convention abgefaßt, welche zu Kopenhagen zwischen dem Grafen Tesch und dem Grafen Corsel im Namen ihren hohen Herren abgeschlossen wurde, und wozu endlich eine Liste über die gleichbeglückten, und die mit fünfjähriger und zehnjähriger Hoffnung hingehaltenen Creditoren hinzugefügt wurde. Das Einzige, was unverändert das Fegfeuer durchlief, war dies hinlänglich prosaische Verzeichniß. Auf Grund von Corsel's ellenlangen Perioden ward es ein weitläufiges Werk,

so daß Ditmar erst spät in der Nacht die Duplikate vollendet hatte, welche alle von ihm abgefaßt wurden „weil diese Sache zu wichtig war, um einem Uneingeweihten anvertraut zu werden.“

Seine Hoffnung die Gräfin zu sehen, strandete diesen Abend an den politischen Klippen. Die Diplomatik ist ein gefährliches Fahrwasser!

Zwei Abende hatte das Licht nicht geschienen, und als Ditmar daher am folgenden Tage bei der Marschallin eine Visite ablegen wollte, war sie eben mit der Gräfin Corsel ausgefahren. Mißmuthig kehrte er zurück und schlenderte auf den Straßen Kopenhagens auf und ab, um die Zeit zu tödten. Hier begegnete er dem Baron Rosen, welcher ihm erzählte, daß Marquis Cantal von Stockholm zurückgekehrt sei und auf dem Strandwege beim Grafen Corsel wohne. Rosen gab seiner Galle gegen Cantal Luft, und verrieth dadurch nur allzu deutlich, daß er ihn für einen gefährlichen Nebenbuhler ansehe. Ditmar glaubte besser unterrichtet zu sein, er fürchtete mehr von Rosen als von Cantal, und der Mißmuth des Barons verursachte ihm daher eine heimliche Freude; indessen war der beständige Aufenthalt des Marquis bei Corsels ihm keineswegs gleichgültig, weil derselbe den Zusammenkünften der Liebenden Hindernisse in den Weg legen mußte. Einen Augenblick, nachdem Rosen ihn verlassen hatte, begegnete er dem Grafen Corsel, der seinen Wagen halten ließ, und ihn einlud mit ihm à la campagne zu fahren, worunter das Corps diplomatique eine Spazierfahrt nach einem oder dem andern Landhause vor den Thoren versteht.

Der Graf war noch in Exstase über die glücklich zu Ende gebrachte Convention, er sprach ausführlich und umständlich davon, und Ditmar, der sich anfänglich verpflichtet glaubte mitzu-

sprechen, merkte bald, daß dies überflüssig sei. Während Corsel entzückt über das seltene Glück, einen schweigenden aufmerksamen Zuhörer zu finden, sich in seine eigenen Perioden verwickelte, und mit hellen Schweißtropfen auf der Stirn sich durch das undurchdringliche Gewebe zu arbeiten strebte, womit er sich selbst umsponnen hatte, versank Ditmar in Gedanken ganz anderer Natur. Er bemerkte nicht, daß der Graf bei allen künstlichen Verbindungswörtern, mit denen er das schwankende Gerüst seiner Rede zusammenleimte, jedesmal bedeutungsvoll die Hand auf seinen heiligen Geistorden legte, als hätte er dadurch den Beistand des Geistes bei dieser rhetorischen Anstrengung herbeirufen wollen und da das Glück ihn überall begleitete, so unterließ das Gerumpel des Wagens nicht, die nöthigen Nicke des Kopfes zu Tage zu bringen, jedesmal wenn der Graf ein bejahendes Zeichen seines stummen Zuhörers wünschte. Als der Wagen hielt und beide ausstiegen, geschah es unter gegenseitigen Complimenten wegen Beredsamkeit und lernbegieriger Theilnahme, — sie waren beide mit einander äußerst zufrieden.

Die Gräfin saß in ihrem Gartenzimmer und arbeitete. Während der langen und pompösen Rede, womit der Graf Ditmar vorstellte, hatte sie Zeit, sich von ihrem Erstaunen zu erholen. Der Graf predigte über den selbstgewählten Text, daß ein Kenner der politischen Geschichte den Satz bewahrheiten müsse: das Staatsrecht habe zu jeder Zeit, zum Trotz aller Bestrebungen welche . . . und wann . . . und worin . . . u. s. w., u. s. w., u. s. w. — immer sage ich, vor der unwiderstehlichen u. s. w., u. s. w. — Alles beherrschenden Gewalt der Diplomatik seine Flagge streichen müssen.“ Indem er mit einer ebenso weitläufigen Lobrede über Ditmar's diplomatisches Talent geschlossen hatte, machte er ein brillantes Sortie, und verschwand. — Der

Graf war der größte diplomatische Renommist, den ich je gesehen habe. —

Sobald sich die Thüre hinter dem Grafen schloß, näherte sich Ditmar leise dem Stuhl der Gräfin, kniete nieder und ergriff ihre Hand. „Susanna, meine Geliebte, zu Deinen Füßen hier lege ich die unverdienten Lorbern nieder, die ich mir nicht zueignen darf, und durch Dich habe ich gesiegt; was wäre ich ohne Deine Liebe!"

„Mein theurer Carlos," sagte die Gräfin, und beugte sich über ihn, indem sie ihre Hand auf seine Schulter legte; „ich kann Dir nicht sagen, wie sehr es mich freut, Dich auf einem so guten Fuß mit meinem Bruder zu sehen. Trotz seines weitschweifigen Styls und seiner ungereimten Vergötterung der Diplomatik, ist er ein braver Mann. Wir haben ja Alle unsre Schwächen."

„Jetzt habe ich ihm mit Andacht zugehört, Susanna, weil es Deine Lobrede war, die er mir zollte. Aber ich gestehe, daß ich kein Wort von dem hörte, was er unterwegs sprach, ich dachte damals nur an Dich. Ach, Susanna, wird es Dir möglich sein, mich jetzt so oft im Garten zu sehen, wie zuvor?"

„Was das Schicksal uns durch die unvermuthete Zurückkunft meines Vetters raubt, hat das Glück uns ersetzt, indem es meinen Bruder zu unsern Beschützer macht. Was fürchtest Du? Mein Carlos, die Liebe einer Spanierin kennt nicht alle jene kleinlichen Rücksichten, welche andere Menschen beschränken, und ich bin eine Spanierin mit Leib und Seele, das fühle ich jetzt. Ich habe immer eine Ahnung gehabt, daß ich einmal lieben werde, denn bisher habe ich ja nicht gewußt, was Liebe sei. Nun weiß ich es, Carlos, Du hast es mich gelehrt."

„Holde Susanna!"

„Meine Mutter war eine Spanierin; auch französisches Blut fließt in meinen Adern, aber es ist in Spanien acclimatisirt worden, wo ich den größten Theil meines Lebens zugebracht habe. Du weißt ja, daß ich dort noch als ein Kind verheirathet wurde; man zog mich aus dem Kloster, legte mir schöne Kleider an, erlaubte mir, meinen Freundinnen Geschenke zu machen, schalt mich, weil ich zu jung zu sein glaubte, und befahl mir nach der Kirche zu fahren, Gräfin und Grandesse zu werden, und Diamanten zu bekommen. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich unterwegs weinte, aber ich stellte auch Vergleiche zwischen dem Glanz meiner Thränen und meiner Diamanten an, welche zum Vortheil der letzteren ausfielen, und trocknete wieder meine Augen. Ich wurde zugleich verheirathet und Witwe. Bald nachher kam die Priorin des Klosters in Sevilla, in welchem ich erzogen war, zu meiner Mutter, um sie zu besuchen. Sie waren Jugendfreundin gewesen. Ich war im Nebenzimmer und konnte jedes ihrer Worte verstehen. Die Priorin machte meiner Mutter Vorwürfe, weil sie mich mit dem alten Grafen Fuentes verheirathet hatte. Meine Mutter war der Meinung, daß sie mein Glück gemacht habe, da ich jetzt in einem so jungen Alter reich und unabhängig sei. „„Der Himmel ist barmherziger gewesen als Du,““ sagte die Priorin. Was hätte aus Susanna werden sollen, wenn der Graf am Leben geblieben wäre?

Meine Mutter meinte, dies Unglück wäre wohl nicht so groß gewesen. Aber da ward die Priorin heftig und sagte: „„Fernanda, Fernanda! hast Du so ganz die Gefühle Deiner Jugend vergessen? Muß man denn eine unglückliche Jugend verlebt und sein Dasein in den Mauern eines Klosters zugebracht haben, um die Erinnerung an das zu bewahren, was einst unser Herz bewegte? Hast Du vergessen, Fernanda, daß auch Du einst jung

warst und liebtest, und daß die Zeit kommen wird, wo Susanna's Herz sich nicht mit einer Kinderklapper und einem Rosenkranz zufriedenstellen läßt? Was würdest Du Deinem Kinde geantwortet haben, wenn es in Verzweiflung zu Dir gesprochen hätte: Siehe, Du hast mein Herz für Gold verkauft, während es schlummerte, gleichwie jene Bösewichter ihren schlafenden Bruder dem Sklavenhändler verkauften; nun ist es erwacht, und fordert sein Recht und womit willst Du mir erstatten, was Du ihm geraubt hast? — Die Liebe einer Spanierin ist eine unauslöschliche Glut, sie lebt nur in ihrem Geliebten, sie opfert ihm Alles, Vermögen, Ruf, das Leben selbst, denn ohne ihn ist das Leben ihr schrecklicher als der Tod. Sie vergißt Alles über ihren Geliebten: Eltern, Freunde, Alles, nur nicht ihr Vaterland. Sie giebt sich ihm unbedingt hin, mit einem unbegrenzten Zutrauen; sie kennt keine Eifersucht — ihr einziges Gefühl ist Liebe — und Rache, wenn ihr Zutrauen getäuscht wird. Eine Spanierin liebt nur einmal, oder sie ist keine Spanierin. Hast Du alles dies vergessen, Fernanda, und muß ich aus meiner dunklen Zelle kommen, und bei Dir die Sache der Gefühle zu vertreten, die vor langer Zeit in meiner Brust erstorben sein sollten?"" — Meine Mutter weinte und war zerknirscht von diesen Vorwürfen. Die Priorin verließ sie erst, nachdem sie ihr versprochen hatte, mir für die Zukunft vollkommen freie Wahl zu lassen. Meine Mutter hat ihr Versprechen unverbrüchlich gehalten." —

„Dieses Gespräch machte einen heftigen Eindruck auf mich," fuhr die Gräfin nach einer kurzen Pause fort. „Ich konnte durch die halb offene Thür die hohe schlanke Priorin in ihrer schwarzen Klostertracht sehen, sie, von der auch ich öfters ernstliche und strenge Ermahnungen hatte hören müssen, und von der ich in meiner kindlichen Einfalt mir einbildete, daß sie mir nicht wohl-

wolle, weil sie strenge gegen mich war, sie, die Einzige, die meine Sache vertheidigte, — und zwar gegen meine nächsten Verwandten. — Das also war Liebe. So war dieses mächtige Gefühl, so furchtbar in seinen Wirkungen, so Alles verzehrend; — aber es mußte wahr sein, denn wie konnte sonst die alte Priorin es noch mit so vielem Leben schildern? Mir schauderte bei der Betrachtung meiner eigenen Lage, mir schauderte aber auch bei dem Gedanken, daß ich je lieben, und dann meine Mutter, meine kleinen Freundinnen und Alles, was ich so lange gekannt und geliebt hatte, über einen Mann vergessen sollte, den ich noch nicht kannte. Ich wurde nachdenklich und trübsinnig, und das muntere junge Mädchen ward in eine trauernde Witwe verwandelt."

Ditmar stützte sich auf die Armlehne ihres Stuhls und betrachtete sie unverwandt. Die Erinnerung an den Kampf und Streit jener fernen Zeit zog noch einen Trauerflor über ihr Antlitz. Die Beweglichkeit, welche es charakterisirte, sprach sich in der Trauer fast stärker als in der Freude aus und ein gewaltiger Ausdruck von Schmerz verbreitete sich darüber. In solchen Augenblicken hob die hohe, glatte Stirn sich noch höher in beinahe unsichtbar krausen Wellen, und der Schmerz ergoß sich in zwei ringförmige Kreise, die sich um ihre Augen bildeten, und sich bis zum Munde hinabzogen, bis sie verschwanden, gleichsam wie die wogenden, beinahe unsichtbaren Kreise, welche ein Sandkorn bildet, wenn es auf die Oberfläche eines stillen Wassers fällt. — Lächelnd legte sie die Hand auf Ditmar's Stirn und sagte: „Nach und nach verschwand mein Schrecken, aber dieser Schrecken entwickelte ein Ideal bei mir, welches beständig als Wächter neben mir stand, und welches ich nur in meinen eigenen Träumen finden zu können wähnte. — Nun weiß ich, daß die Priorin Recht hatte, und täglich segne ich sie als den Schutzgeist unserer Liebe."

Ditmar umarmte sie mit Heftigkeit. Die Gräfin machte eine abwehrende Bewegung und sagte freundlich:

„Was mich abschreckte bei allen Herren, Carlos, waren die unverkennbaren Spuren von Sinnlichkeit, die sie zu verbergen strebten.“

„Liebe Susanna, verzeihe meine Heftigkeit. Wie könnte ich mein Auge und mein Ohr verschließen, wenn ich bei Dir bin? Ach Susanna, die Seele hat auch Sinne.“

„Ja, Carlos, aber die Sinnlichkeit der Seele hat nicht das Widerliche von der des Leibes, denn sie ist ein warmer Strom, der sich aus reichen und edlen Quellen ergießt, aus den reichsten und edelsten, die es in dem Menschen giebt, es ist die Innigkeit unseres Herzens, der Reichthum unserer Phantasie und die Kraft des Verstandes, welche diesen Strom bilden. Nicht wahr, mein Carlos?“

Ditmar beugte sich über ihre dargereichte Hand und drückte einen Kuß auf dieselbe. Fast gleichzeitig ward in dem anstoßenden Zimmer eine Thür schnell aufgerissen. Ditmar sprang auf und warf sich in den entferntesten Lehnstuhl, den er auch nur finden konnte; die Gräfin saß wieder so steif und vornehm da, wie je bei der formellsten Visite. Die Marschallin mit mehreren Herren und Damen trat ein, und die Unterhaltung ward allgemein.

In Ditmar's Stimmung war dieses Gespräch von gleichgültigen Dingen ihm fast widerlich; er entfernte sich daher unbemerkt und ging in den Garten, um sich ungestört seinen Gedanken überlassen zu können. Als er zurückkam, waren die Spieltische geordnet. Susanna sprach mit Poppi und Cantal, und kehrte der Thüre den Rücken, so daß er nur einen Theil ihres Gesichtes sehen konnte, wenn sie im Gespräch den Kopf zur Seite wandte. Er glaubte eine Betrübniß bei ihr zu bemerken,

plötzlich aber flog ein leichter Strahl über ihr Gesicht, begleitet von einer leichten Röthe; sie hatte seine Schritte erkannt, denn die Liebe hat scharfe Sinne. Die anderen Herren bemerkten diese augenblickliche Veränderung nicht, und setzten das Gespräch fort. Ditmar blieb in der Thüre stehen und betrachtete die Gesellschaft; sein Herz wogte von Seligkeit. Die Marschallin klagte über Hitze; die Gräfin öffnete die Thür zum anstoßenden Zimmer, ließ Licht hineinbringen und setzte sich wieder auf ihren Platz. Indem sie an Ditmar vorüberging, begegneten sich ihre Augen in einem einzigen Blick, der für sie ein langes gehaltreiches Gespräch war. Er schlich durch die geöffnete Thür, vorsichtig wie ein Dieb, der seine Beute in Sicherheit bringen will, während Poppi sein gewöhnliches Hohngelächter aufschlug; Ditmar machte unfreiwillig ein paar schnelle Schritte, als wäre dieses Gelächter eine zischende Schlange, die sich hinter ihm herschlängelte, um ihn noch einmal in der Ferse zu verwunden.

Die Thür zu einem kleinen Zimmer stand offen, es war nur von einer dämmernden Lampe erleuchtet, da man es wahrscheinlich blos zum Durchgang benutzte; von da führte wieder eine offne Thür zu einem größeren unerleuchteten. Es war das Schlafzimmer der Gräfin. Ditmar blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen, als hätte er sein Auge an den Uebergang vom Licht zum Dunkel gewöhnen wollen, er that den ersten Schritt fast mit der religiösen Ehrfurcht, womit man eine Kirche betritt, deren Stille außer dem Gottesdienst doppelt ergreifend ist. Das Fenster stand halb offen, ein Jasminbusch streckte seine duftenden Blüthen ins Zimmer und erfüllte es mit seinem Wohlgeruch, der leichte Abendwind bewegte die Zweige hin und her gegen die Scheiben mit einem vertraulich flüsternden Laut, der dem Gekose zweier Liebenden glich. In weiter Entfernung ent-

deckte man ein Licht auf der See. Von diesem Fenster konnte man die Bank draußen im Garten sehen, das kleine Gemach führte auf die Terrasse. Es ist unbeschreiblich, mit welcher Freude Ditmar diesen Zeugen seiner glücklichsten Stunden wieder erkannte! Er mußte Alles sehen und befühlen, er küßte den dünnen weißen Vorhang, beugte sich über ihr Lager und drückte seine Lippen auf ihre Kissen, ja er wagte sogar seine Wange auf sie zu legen, und blieb lange in dieser Stellung. Auf einem Tisch lag ein Band Gedichte; er blätterte darin, und fand abgerissene Jasminblätter als Zeichen bei schönen Stellen, die im Namen der Geliebten gleichsam zu ihm sprachen. Beim schwachen Schein der Lampe durchlas er dieselben so lange, bis er sie auswendig kannte. Er suchte ähnliche Stellen auf und bezeichnete sie mit grünen Blättern, ritzte mit seiner Tuchnadel Susanna's Namen in ein frisches Blatt, und steckte dasselbe an den Rahmen des Spiegels auf ihrem Nachttische. Das dämmernde Dunkel war seinen Augen nicht mehr undurchdringlich, und verbarg ihn doch den Bedienten, die durch das Vorzimmer gingen. Als er zur Gesellschaft zurückkehrte, fühlte er eine Lebhaftigkeit und Kraft, sich in den socialen Formen zu bewegen, die vielleicht mit den Gefühlen verglichen werden kann, die einen Muselmann beseelt, wenn er endlich an dem Ziel der innigsten Wünsche eines Türken geweilt hat, dem heiligen Mekka, und wieder durch die Wüste nach seiner Heimath zurückzieht. Niemand hatte seine Abwesenheit bemerkt als die Gräfin. Unbemerkt mischte er sich allmälig in das Gespräch, und durch die Zauberkraft, welche die Liebe allein den Sterblichen verleiht, war er den ganzen Abend hindurch der liebenswürdigste und unterhaltendste von allen Herren, ja er besaß sogar Muth genug seine Aufmerksamkeit ausschließlich der Marschallin zu widmen.

legen kann, ist ein Duellant doch eins der beschwerlichsten. Ich will Ihnen rathen, lieber eine ganze Koppel Hunde zu wählen."

Die Gräfin winkte ihr zu schweigen. Die Marschallin erhob den Kopf, und sagte: „Ich bin überzeugt, daß Walstein Recht hat. Mein Gott; wie hasse ich den Swinton! Ich habe den Menschen nie ausstehen können. Sie müssen doch gestehen, daß er aussieht wie ein Mörder."

„Im Gegentheil," antwortete Lady Walden, „er sieht so friedlich aus, wie er wirklich ist. Ich begreife nicht, wie er in einem Duell Unrecht haben kann."

Baron Rosen, der so eben eintrat, hatte nach Tische mit einem eben angekommenen Ausländer gesprochen, welcher wenige Tage nach Walsteins Duell von Pyrmont abgereist war. Rosen konnte also der Gesellschaft vollständige Aufklärungen über diese Affaire mittheilen.

„Nicht wahr Baron? Walstein ist gefallen, wenigstens gefährlich verwundet? O ich weiß Alles, was Sie mir sagen können," rief die Marschallin aus.

„Keineswegs, Walstein ist in der Besserung; er ist freilich verwundet, aber durchaus nicht gefährlich, ein Schuß in den Arm, das ist Alles."

„Steifarmig!" rief die Marschallin. — Verstümmelt ist fast ärger als todt. Ich hoffe, daß der abscheuliche Swinton todtgeschossen ist."

„Er befindet sich vollkommen wohl."

„O der Abschaum: So ist er doch wenigstens verhaftet. Mein Mann soll sich deswegen an die preußische Regierung wenden. Kann das Duellmandat nicht gegen ihn in Anwendung gebracht werden?"

„Ich glaube nicht."

„Es ist abscheulich, es ist eine himmelschreiende Ungerechtigkeit!“ wiederholte die Marschallin mehrmals. Rosen erzählte, das dieses Duell durch einen Brief an eine Dame veranlaßt sei, den Swinton rügen zu müssen geglaubt hatte. Bei diesen Worten trocknete die Marschallin schnell die Augen. Die Dame hatte nämlich ein kleines Päckchen an eine andere Dame in einen Brief von dem Grafen Walstein gewickelt, in welchem dieser sich über Swinton lustig machte.

„Mon dieu! Welche unverzeihliche Ungerechtigkeit!“ rief Lady Walden.

„Walstein? Ein Brief an eine Dame?“ sagte die Marschallin. „Sollte er dort Verbindungen geschlossen haben, die — Es ist Verleumdung! Da er indessen, wie sie sagen, außer Gefahr ist, kann es ihm vielleicht eine nützliche Warnung für die Zukunft sein.“

Swinton hatte den Brief durch Zufall in die Hände bekommen, in dem er zu schlimm mitgenommen war, um dazu schweigen zu können, und wollte den Grafen fordern. Ehe dies geschehen konnte, ersuchte Walstein ihn um einen wesentlichen Dienst. Swinton erfüllte seine Bitte, und schob das Duell auf. Einige Tage nachher ging er mit dem Briefe zu ihm, und verlangte eine schriftliche Abbitte, welche Walstein nicht geben wollte. Swinton forderte ihn, Walstein hatte den ersten Schuß, traf aber nicht, Swinton schoß ihn durch den Arm, das war die ganze Geschichte. Nach dem Duell hatte Swinton mit aller möglichen ritterlichen Galanterie für ihn gesorgt, und ganz Pyrmont ist einig darüber, ihn in die Wolken zu erheben.

„Aber weiß man nicht, wer die Dame ist, welche sich so unverzeihlich aufgeführt hat oder in welchen Verhältnissen — Walstein zu ihr steht?“ fragte die Marschallin erröthend.

Rosen ward etwas verlegen, und blickte einige andere Herren an, die indessen angekommen waren. Endlich sagte er: „Diese Dame sind Sie, Frau Marschallin.“

„Ich?“ rief sie erstaunt. „Ich?“

„Sie haben ein kleines Päcktchen an die Gräfin Dehn in einen Brief des Grafen gewickelt. Die Comtesse ist auch in Pyrmont, und das Päcktchen ist zufällig in Swinton's Hände gerathen. So hängt die Sache ganz natürlich zusammen.“

„Wie? Ich? — Nun ja, es ist nicht unmöglich. In Wahrheit, es hat mir einen großen Schrecken verursacht. Ich muß gestehen, daß Herr Swinton sich sehr brav, und wie ein echter Cavalier aufgeführt hat. Er kommt doch im nächsten Winter zur Legation zurück, Lady Walden? Sie müssen ihn durchaus gleich zu mir führen. Er und Walstein müssen Freunde sein.“

Der Legationsrath und Graf Corsel traten gleich darauf ins Zimmer. Der Erstere hatte unterwegs die ganze Duellgeschichte recapitulirt, um der Marschallin die geringsten Umstände mitzutheilen. Als er aber seinen Bericht anfing, unterbrach sie ihn mit den Worten: „Lieber Legationsrath, verschonen Sie uns mit der Wiederholung dieses Romans. Nichts ist langweiliger, als wenn eine solche Geschichte sich selbst auf die Fersen tritt.“ — Aber kurz nachher wiederholte sie nochmals die Frage, ob der Oberst bald komme. Das war der Fremde, welcher die Nachricht von Pyrmont gebracht hatte, und jeden Augenblick zugleich mit Cantal erwartet wurde. Die Marschallin erklärte dabei, daß sie an nichts anders denken möge, ehe sie wüßte, ob er Walstein selbst gesehen habe, und jedesmal, wenn die Thür sich öffnete, machte sie Miene, sich zu erheben, um ihm entgegen zu gehen.

Unbemerkt schlich Ditmar sich in die leeren Gemächer, denn die ganze Gesellschaft hatte sich in dem Gartensaal und den an-

stoßenden Cabinetten gesammelt. Die Thür des Schlafzimmers der Gräfin stand offen. Obgleich es draußen noch ziemlich hell war, herrschte doch dort ein Halbdunkel, da die Gardinen herabgelassen waren. Mit einem Gefühl von Gemüthlichkeit, welches er noch nie in diesem Kreise empfunden hatte, warf er sich auf das kleine Sopha und überließ sich seinen Träumereien. Der weiße Shawl, der neben ihm lag, war derselbe, welchen die Gräfin getragen hatte, als er sie die erste Nacht im Garten überraschte; der halbe Handschuh, welcher auf dem Nachttisch lag, war wie als Zeichen für ihn dahin gelegt; eines Abends, als er denselben von ihrer Hand ziehen wollte, zerriß er und Ditmar hatte die andere Hälfte mitgenommen. In einem Wasserglase stand ein kleiner blühender Jasminzweig. Auf dem Tische lagen einige Bücher; Ditmar durchsuchte sie und endlich fand er ein kleines Blatt Papier, das in Shakspeare's Romeo und Julia lag. Es war eine Bleistiftzeichnung: Die Hälfte einer Bank guckte unter einem großen Busch hervor, der dieselbe fast bedeckte, oben darüber stand der Neumond, zwischen Wolken; auf der Erde vor der Bank lag ein Taschentuch hingeworfen. Also hatte die Gräfin erwartet, daß er diese Zeichen suchen und finden würde. Die trauliche Sorgfalt, womit sie sich so mit ihm mitten in den Zerstreuungen beschäftigte, rührte ihn fast zu Thränen. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, die kleine nächtliche Skizze zu rauben; sorgfältig verbarg er sie in dem heimlichen Raum seiner Brieftasche. Die Zeichnung lag bei Julia's schöner Replik im zweiten Akt, wo sie zu Romeo sagt:

Du weiſ't die Nacht verschleiert mein Gesicht, *)
Sonst färbte Mädchenröthe meine Wangen
Und das, was Du vorhin mich sagen hörtest.

---

*) Schlegels Uebersetzung.

Gern hielt' ich streng auf Sitte, möchte gern
Verleugnen, was ich sprach; doch weg mit Förmlichkeit!
Sag', liebst Du mich? Ich weiß, Du wirst's bejah'n,
Und will dem Worte trau'n; doch wenn Du schwörst,
So kannst Du treulos werden; wie sie sagen,
Lacht Jupiter des Meineids der Verliebten.
O, holder Romeo! wenn Du mich liebst,
Sag's ohne Falsch! Doch dächtest Du, ich sei
Zu schnell besiegt, so will ich finster blicken,
Will widerspenstig sein, und Nein Dir sagen,
So Du dann werben willst, sonst nicht um Alles.
Gewiß, mein Montague, ich bin zu herzlich;
Du könntest denken, ich sei leichten Sinns.
Doch glaube, Mann, ich werde treuer sein
Als sie, die fremd zu thun geschickter sind.
Auch ich, bekenn' ich, hätte fremd gethan,
Wär' ich von Dir, eh' ich's gewahrte, nicht
Belauscht in Liebesklagen. Drum vergieb!
Schilt diese Hingebung nicht Flatterliebe,
Die so die stille Nacht verrathen hat.

Mit klopfendem Herzen las Ditmar diese Liebesbotschaft, welche die Gräfin ihm durch den alten Dichter gesandt hatte. Diese glühende Vertheidigung einer Liebe, welche ihn so glücklich machte, begeisterte ihn. An dem Rahmen des Spiegels auf dem Nachttische fand er ein grünes Blatt, er ergriff dasselbe, hielt es gegen das Licht, und es glückte ihm die durch Nadelstiche gebildeten Buchstaben zu dem Wort Mitternacht zu vereinen. Sein Herz klopfte mit verdoppelten Schlägen, als er endlich dieses geheimnißvolle Evangelium heraus studirt hatte. Diese sinnreiche Weise, sich dem Geliebten mitzutheilen, erhielt einen ganz neuen Zauber für ihn. Er blättert lange nach einer Antwort, riß endlich die Hälfte von einem grünen Blatt, und legte es in das Buch bei der Stelle, wo Romeo von Julia Abschied nimmt und sagt:

Schlaf Deinem Aug' und Deiner Brust den Frieden! —
O, wäre Frieden ich und Schlaf, um so zu ruh'n!

In diesem Augenblick hörte er die Stimme der Kammerjungfer vor der Thür, eilig warf er das Buch hin und ergriff die Flucht. Als er die Thür schloß, öffnete sich schon die entgegengesetzte, und ein Strahl von dem Lichte der Eintretenden, welcher ihn noch ereilte, zeigte ihm, wie nahe er daran gewesen sei, entdeckt zu werden.

Mit möglichst gleichgültiger Miene betrat er wieder den Gartensaal, und doch erröthete die Gräfin, und blickte scheu zur Seite, als ihre Augen sich begegneten. Sie setzte sich neben die Marschallin, welche eifrig beschäftigt war, Figuren von Elfenbein zusammenzulegen, sodaß sie verschiedene Figuren oder Muster bildeten. Ditmar stellte sich hinter den Stuhl der Marschallin; indem er sich über sie beugte, nahm er das grüne Blatt zwischen die Lippen, küßte es und verbarg es darauf wieder. Die Gräfin hatte es gesehen und drohte ihm lächelnd mit dem Finger. Bald nachher trat Marquis Cantal zugleich mit dem Fremden aus Pyrmont ein, den er der Gesellschaft vorstellte. Die Gräfin erhob sich und ging ihm entgegen. Die Marschallin blickte nicht auf, sie wollte durchaus die Figuren so legen, daß sie ein Herz bildeten. Der Legationsrath trat zu ihr hin und sagte: „Frau Marschallin, der Herr, welcher eben mit dem Grafen Corsel spricht, ist der hannöversche Oberst Burton, er kommt direkt von Pyrmont.“

„Fort bien, mon ami,“ antwortete sie. „Haben Sie doch die Güte mein Herz zu betrachten, es ist nicht leicht, diese Figur zu legen.“ Ditmar konnte nicht umhin, für sich zu lachen. Der Legationsrath wiederholte seine Nachricht. Die Marschallin sagte: „Sie lachen, Herr von Ditmar, weil mein Herz so viele Ecken

hat, aber können Sie es besser machen? Vielleicht so! Versuchen Sie's einmal!" —

Ditmar ergriff eins der kleinen Spiele und begann mit der Marschallin um die Wette Figuren zu legen. Dieser Wettstreit interessirte sie über alle Maßen. Der Legationsrath sagte: „Ich glaube, daß der Oberst Ihnen vorgestellt zu werden wünscht, gnädige Frau."

„Er wird mir willkommen sein — morgen — wann er selbst will. — Auf diese Weise bekommen Sie nie ein Herz, Herr von Ditmar. Mon dieu! Nun ist auch mein's zerstört, wie legte ich es doch nur?"

Lady Walden trat zu ihnen und sagte: „Meine Beste, sehen Sie den Obersten Burton nicht, nach dem Sie sich eben so sehr sehnten?"

„Ja. Jetzt glaube ich in Wahrheit, daß Herr von Ditmar mich in der Kunst übertrifft, Figuren zu legen. Helfen Sie mir doch, sonst bringe ich nie ein Herz zu Wege. Sehen Sie nicht, daß es die Ehre unseres Geschlechtes gilt? Ich bin fast überwunden."

„Belustigt dieses Spiel Sie wirklich?" fragte Lady Walden.

„Ganz außerordentlich. Ach nun habe ich es. Bravo, das ist ein Herz!"

„Es gleicht ja mehr einem Nähkästchen," bemerkte Lotting, der auch zum Tisch hingetreten war; „deswegen kann es aber auch sehr gut einem Herzen gleichen, das leugne ich nicht. Vertu de plus!"

„Ihr Herz taugt nichts, meine beste Freundin," sagte die Gräfin, die eben zurückkehrte. „Ihr Rival hat ein viel besseres Herz als Sie. Sehen Sie einmal."

Ditmar wagte nicht aufzublicken, seine Hände zitterten, so daß

die Figuren zerstört wurden. Fräulein von Monsigne klopfte ihre Mutter auf die Schulter und sagte: „Mama, Oberst Burton hat mit Walstein gesprochen. Der Oberst ist fast im Schlafrock hierhergekommen, er hat seine ganze Garderobe in Lübeck verloren, eben als er an Bord des Dampfschiffes gehen wollte. Er erzählt es ganz göttlich."

Die Marschallin erhob sich, warf die Figuren zusammen und sagte: „Im Grunde ist es ein recht dummes Spiel! Wo ist der Oberst, mon enfant?"

Zur gewöhnlichen Zeit trennte sich die Gesellschaft, Cantal fuhr mit dem Grafen nach Kopenhagen, Rosen wollte mit Ditmar reiten; sie jagten an allen Andern vorüber, und kaum hatte Ditmar innerhalb des Thors von ihm Abschied genommen, als er umkehrte und auf Umwegen nach dem Strandwege flog. Das Pferd ward hinter dem Busch angebunden, und Ditmar war der erste auf der lieben Bank.

Es war ein warmer Augustabend. Das Himmelsgewölbe fing schon an dunkler zu werden und die Sterne funkelten stärker. In mehreren Zimmern war noch Licht; nach und nach aber verloschen sie, und jetzt brannte nur noch eins im Fenster Susanna's. Einen Augenblick nachher öffnete sich leise die Thür, und sie trat in derselben Tracht heraus, die sie den ganzen Abend getragen, nur mit dem Shawl um den Hals. Ditmar stand einen Augenblick und betrachtete sie, als wagte er nicht, alle diese Pracht zu berühren, dann aber umarmte er sie mit den Worten: „Wie schön Du bist, Susanna! Jedesmal, wenn ich Dich erblicke, glaube ich eine neue Schönheit an Dir zu entdecken. Aber diese Pracht bin ich nicht gewohnt. In dem weißen Morgenkleide sehe ich Dich am liebsten. Darf ich Dich auch in dieser fremden Tracht an meine Brust drücken?"

„Bin ich nicht immer Susanna für Dich?“ fragte sie und schlang ihre Arme um seinen Hals.

„Susanna, laß Deine Thür mir offen stehen! Du weißt nicht, welche selige Augenblicke ich heute in Deinem Schlafzimmer zugebracht habe; laß sie mich mit Dir erneuern, meine Geliebte, laß mich mit Dir theilen, was allein zuviel für mich ist. Die Abendluft ist für Dich zu kalt auf der Bank.“

Die Gräfin drückte die Thür zu und sagte: „Du Unersättlicher, bald würde auch dies Dir nicht genügen, denn so seid ihr Männer. Wie Carlos? hat auch unsere Bank schon allen Reiz in Deinen Augen verloren? Du Undankbarer! Komm, hier kann man uns sehen, auf der Bank sind wir sicherer. Du Verräther mit Deiner falschen Sorgfalt für meine Gesundheit! Die Abendluft ist ja so mild und warm.“ Ditmar nahm sie in seine Arme und trug sie mehr dahin, als er sie führte. —

„Susanna, wie Du mich mit Deiner Vergleichung zwischen dem Herzen der Marschallin und dem meinigen erschreckt hast. Ich bebte vor Entzücken. O Susanna, wenn Du das öfter thust, steh' ich für die Folgen nicht ein. Ich könnte mich Dir im Angesicht der Welt zu Füßen werfen.“

„Ich wollte Dich strafen, weil Du mein grünes Blatt nicht besser verbargst, aber ich bereute es fast.“

„Laß Dich es nicht verdrießen, Du machtest mich ja so glücklich. Ich fürchte, daß ich bald wieder sündige, um von Dir gestraft zu werden, Susanna!“

Die Gräfin sprach von der Gesellschaft am heutigen Abend und sagte: „Jetzt bin ich in meinen Bemerkungen viel scharfsinniger als vorher, das habe ich von Dir gelernt, mein Carlos.“

„Von mir? von mir, der ich nicht sehe und nicht höre, was um mich vorgeht, wenn Du zugegen bist? Von mir, der keine einzige Bemerkung machen kann?“

„Ja, gleichwohl von Dir. Wir Frauenzimmer bekommen nur eine halbe Bildung, und es giebt eine unendliche Menge Dinge von denen wir nie eine Idee bekommen, ehe ein Mann unsern Gedanken eine andere Richtung giebt. Dann erst beobachten wir auf eine bisher ungekannte Weise. Wir sind nicht geschaffen, allein in der Welt zu stehen.“

„Und die Marschallin mit ihrem eckigen Herzen, welches Lotting mit einem Nähtischchen verglich,“ sagte Ditmar, wie willst Du ein Phänomen wie sie erklären?“

„Sie ist kein Phänomen, nur eine Modedame, und eben so unbeständig wie irgend eine Sommermode. Im Grunde ist sie eine gute Frau und hat eine liebenswürdige Tochter erzogen. Gefühl fehlt ihr keineswegs.“

„Aber Liebe hat sie nie gefühlt.“

„Das möchte ich doch glauben, sagte die Gräfin, „denn sie ist in ihrem Urtheile sehr nachsichtig, und spricht edel, — das heißt so lange man mit ihr allein ist. Sie weiß wohl, daß dies in Gesellschaft nicht ist, comme il faut. Es ist ein alter Satz, daß Liebe den weiblichen Charakter sanfter und liebenswürdiger macht, und daß schon die Erinnerung an dieselbe im Stande sei, uns die wahre liebenswürdige Nachsicht mit unserm eigenen Geschlecht einzuflößen. Der französische Dichter Fontenelle sagt irgendwo, daß man, wenn man bei ältern Frauenzimmern diese Schonung antrifft, dreist behaupten könne: l'amour a passé par-là, und ich glaube, daß er Recht hat. Die Liebe ist der versöhnlichste Moralist.“

„Liebe Susanna, Du sprichst so schön und so klug. Belehre mich — Du ahnst nicht, wie unwissend ich bin.“

„Ja in der Diplomatik,“ sagte die Gräfin lächelnd und warf ihm eine unüberlegte Antwort vor, welche er in der Zerstreuung ihrem Bruder gegeben hatte. „Zum Glück hält er Dich für ein diplomatisches Genie, und mit einem solchen hat man, wenigstens in der ersten Zeit, Nachsicht, nachdem man gelernt hat, es anzuerkennen.“

Ditmar sprach von dem Traktat und wollte durchaus den Grund ihrer Eintheilung hinsichtlich der österreichischen Reclamanten wissen. „Es war diese Eintheilung, welche trotz aller Gründe und Beschwörungen siegte.“ Aber die Gräfin wollte ihm denselben nicht sagen, sondern gab Alles für einen zufälligen Glückstreffer aus. Ditmar, bewies ihr, daß die Namen mit Sorgfalt gewählt sein müßten. Endlich sagte sie! „Wohlan denn, mein diplomatischer Zögling, so wisse denn, daß der Traktat auf eine menschliche Schwäche basirt ist. Ein Mäkler in Berlin hat verschiedene Forderungen für sehr guten Preis erstanden, eben diejenigen, welche für die erste Abtheilung aufgehoben sind. Meine Kammerjungfer ist eine Tochter jenes Mäklers und hat meinen Bruder schon lange mit der Bitte bestürmt, daß er ihrem Vater zur Anerkennung seiner Reclamanten verhelfen möge, aber er konnte nichts für sie thun, ohne den Andern zu nahe zu treten. Jetzt kam die Eintheilung wie von selbst. Emmili's Wünsche konnten erhört und die Sache zur Zufriedenheit aller Theile abgemacht werden, ohne daß irgend Jemand beeinträchtigt wurde, denn ohne dieses kleine Opfer, wäre der Traktat vielleicht nie weiter gebracht. Aber nicht wahr, mein Freund, nun siehst Du auch ein, wie sehr dies Leben geeignet ist uns Alle zu degradiren. Ich schäme mich, Dir diese abgezwungene Erklärung zu geben. Laß uns

lieber von andern Dingen sprechen, und uns nicht selbst die Zeit mit dergleichen Gebrechlichkeiten stehlen."

Ditmar ergriff ihre Hand und küßte sie; er küßte ihre Wange, welche die Röthe der Schaam färbte, als sie gezwungen von Intriguen sprach, welche sie lieber nicht gewußt hätte. Der Shawl war zur Seite geglitten; sein Auge fiel auf ein Halsband mit Diamanten. Er spielte damit und sagte: „Wenn ich Dich mit allem diesem Schmuck sehe, Susanna, und Dich in meinen Armen halte, so kann ich es nicht fassen, daß ich wirklich so weit hinter allen denen stehe, die um Deine Gunst werben. Laß mich Dich lieber in Deinem einfachen weißen Morgenkleide sehen, welches mich nicht jeden Augenblick an meine Nebenbuhler erinnert; erst in diesem bist Du wieder meine Susanna."

„Ist das nicht Affectation, Carlos, oder wenigstens eine Grille, daß Du Dich über mein einfaches seidenes Kleid beklagst? Sieh einmal wie zerknittert es ist, und sage mir dann, ob Du vor Seide mehr Respekt hast als vor Musselin. Du weißt nur allzu gut, daß ich in jedem Kleide dieselbe Susanna bin. Und von welchen Nebenbuhlern sprichst Du? Hab ich Dir Nebenbuhler gegeben?"

„Ich bete Dich an, Susanna", entgegnete Ditmar, „aber meine Liebe macht mich nicht blind. Ich habe mächtige Mitbewerber um Dein Herz, und wenn sie Dir eine Stellung in der Welt bieten können, welche zu der Deinigen paßt, muß ich mich unter dem Haufen verbergen. Ach, Susanna, darf ich fortfahren Dich zu lieben? Ist es nicht meine Pflicht Dich zu fliehen? Ich darf ja an mein Dasein keine Hoffnung knüpfen."

Die Gräfin legte ihre Hand auf seine brennend heiße Stirn. „Carlos, mein Carlos, bist Du nicht mein Geliebter? Welche Macht ist wohl im Stande uns zu trennen? Ja, es ist wahr,

Du hast Nebenbuhler gehabt, sie sind Dir in äußern Verhältnissen überlegen, aber Du hast lange mit dem Adel Deiner Seele gegen die Mißverhältnisse Deines Schicksals gekämpft, und sie Alle überwunden, Alle — ist dieser Sieg Dir nicht genug, Carlos? Weißt Du denn nicht, wie unendlich innig ich Dich liebe? Soll ich Dir es noch einmal wiederholen?"

„Susanna, Du beschämst mich, Du mißverstehst mich."

„Nein, Carlos, ich mißverstehe Dich keineswegs; ich lese nur zu deutlich in Deinem Herzen und sehe wie edel der Kampf ist, zu welchem Du Dich rüstest. Verstehe nun auch mich, Carlos, zwischen uns muß nichts dunkel bleiben."

Die Gräfin umschlang ihn mit ihrem Arm, und lehnte den Kopf an seine Brust. Zum ersten Mal sprach sie von ihrem Stand, von ihrem Vermögen; sie bot ihm ihre Hand an, sie war reich genug für beide. Welche Freude konnte sie von ihrem Vermögen und ihrer Unabhängigkeit erwarten, wenn sie dieselben nicht in seine Hände niederlegte? Sie wollten nach dem lieben Spanien ziehen, sie besaß ein Gut nicht weit von Sevilla in einer der schönsten Berggegenden; dort wollten sie der Liebe einen Altar und einen Heerd bereiten. — Ditmar hörte ihr mit stummem Entzücken zu. Als sie schwieg, erhob er leise ihr Haupt und blickte ihr liebevoll ins Auge; ihr Antlitz glühte vor Schaam, die Thränen flossen über die Wangen hinab. Er küßte die rollenden Perlen hinweg, er schloß sie in seine Arme, und gab ihr die zärtlichsten Namen. „Nicht wahr, mein Carlos," fuhr die Gräfin mit zitternder Stimme fort, „wir gehen nach Spanien? Du schlägst ja Deiner Freundin die Bitte nicht ab, Dein Schicksal mit ihr zu theilen? — Du antwortest mir nicht, Carlos?"

Ditmar schwieg. Es war der Triumph seines Stolzes. Leise und schonend bereitete er seine ablehnende Antwort vor.

Er könne ihren Edelmuth nicht mißbrauchen, es sei ihm ein unerträglicher Gedanke, von dem Vermögen seiner Frau zu leben, ein Mann müsse selbstständig und im Stande sein, sein Brod zu verdienen. Er wolle den langsamen diplomatischen Weg verlassen, er wolle in den Krieg ziehen, und wenn er am Leben bliebe, sich aufschwingen und ihrer würdig werden. Die Gräfin weinte still. „Und mich willst Du verlassen, das könntest Du, Carlos?"

„Ach nein, Susanna, nein, ich kann es nicht!" rief Ditmar und schlang seinen Arm um sie, als wolle er sie gegen seine eigenen Angriffe vertheidigen. Die Gräfin ergriff mit beiden Händen die seinige, er konnte die warmen Thränen zählen, welche auf dieselben herabträufelten. In demselben Augenblicke ertönte laut eine Glocke an dem Hause, sie ward so heftig gezogen, daß die Schläge in einem durchdringenden gellenden Ton zusammenschmolzen. Ditmar fuhr auf. Die Glocke tönte noch immer fort.

„Es ist bei der Marschallin! Was giebt es?" rief die Gräfin aus. „Jesus, welches Wetter! Sieh, Carlos, der Himmel ist kohlschwarz und hängt fast dicht über unsern Häuptern. Mein Gott, es donnert ja, und jetzt fängt es an zu stürmen. Es ist ja ein fürchterliches Wetter."

Von den Liebenden unbemerkt hatte ein Gewitter sich über ihren Häuptern zusammengezogen; es hatte schon lange entfernt gedonnert, jetzt aber rollte es immer näher und es fing an zu blitzen. Im Hause lief man fortwährend mit Lichtern hin und her; die Marschallin und ihre Tochter, welche sich beide vor Gewittern fürchteten, schellten unaufhörlich. Der Regen begann jetzt in einzelnen schweren Tropfen herabzufallen. Ditmar warf den Shawl über den Kopf der Gräfin und führte sie nach dem Hause. Sie blieb stehen und sagte: „Es ist ein fürchterliches Wetter.

Was soll aus Dir werden, mein Carlos? Höre, wie der Sturm durch die Bäume heult! Soll der dreizehnte August uns denn immer eine Gefahr bringen? Du hast vielleicht nicht daran gedacht, Carlos, aber es ist heute ein Jahr, daß ich Dich zum ersten Mal sah. Wir Frauen vergessen nicht so leicht unsere glücklichen Tage, wie ihr Herren. Gerade heute vor einem Jahre wolltest Du mich retten oder mit mir sterben. Ich glaubte damals, daß es mit uns aus sei. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie sehr diese unerwartete Ergebenheit eines Fremden mich tröstete, als ich mich so ganz verlassen fühlte. Es war Dein Herz, welches zu dem meinigen sprach."

Sie hatte die Thür erreicht, welche halb offen stand. „Holde Susanna, ich habe den Geburtstag unserer Liebe gefeiert, ohne es zu ahnen. Wie danke ich Dir, daß Du mich nicht von Dir gehen ließest, ohne mich zu erinnern, welchen Tag wir heute schreiben. Seit ich Dich kennen gelernt habe, hat alle Zeitrechnung für mich aufgehört."

Der Donner rollte gerade über ihren Köpfen. Die Gräfin öffnete leise die Thür, stand aber wieder still und sagte: „Wo soll ich Dich in diesem fürchterlichen Wetter verbergen, Carlos? Ach Gott! — Komm, mein Freund, der Himmel wird mir diese Schwäche verzeihen. Als Du mich batest, widerstand ich Dir, jetzt aber sind es die Elemente selbst, welche mich auffordern."

Ditmar umarmte die Gräfin heftig und sagte: „Theure Susanna. Du willst mir eine Zuflucht bei Dir geben? In dem kleinen niedlichen Zimmer, wo Alles von Dir durchdrungen ist. Susanna! Komm, laß mich keinen der kostbaren Augenblicke verlieren, die ich bei Dir zubringen kann."

Ueberwältigt lehnte sich die Gräfin an seine Schulter, wie in jener Nacht vor einem Jahr, als sie zum ersten Mal in seinen

Armen ruhte. Die Stimme versagte ihr fast, als sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck lispelte: „Ach Gott ich muß ja!“ —

In diesem Augenblick durchschnitt ein starker Blitz das schwarze Dunkel, welches sie umgab. Der bläuliche Strahl erleuchtete den Garten mit seinen Gängen, die weiße Bank und den dunklen Corridor hinter ihnen. Aber er beleuchtete auch das bleiche, fast verzerrte Gesicht der Gräfin, welches den gewaltsamen Kampf in ihrem Innern verrieth. Ditmar kniete auf die Stufen nieder und während der Donner langsam und grollend die schwefelschwangere Luft durchrollte, sagte er: „Nein, Susanna! Noch habe ich Kraft mich zu beherrschen, noch — laß mich fliehen, sei unbekümmert um mich, meine Geliebte, ich werde schon ein Obdach finden. — Schlaf wohl, Susanna! und alle guten Engel des Himmels beschirmen Dich. Schlaf wohl!“

Er drückte einen Kuß auf ihre Stirn; die Gräfin lehnte sich gegen die Mauer und reichte ihm die Hand! — Ditmar führte sie an seine Lippen und drückte die Thür leise zu. Einen Augenblick nachher verschwand das Licht innerhalb des Fensters der Gräfin. —

Mit der Ruhe, welche ein gutes Gewissen begleitet, verließ er den Garten. Es regnete stark, und der Donner rollte unaufhörlich. Das Pferd hatte sich losgerissen, war aber am Orte stehen geblieben, als fehlte ihm der Muth während des Tobens der Elemente seine erkämpfte Freiheit zu benutzen. Die See schäumte in langen weißen Streifen, jedesmal wenn die Blitze sich darüber hinschlängelten, und der Wind pfiff durch die Bäume, aber Ditmar ritt gleichwohl langsam nach der Stadt und feierte das Geburtsfest seiner Liebe, ohne daß die drückende schwefliche Luft im Stande gewesen wäre, seine Brust zu beengen.

Früh am nächsten Morgen eilte er zur Marschallin hinaus,

um sich persönlich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen. Frau von Monsigne war unerschöpflich in der Beschreibung der Schrecken der verflossenen Nacht. Sie hatte nie in ihrem ganzen Leben eine solche Angst ausgestanden, und ihr Blut war noch in heftigster Wallung, ungeachtet sie mehr als zwanzig kühlende Pulver genommen hatte. Als der Donner sie erweckt hatte, war sie aufgesprungen, um mit der an den Fensterpfosten angebrachten Glocke zu schellen. Da hatten Himmel und Erde in Einem Feuer gestanden, der Sturm hatte geheult wie eine ungeheure Aeolsharfe, in den furchtbarsten Tönen, und sie hatte deutlich Gestalten mit flatternden Gewändern sich im Garten bewegen sehen. Einmal hatten sie lange weiße Fittige nach beiden Seiten ausgebreitet, als wollten sie davon fliegen und in demselben Augenblick hatte es geblitzt und gedonnert, wie am jüngsten Tage. Die Gräfin lachte laut über diese Beschreibung, welche sie jedoch so stark erröthen ließ, daß ihr weißes Morgenkleid, überall, wo es ihren Hals berührte, von einem durchscheinenden, rosenfarbigen Schimmer gleichsam gefärbt wurde. Die Marschallin war von Ditmar's Aufmerksamkeit entzückt, es fiel ihr nicht im Entferntesten ein, daß dieselbe einem andern Gegenstande gelte, als ihrer Person. Ditmar trank auf der Terasse neben der Gartenthür mit den Damen Thee. Der Regen hatte die ganze Natur erquickt, die Bäume waren ohne Staub und das Grün ungewöhnlich frisch, die Sonne schien klar, es war nicht eine Wolke am Himmel, und auf dem Sunde, welcher ruhig und dunkelblau vor ihnen ausgebreitet lag, glitten unzählige Schiffe mit ihren schimmernden Segeln auf und ab. Fräulein von Monsigne stellte das große Fernrohr zurecht, und studirte durch dasselbe die Geographie von Schonen. Ditmar mußte ihr alle Städte an der Küste nennen und ihr von Hveen und von Tycho Brahe erzählen.

Nachher ging sie mit ihm in den Stall hinab um sein Pferd zu besehen.

Die Gräfin wußte die Marschallin in einem häuslichen Geschäft zu entfernen, an dessen persönlicher Besorgung sie Freude fand. Als sie fort war, und Ditmar mit Susanna allein saß draußen vor dem hübschen Hause, an dem herrlichen Morgen, beim Theetisch mit der dampfenden Maschine, kam ihm diese kleine Scene eben so gemüthlich als traulich vor. Er äußerte dies der Gräfin. „Nicht wahr Carlos," sagte sie, „so könnten wir des Morgens vor unserm Hause sitzen, und in weiter Entfernung Sevilla sehen, und die Schiffe auf dem Guadalquivir, der dicht vor unsern Fenstern vorüberfließt." Sie legte das Strickzeug in den Schoos, und reichte ihm unter dem Tisch die Hand. „Du wurdest heut Nacht naß, Carlos. Ich war auch naß von meinen Thränen; ich habe fast die ganze Nacht geweint; nicht aus Betrübniß, sondern aus Angst um Dich, mein Freund, — und ich glaube aus Freude darüber, daß Du mich verließest."

Bei den letzten Worten ließ sie den Kopf sinken. Ditmar drückte ihre Hand. „Glaubst Du wohl, mein Freund, daß die Liebe nur eine Naturkraft ist?" sagte sie. „Ich habe einmal gelesen, all' unsere Tugend bestehe nur darin, daß unser Gefühl während der Stürme der Leidenschaft rein bewahrt wird; daß es Unrecht sei, Tugend von uns zu fordern, wenn das Gefühl nicht länger im Stande ist, seine Reinheit zu bewahren. Nicht wahr das heißt, unsern Willen allzu schwach und abhängig darstellen? Aber derjenige, welcher dies schrieb, war ein Mann, und ihr Männer wißt nicht recht, was Liebe ist. Du weißt es vielleicht auch nicht," fügte sie hinzu, „aber ich weiß es, ich bewahre sie Dir in meiner Brust, und dort kannst Du sie stets finden."

„Du bist strenge gegen uns, Susanna — — —"

„Und ungerecht, mein Freund! Ja Du weißt es, was Liebe ist, sonst hättest Du mich diese Nacht nicht verlassen.“

Ditmar drückte ihre Hand an sein Herz. Die Gräfin ergriff ihr Strickzeug, und ließ ihre Augen schnell über alle Fenster hinlaufen, als ob sie fürchtete, belauscht zu werden.

Die Marschallin kam zurück, und schlug einen Spaziergang vor. Die drei Damen und Ditmar gingen längs dem Strande. Fräulein von Monsigne suchte flache Steine und ketscherte wie man sagt, wenn man einen Stein über die Oberfläche des Wassers hinstreichen läßt, daß er mehrmals Bogensprünge macht, ehe er sinkt. Die Gräfin versuchte es ihr gleich zu thun; die beiden Damen wetteten, wer seinen Stein am öftersten hüpfen lassen könne. Die Marschallin blieb auf einer Bank sitzen, sie fürchtete naß zu werden, und ihre Tochter hüpfte auf ihren zierlichen Pariser Stiefelchen von Stein zu Stein, wie eine Elfe, sammelte kleine Steine in ihre Schürze und ließ sie auf dem Wasser springen, indem sie ihnen Namen gab. „Das ist Liskow, das ist Rosen, der ging vortrefflich, — Flavine taugt nicht, — Cantal, seht einmal, welche niedliche lange Sprünge — Poppi, plump, grade auf den Grund! — Monsieur Ditmar, — ebenfalls auf den Grund; das hätte ich doch nicht erwartet.“ Die Gräfin lachte laut über diese Possen. Draußen am Strand war ein Badehaus erbaut mit einer kleinen Brücke, die aus einem einzigen Brette bestand. Nahe dabei stand ein alter, über das Wasser hinaus hängender Weidenbaum. Das Fräulein balancirte auf dem Brett. Die Gräfin kletterte auf den Baumstamm hinaus, und hielt sich an den Zweigen fest, indem glitt sie mit einem Fuß aus, und verlor ihr Taschentuch, welches ins Wasser fiel; Ditmar sprang hinzu und ergriff sie. Die Gräfin stützte sich auf seine Schulter, und flüsterte: „Ich fiel nicht; ich that es mit Vorsatz, um Dir etwas

zuflüstern zu können.“ Indem er sie zurückführte, drückte sie seine Hand mit der ihrigen, von der sie kurz vorher den Handschuh gezogen hatte, um sie in die klaren kühlen Wellen zu tauchen. Fräulein von Monsigne fischte indessen das Taschentuch mit einer Stange auf, und trug es wie eine Fahne.

Die Marschallin rief nach ihrer Tochter; Susanna benutzte schnell diesen Augenblick, um Ditmar die größte Vorsicht zu empfehlen; Emmili war ihr heut Nacht in dem Corridor begegnet, und es war nicht unwahrscheinlich, daß dieselbe sie vor der Thür hatte reden hören; wengistens kam es ihr vor, als ob diese mit ganz ungewöhnlichen Blicken sie heute betrachtete. Susanna bat ihn daher, fürs Erste nicht in den Garten zu kommen; der Gedanke sei ihr zu unerträglich, daß Emmili ihre Vertraute werden solle. Ditmar versprach es, verschwieg indessen nicht, wie schwer ihm dies Opfer sei.

„Und mir, mein Freund? — Du weißt nicht, wie sehr ich mich sehne, und wie oft ich Nachts in meinem Fenster sitzen und nach unserer lieben Bank hinüberblicken werde. Dann will ich mir einbilden, daß Du hinter den Gebüschen sitzest und auf mich wartest. — Nein, das will ich nicht, denn dann könnte ich es nicht lassen, dahin zu eilen. Ich liebe die Bank gar zu sehr.“

Ditmar begleitete die Damen zurück, und erst gegen Mittag kam er nach der Stadt, wo verschiedene Geschäfte seiner warteten. Er führte sie alle schlecht aus, denn seine Gedanken waren ungetheilt auf dem Landsitz der Gräfin.

Einen ganzen Monat hatte Ditmar sich dem Garten nicht genähert, obgleich er sehr oft rund um das Haus geritten war, und es in weiter Entfernung betrachtet und die Lichter innerhalb des Fensters sich hatte bewegen sehen. In dieser Zeit hatte er

regelmäßig zugleich mit dem Grafen Tesch die Gesellschaften Corsel's und der Marschallin besucht, und Susanna hatte jedesmal verstanden, ihm durch irgend ein Zeichen zu erkennen zu geben, daß ihre Gedanken allein mit ihm beschäftigt wären. Aber die Thür zu ihrem Schlafzimmer stand nie mehr offen. —

Eines Abends blätterte Graf Tesch in einem Bande von Byron's Gedichten, und machte eine Bemerkung darüber. „Ich habe sie noch nicht gelesen," sagte Susanna; „ich lese seit einiger Zeit weniger Englisch wie Dänisch." Diese Erklärung erweckte allgemeines Aufsehen, als wäre es dem fremden Diplomaten noch nie eingefallen, daß Dänemark eine Literatur besitze. Die Gräfin lobte den weichen Wohlklang der dänischen Sprache, und meinte, daß sie sich von den meisten anderen Sprachen dadurch unterscheide, daß die Poesie eben so leicht zu verstehen sei, als die Prosa. Zum Beweis ergriff sie Oehlenschlägers Axel und Walborg, womit sie sich durch unermüdliche Anstrengungen vertraut gemacht hatte, und schlug die Schlußscene auf, wo Walborg bei Axel's Leiche ihren schönen Monolog spricht.

Susanna las die ganze Replik laut vor, und Ditmar gab der Gesellschaft Recht darin, daß die Sprache einen eigenen rührenden Wohlklang habe; vielleicht war es das erste Mal, daß er auf ihre Schönheit recht aufmerksam geworden war. Die Gräfin übersetzte flüchtig den Inhalt, und meinte, daß es den nordischen Sprachen vorbehalten sei, das Geistige in der Liebe zu besingen, ihre Selbstverleugnung, das Ewige in diesem Gefühl, das bestimmt sei, das Irdische zu überleben. Cantal bemerkte dagegen, daß die Liebe sich nach dem Clima richte, und beide etwas ins Kühle spielten. Man sprach dafür und dawider und die Gräfin sagte: „Es ist nicht Kälte; die Flamme ist lauter und klar, sie ist sich bewußt, daß Seelen einander so in einem besseren

Leben lieben;" und indem sie das Buch auf das kleine hängende Bücherbrett hinter Ditmar hinlegte, flüsterte sie ihm zu: „So werden unsere Seelen sich einmal lieben."

Der Legationsrath sagte: „Es ist ein großer Vortheil für uns vom Corps diplomatique Sprachen zu verstehen, selbst die am meisten barbarischen. Ich kann leider nicht Dänisch. Einst hörte ich zwei Herren über meine Regierung zusammen sprechen und bemerkte recht gut, daß sie dieselbe arg mitnahmen, aber ich verstand sie nicht. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich das verdroß."

„Wirklich?" sagte der Graf Tesch lächelnd. „Ich höre in Wahrheit zum ersten Mal, den Herrn Legationsrath sich so bestimmt über seine Gemüthsstimmung aussprechen. „So waren Sie wirklich verdrießlich, weil Sie sich schelten lassen mußten, ohne verstehen zu können wie grob es war?"

„Nun ja, verdrießlich will ich gerade nicht sagen," antwortete der Legationsrath, „das war vielleicht ein schlecht gewählter Ausdruck. Aber es ärgerte mich doch."

„Sie sind ein glücklicher Mann und ein wahrer Diplomat," entgegnete der Graf, „ich könnte Sie beneiden. Man denke, was ihn ärgert, macht ihn nicht einmal verdrießlich!"

Die Uebrigen lachten auf Rechnung des vorsichtigen Legationsrathes. Ditmar benutzte diesen Augenblick, um im Vorbeigehen der Gräfin die Hand zu drücken. Den übrigen Theil des Abend hielt er sich in dem entgegengesetzten Theil des Saals auf. Als sie Abschied nahm, sagte sie laut: „**buona sera**" zum Prinzen Poppi, und „god Nat" zu Ditmar. Es entging aber dem eifersüchtigen Italiener nicht, daß in dem dänischen Gruß eine größere Innigkeit läge als in dem italienischen. Auch Graf

Tesch schien darüber seine Betrachtungen gemacht zu haben, denn als sie in den Wagen stiegen, sagte er zu Ditmar: „Es kommt mir vor, als ob sich die Gräfin mit vielem Eifer auf die dänische Sprache lege.“ —

Eines Morgens wurde er zu einer ungewöhnlichen Zeit zum Grafen gerufen. Der alte Mann empfing ihn mit ungewöhnlicher Feierlichkeit, geschmückt mit allen seinen Orden, und deren Zahl war nicht unbedeutend. Man hätte ihn andächtig nennen können, wenn nicht so viel Hochmuth dabei gewesen wäre. Mit einer Mischung von Herzlichkeit und diplomatischer Würde sprach er: „Se. kaiserlichen und königlichen Majestät, mein hoher Herr, haben in Berücksichtigung meiner deshalb gemachten Vorstellung und in Betracht der besondern Gnade, womit Allerhöchst Dieselben Ihnen gewogen sind, auch mit Rücksicht auf die Verdienste, welche Sie sich um den Staat erworben haben, durch Ihren wesentlichen Antheil an der Abschließung der in Kopenhagen verhandelten und in Wien und Paris ratificirten Convention, betreffend zahlreiche Reclamationen der treuen Unterthanen Sr. kaiserlich-königlichen Majestät, theils wider die regierende königliche französische Familie, theils wider französische Unthanen, — die Gnade gehabt, sie mit dem Ritterkreuz des Leopoldordens zu beehren.“ Er fügte noch einige Worte hinzu, welche zeigten, wie sehr es ihn freute, seinem Liebling dieses Ehrenzeichen zu überreichen. Darauf ging er zu jovialen Bemerkungen über den wahren und eingebildeten Werth der Orden über. Aus seinen letzten Worten nahm er zu dem Vorschlage Veranlassung, zum Grafen Corsel hinauszufahren, dem er ein eigenhändiges Schreiben von dem Kaiser zu überbringen hatte. Ditmar war geneigt, das Ganze für einen Traum zu halten, so wenig hatte er daran gedacht einen Orden bekommen zu können.

Als er aber mit dem Kreuze im Knopfloch neben dem Grafen im Wagen saß; als das Portefeuille von rothem Maroquin mit dem kaiserlichen Handschreiben auf dem Vordersitz lag, und die beiden Bedienten in Staatslivrée'n hinten auf der Kutsche standen, da zweifelte er nicht länger an der Wahrheit.

Graf Corsel war schon von der Absicht ihres Kommens unterrichtet. Er selbst und seine Dienerschaft waren in größter Galla. Der Minister stieg mit Ditmar aus, welcher das Portefeuille trug. Erst jetzt bekam er eine recht anschauliche Idee vom diplomatischen Hochmuth. Napoleon hat sich bei der berühmten Audienz nicht stolzer gefühlt, wo acht Könige vor ihm in Paris das Knie beugten, als Corsel bei dieser Gelegenheit. Nach einer salbungsvollen Rede von Seiten des Ministers wurde das Schreiben des Kaisers überreicht. Der Graf las es, und legte es in ein zur Aufbewahrung desselben bereitstehendes kostbares Käßtchen; dann breitete er sich in einer Danksagungsrede aus, welche, wie Ditmar glaubte, nimmer ein Ende nehmen würde. Die Feierlichkeit endete damit, daß die Gesundheit der beiden Monarchen und ihrer anwesenden Repräsentanten unter gegenseitigen Glückwünschen aus kostbaren Pokalen getrunken wurde.

Die Gräfin hatte in einem Seitenzimmer, dessen Thür offen stand, der Ceremonie beigewohnt. Ditmar konnte ihr Gewand im Spiegel sehen. Sobald die beiden Diplomaten in ein Gespräch mit einander gerathen waren, stahl Ditmar sich durch die Thür; Susanna hatte indeß ein Buch ergriffen, in dem sie las. Sie trug das blausammtne Kleid, um den Hals eine goldene Kette mit Diamanten und das Kreuz, welches sie auf Graf Ignazis Ball geschmückt hatte. — Erinnerungen aus den verschiedenen Perioden ihrer Bekanntschaft mit Ditmar. Im Gürtel

steckte ein kleines Bouquet; es war ein Vergißmeinnicht und ein grünes Jasminblatt, denn die Blumen waren seit langer Zeit verblüht. Der ganze Anzug war seinetwegen gewählt. Sobald sie ihn sah, reichte sie ihm die Hand. Ditmar kniete schnell nieder, und legte sein Ordenskreuz in ihre Hand. Die Gräfin betrachtete es lächelnd.

„Susanna," sagte er, „es ist gekommen, wie Du einmal weissagtest. Diejenige, welche es verdient, hat es nicht bekommen und Derjenige, der es nicht verdient, hat es bekommen. Was bedeutet denn wohl diese Größe, welche aus den Gaben des blinden Zufalls entspringt? Wie viel lieber ist mir eine Blume, die Du mir schenkst!"

„Komm, laß mich Dich durch dieses Zeichen zu meinem Ritter erwählen, Carlos. In meine Hand sollst Du den Eid der Treue ablegen. Schwöre mir, daß Du mir treu und gehorsam sein willst, wie ein ehrliebender Ritter, — ich glaube Dir ohne Eid!" — Sie band ihm wiederum den Orden ins Knopfloch, sie sah in diesem Augenblick wie eine Königin aus. „Meinetwegen und Deinetwegen bedarfst Du nicht dieses eitlen Aushängeschildes, und doch freut es mich, dieses kleine Kreuz auf Deiner Brust zu sehen. Dein Herz, Carlos, kannst Du nicht zur Schau tragen, Du hast mir es gegeben und es ist in meiner Brust; die Welt aber, die das Herz nach den Zeichen beurtheilt, soll sehen, wie viel Deine Gabe werth ist, und wenn sie ahnt, daß es mir gehört, wird sie mir es mißgönnen."

Ditmar drückte schweigend die weiße Hand an seine Lippen. Der Minister trat ein, um Abschied zu nehmen; während der gegenseitigen Komplimente nahm die Gräfin wie in Gedanken, das Jasminblatt, riß es durch und flüsterte: „Heut Abend."

Die glühende Röthe, welche bei diesen Worten über die Wangen des jungen Leopoldritters flog, verrieth, daß er sie verstanden habe. Als Graf Tesch sich von ihm abwandte, bückte er sich schnell, nahm das zerrissene Blatt auf; bevor sie gingen hatte er es in dem Knosloch neben dem kaiserlichen Gnadenzeichen befestigt. —

Am Abend war er der Erste auf der Bank. Susanna hatte einen schwarzen Shawl über den Kopf geworfen, welches ihr in Verbindung mit dem weißen Kleide ein nonnenartiges Ansehen gab. Ditmar bemerkte es und sagte: „Dein Shawl enthält einen ganzen Roman, Susanna. Du bist in ein Kloster eingesperrt, ich erwarte Dich mit klopfendem Herzen; das ganze Kloster liegt in tiefster Ruhe, aber die Pförtnerin ist arglistig und argwöhnisch, in ihrer Zelle brennt noch Licht, Du kommst zitterrnd in Deinen Schleier gehüllt und wirfst Dich in meine Arme. Du hast Deine Tracht mit Recht gewählt. Und ist Deine Stellung nicht ein Kloster, Susanna, wo Du eingesperrt bist?“

„Warum endest Du nicht den Roman, Carlos, und entführst mich? Wie gern folgte ich Dir nicht in die weite Welt!“

Ditmar umarmte sie und schwieg. Die Gräfin erzählte ihm, daß ihr Bruder bald von hier abreisen würde, er mache wie gewöhnlich, ein großes Geheimniß daraus, und wolle es erst wenige Tage vorher bekannt machen. Susanna wollte nicht mit ihm nach Petersburg reisen, da sein Aufenthalt im Norden vielleicht langwierig werden könne; in Kopenhagen konnte sie auch nicht allein bleiben, sie hatte deswegen den Entschluß gefaßt nach Spanien zu reisen, und zwar nach Sevilla, dem Schauplatz ihrer Jugend. Dort wollte sie still auf ihrem Gute leben und mit Wehmuth an Dänemark denken.

„Und auf wann ist Deine Abreise bestimmt, Susanna?“

Ditmar glaubte, daß seine Stimme fest sei, als er diese Frage aussprach; aber sie war matt und klanglos, sie kam aus dem Herzen.

Die Gräfin antwortete nicht. Sie reichte ihm die Hand und brach in Thränen aus. Lange saßen die beiden Liebenden stumm neben einander. Endlich rief Ditmar aus: „Ja ich wußte es wohl, daß wir uns einmal trennen müßten. Dieser selige Traum konnte ja nicht ewig währen. O, Susanna, warum hast Du mich so glücklich gemacht! Warum mußte dieses Glück sobald enden!“

„Und warum kann es denn nicht fortdauern?“ fragte die Gräfin mit leiser Stimme. „Ist es nicht so unschuldig, daß es unter dem Schutz aller guten Engel stehen muß?“ Warum können wir es nicht in der Heimath meiner Kindheitsträume fortsetzen?“

„Das ist unmöglich, Susanna. Du weißt nicht, was ich leide, indem ich es sage, aber es ist unmöglich! Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß ich Dich herabwürdigen sollte, daß Du Dich meinetwegen erniedrigen solltest.“

„Carlos! Wie kannst Du mich so kränken? Warum willst Du aus Stolz ausschlagen, was ich Dir aus Liebe biete? Du legst nur geringen Werth auf mein Herz, Carlos, wenn Du nicht einen kleinen Theil Deines Stolzes opfern kannst, um es ganz zu gewinnen.“

„Susanna!“

„Theurer, Carlos, vergieb mir! Sieh, ich selbst werbe zum zweiten Mal um Dich; ich bekämpfe die Schüchternheit meines Geschlechtes, setze Alles zur Seite, was tief in meiner Seele eingeprägt ist; ich vergesse Alles außer meiner Liebe zu Dir. Ich

kann nicht ohne Dich leben, mein Carlos; Du bist mein Leben, meine Seligkeit, mein zeitliches und ewiges Glück."

„O, Susanna! Kann ich denn ohne Dich leben!" —

„Du sagtest einmal mein Freund, daß Du Dich nicht bedenken würdest, die Diplomatik aufzugeben," entgegnete die Gräfin, „Du wolltest in den Krieg gehen, und wenn Du Dein Glück gemacht hättest, wolltest Du mich Arme zu Gnaden annehmen. Nicht wahr, Carlos? Das wolltest Du ja? Geschmückt mit Rang und Titeln wolltest Du dann noch Deiner Susanna getreu sein, welche Dich um Deiner selbst willen liebte. Aber bevor jene Zeit kommt, ist es vorbei mit Susanna, und sie haben mir schon längst ein Grab neben meiner Mutter gegraben."

„Es ist für den Augenblick Krieg in Spanien, aber er wird bald geendet sein," fuhr sie fort. „Die Tage sind dahin, wo man in dem blutigen Handwerk sein Glück machte. Würdest Du lieber als glücklicher Avanturier zurückkehren, als ruhig mit mir theilen, was das Schicksal mir nun einmal bescheert hat? Oder mußt Du nothwendig ein Graf sein, um Dich mit einer Gräfin zu verheirathen? Ach, Carlos! ist es der leere Schall, der wie ein Gespenst zwischen uns tritt und Dich fortschreckt? Ich lege keinen Werth auf diesen Klang, Dein Herz, Carlos, ist meine Grafschaft."

Ditmar schlang seinen Arm um sie und drückte sie an seine Brust. Leise, fast mit flüsternder Stimme sprach er mit ihr von seiner Jugend, von seiner Erziehung und dem Unabhängigkeitsgefühl, das sie begründet habe. Er wollte ihr beweisen, daß er ihrer nicht würdig sei; daß es seine Pflicht sei, seine eigenen Gefühle zu bekämpfen, daß der Spott der Welt ihn einst in ihren Armen treffen und sie beide unglücklich machen, er aber dann der Unglücklichste sein würde, weil er sich seine Schwäche und Eigenliebe

vorwerfen müsse. Die Gräfin blickte zu Boden und schüttelte den Kopf. Ditmar hatte endlich alle seine Gründe erschöpft. So lange er sprach, kam es ihm doch vor, als ob sie noch einiges Gewicht hätten; als er aber ausgeredet hatte, war ein bittres Gefühl in seinem Herzen, das ihnen widersprach; in diesem Streit zwischen Neigung und Pflicht erblühen bald die Farben der letzteren, welche er mit so vieler Kunst beständig aufgefrischt hatte.

„Ditmar, Du mußt selbst fühlen, wie wenig Gewicht Deine Gründe gegen die meinigen haben," sagte die Gräfin nach einer langen Pause, in welcher Beide ihre Fassung wieder gewonnen hatten. „Ich brauche sie nicht zu widerlegen. Du mußt mir auf keine Weise etwas zu danken haben; aber sage mir, mein Freund, was erhalten wir auf dieser Welt durch uns selbst? Wenn Du ein geborner Graf wärest, und alle Reichthümer Rothschild's besäßest, könntest Du da sagen, daß Du alles dieses durch Dich selbst, und durch eigene Verdienste besäßest? Mich kannst Du durch Dich selbst, durch Deine eigenen Verdienste erwerben, aber eben deswegen schätzest Du dies gering, — nur dem blinden Zufall willst Du etwas zu danken haben, und gleichwohl hassest Du denselben seiner Blindheit wegen."

„O Susanna! wie kannst Du das sagen?"

„Du liebst die Diplomatik nicht, und gleichwohl handelst Du diplomatisch gegen Dich selbst, und setzest Dein und mein Glück, einer leeren Form wegen, aufs Spiel, auf welche wir beide im Grunde keinen Werth legen. — Die Hand aufs Herz, mein Freund, sage mir jetzt, ob ich Unrecht habe."

Ditmar schwieg. „Wenn nun der blinde Zufall, welcher trotz Deines Hasses gegen denselben, Dein einziger Wohlthäter sein soll, Dich in seinen Schutz nehmen wollte — wenn er mich

zum Beispiel meines Vermögens beraubte, und mich zu einer Gräfin machte, welche Gott danken müßte, wenn sie durch Näthe-rei ihr Leben fristen müßte — — — —"

„O Susanna," rief er aus, indem er sie mit Heftigkeit umarmte, wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich Tag und Nacht für Dich arbeiten könnte."

„Verstockter Egoist, der mich durchaus in gemeiner Tracht sehen will, damit ich ihm allein für ein jämmerliches seidenes Kleid danken muß," sagte die Gräfin, indem sie ihn lachend von sich stieß. „So seid ihr Männer! Aber wenn derselbe blinde Zufall, Dich in seinen Schutz nehmen, und Dir durchaus eine unabhängige Stellung, eine Stellung verschaffen wollte, welche jeder billigen Forderung genügt — Deine eigenen Forderungen, mein Freund, vielleicht ausgenommen, denn die sind nicht leicht zufrieden zu stellen," fügte sie mit einer Ausgelassenheit hinzu, welche einen schneidenden Contrast mit den noch in ihren Wimpern hängenden Thränen bildeten. „Wenn diese Stellung Dir gleichwohl nicht um Deiner selbst willen, denke Carlos, nicht um Deiner selbst willen — nicht wegen Deiner diplomatischen Verdienste um verschiedene Regierungen, noch Deines Ritterkreuzes wegen, angeboten würde — möchtest Du sie dann wohl um meinetwillen annehmen, für die Du sonst nichts thun willst, Du Halsstarriger? Würdest Du es thun? Glaubst Du nun einmal in Deinem Leben im Stande zu sein, Deine — ich weiß nicht wie ich mich ausdrücken soll, ich möchte so ungern sagen, Eitelkeit — zu bekämpfen, und vernünftig zu handeln?"

„Susanna, ich verstehe Dich nicht? — was meinst Du?"

„Mein Freund, das ist eine lange Geschichte. Bereite Dich darauf vor, meine Wenigkeit zugleich als diplomatisches Genie und als treue Liebhaberin zu bewundern. Aber um mit dem An-

fang anzufangen, so wisse, daß ich mir keineswegs den Mann zu erbetteln brauche, denn ich habe außer unzähligen Anbetern zwei respectable Freier. Und nach dieser Erklärung bitte ich Dich mich stillschweigend anzuhören."

Unter tausend Liebkosungen erzählte nun die Gräfin Ditmar, daß Prinz Poppi und Baron Rosen in der letzten Zeit als Freier aufgetreten wären, durch ihren Bruder. Commissionsfreierei sei bei den Spanierinnen nicht mehr in Ansehen, und sie nahm die Sache daher ziemlich leicht. Schon vor langer Zeit habe sie bemerkt, daß Prinz Poppi eifersüchtig auf Ditmar sei, und sie habe sich daraus ein Vergnügen gemacht, ihn in Anwesenheit des Prinzen zu loben. Eines Tages habe sie einen Brief von einer ihrer Jugendfreundinnen in Sevilla bekommen. Unter andern Neuigkeiten wurde darin erzählt, daß der neapolitanische Consul in Cadix gestorben sei; er sei ein Bekannter von der Mutter der Gräfin gewesen. Der Prinz habe sich an dem Tage viele eifersüchtige Ausfälle gegen Ditmar erlaubt. Um ihn zu strafen, wollte Susanna das Gespräch wieder auf ihn hinleiten und sagte: „Das wäre ein Posten für Herrn von Ditmar, — er wünschte nichts inniger als von hier weg und nach Spanien zu kommen. Es ist ein ausgezeichnet brauchbarer Mann." Und nun verbreitete sie sich in Lobreden über Ditmar. Zu ihrer Verwunderung stimmte der Prinz diesmal mit ein. Um einen Nebenbuhler los zu werden, ergriff er mit ungewöhnlichem Eifer diese Idee und bemerkte, daß er im Stande sein würde, bei seiner Regierung diese Anstellung zu bewirken. Anfänglich wurde die Gräfin verwundert über die Wendung, welche dieser Scherz nahm, als sie aber die Sache näher überlegt hatte, ersuchte sie Poppi unter der Hand zu erforschen, ob ein solches Gesuch von Ditmar viele Schwierigkeiten finden würde. Der junge Mann sei sehr emfind-

lich und ich möchte ihm gern eine fehlgeschlagene Hoffnung ersparen. Der Prinz, welcher entzückt war, ein Geheimniß mit der schönen Frau von Corsel zu haben, versprach Alles was sie verlangte. Späterhin hatte es sie verdrossen, da er förmlich wie ihr Freier auftrat, und immer zudringlicher wurde. Zu ihrer großen Verwunderung hatte der Prinz augenblicklich seinen eigenen ganzen, und seiner mächtigen Familie Einfluß in Neapel angewandt. Die Sache ward auf sein ausdrückliches Verlangen ohne ein Gesuch von Ditmar abgemacht, und heute Morgen empfing die Gräfin einen dicken Brief vom Prinzen, worin er ihr Herr von Ditmar's Ernennung zum neapolitanischen Consul in Cadix meldet, mit dem Befehl, seine Funktionen bald möglichst zu übernehmen. Das Diplom war eingeschlossen. Heute Mittag hatte Poppi sich selbst eingefunden und seinen Dank in Empfang genommen. Die ungeschliffenen prahlerischen Worte aber, mit welchen er von dieser Ernennung sprach, hatten die Gräfin überzeugt, daß er eben so wenig an sie als an Ditmar gedacht habe, und eigentlich nur für seinen eigenen Vortheil wirksam gewesen sei. Dadurch wurde das Gefühl von Dankbarkeit, welches sie für ihn hegen zu müssen geglaubt hatte, beinahe vernichtet und sie sah in ihm nur ein höchst selbstsüchtiges Werkzeug in der Hand des Schicksals. Ohne daß Ditmar die geringste Ahnung davon gehabt hatte, war also auf diese Weise sein künftiges Schicksal entschieden worden, nur der Zufall oder das Glück — wenn man durchaus nicht die Vorsehung sagen will — hatte für ihn gehandelt.

Die Gräfin betrachtete ihn mit einem liebevollen Lächeln, welches zum Theil jedoch von einem Anflug banger Zweifel überschattet wurde. Ditmar hatte unwillkürlich seine Hände gefaltet und sah nieder. Es war so still um sie her, daß man eine

Feder fallen hören konnte. Susanna reichte ihm freundlich die Hand, und sagte mit ihrer klaren tiefen Stimme: Zweifelst Du noch, mein Carlos? Willst Du auch diese Hoffnung vernichten? „Nein, das wirst Du nicht," rief sie mit überströmendem Gefühl, das wirst Du nicht." Sie ergriff seine Hand und drückte sie an ihr hochschlagendes Herz, dessen schneller Schlag sich ihm mittheilte. Und fast in demselben Augenblicke warf sie sich mit ausgelassener Freude in seine Arme und sagte, indem sie mit Thränen in den Augen lachte:

„Wann reisen wir nach Cadix, Herr Consul?"

„O Susanna! Susanna!" rief Ditmar mit erstickter Stimme. Er warf sich vor ihr aufs Kniee, legte sein Gesicht in ihren Schoos und verbarg — vielleicht Thränen. Die Gräfin legte ihre Hand auf seinen Kopf und Keiner von ihnen konnte sprechen.

Mit einer Ruhe, welche nichts Leidenschaftliches hatte, sprachen die Liebenden von ihrer glücklichen Zukunft. Jeder, der sie gesehen hätte, würde sie für ein Paar junge Eheleute gehalten haben, welche einen Plan machten, wie sie ihr Haus für den nächsten Winter einrichten wollten. So war es auch. Und doch wurde ihre Ruhe dann und wann von einer südlichen Heftigkeit unterbrochen, womit sie sich dem Glück des gegenwärtigen Augenblicks überließen. Das Tageslicht unterbrach ihr Entzücken, und die erste Lerche zwitscherte schon.

„Siehe, mein Freund, es fängt schon an zu tagen," sagte die Gräfin. „Die Sonne wird bald anfangen über unsern ersten glücklichen Tag aufzugehen. O, tausend glückliche werden ihm folgen! Nun müssen wir uns trennen, Carlos." Und mit schelmischer Ausgelassenheit summte sie einen Vers aus einer kleinen französischen Romanze:

Colin va-t-en! voici l'aurore;
Le moindre bruit vient m'effrayer.
Ce baiser sera le dernier,
Faut-il te le redire encore?
Adieu, le jour nous surprend,
Et ce matin dans le village
On doit couronner la plus-sage —
Va-t-en Colin! Colin, va-t-en!

„Adieu sagesse!“ fügte sie hinzu, „le temps de l'amour est arrivé! Wann sehe ich Dich wieder, mein Carlos? O wir haben tausend Dinge mit einander zu verabreden. Ich erwarte Dich morgen Nacht. Lebe wohl, mein Geliebter!“

„Lebe wohl, Susanna!“ — Ditmar that einige Schritte, um wieder zurück zu kehren und sie zu umarmen. Die Gräfin trieb ihn an, sich zu entfernen, aber ihr Arm ruhte noch auf seiner Schulter.

„Wann werde ich so glücklich sein, daß die Morgensonne mich nicht mehr von Dir vertreibt? Wann, Susanna?“

„Bald, mein Freund, bald.“ Sie verbarg ihr Gesicht an seiner Brust und flüsterte. „Bald erreichen wir Spanien; in der ersten spanischen Kirche lassen wir uns trauen, denn ohne Gottesfurcht ist keine Liebe, und dann, Carlos, dann trennen wir uns nie wieder.“

„O Susanna wie ich mich nach Spanien sehne!“

„Die Gräfin entwand sich seinen Armen, blickte ihm ins Auge und nickte. Darauf machte sie eine kleine Verbeugung und sagte: „Leben Sie wohl, Herr Consul.“

In demselben Augenblick verschwand sie hinter der Hecke. Ditmar ging langsam durch den Garten, als er den Weg erreicht hatte und zurückblickte, stand sie noch in der Gartenthür und winkte ihm freundlich mit ihrem weißen Taschentuch.

geschaffen, uns Andere alle zu übertreffen. — Consul? das ist im Grunde etwas wenig. Bei mir hätten Sie es viel weiter gebracht, aber das Ende ist ja noch nicht da. **Nous verrons!** Sie werden noch ein großer Mann. Sie nehmen den Namen und Titel der Gräfin an: **Comte de Ditmar-Corsel** oder **Corsel-Ditmar**, das beruht ganz darauf, welchen Namen Sie für den wohlklingendsten halten."

Der Minister fuhr noch lange fort über die Zukunft seines Lieblings zu phantasiren. Titel und Würden kreuzten sich hin und her in seinem Kopf. Denn sein Herz war nur auf einige Augenblicke durch Ditmar's vertrauliche Mittheilungen erwärmt worden.

Possel hörte ihn nicht mit ganz so vieler Ruhe an. Es betrübte ihn aufrichtig, daß Ditmar sein Vaterland verlassen wollte und dieser Schmerz machte ihn im ersten Augenblicke unbillig, sowohl gegen ihn selbst, als namentlich gegen die Gräfin. Doch verriethen diese Ausbrüche so viel Freundschaft, daß Ditmar ihm deswegen nicht zürnen konnte. Vor ihm verbarg er nichts, er erzählte ihm die edelmüthigen Anerbietungen der Gräfin, seine ablehnenden Antworten auf dieselben nebst seinen Gründen, ihr letztes Gespräch wegen der bevorstehenden Abreise und wie das Glück ihm den einzigen Ausweg geradezu in die Hände gegeben habe. Ungeachtet er einräumte, daß dieselben Gründe ihm noch immer ziemlich unwiderlegt schienen, hatte er doch nicht länger Kraft dem zu widerstehen, was ihm wie eine göttliche Schickung erschienen sei. Jetzt war er vollkommen glücklich!

„Ich habe Dir ja schon hundert Mal gesagt, daß Du eben nicht geschaffen bist, glücklich zu sein," anwortete Possel. „Willst Du jetzt noch bei Deiner Paradoxe bleiben, womit Du mich einmal besiegtest, und derzufolge ich Dich jetzt eigentlich

vor die Stirne schlagen müßte? Erinnerst Du Dich wohl, daß Du den Satz aufstelltest, das Glück müsse eine vollständige Gewißheit von der Erreichung des höchsten gewünschten Gutes sein, die Erreichung desselben aber müsse ausbleiben, weil sie schon über den Culminationspunkt des Glücks hinausliege? Das ist ein so unsinniges Gewäsch, daß ich mich ordentlich anstrengen muß, um es zu behalten. Liegt denn nicht eben in der Erreichung des Glücks und in der Reflexion darüber ein reichhaltiger Stoff zu einem fortgesetzten Glücke? Nun weißt Du, daß Du Consul in Cadix bist, und mit der Gräfin verheirathet werden wirst, willst Du also Deinem System treu bleiben und Dich todtschlagen lassen?"

Ditmar lächelte und schüttelte den Kopf. „So sag' ein anderes Mal nicht so dummes Zeug," fuhr Possel lachend fort: „Ich kann ordentlich wirr im Kopfe werden, wenn ich nur daran denke."

Jetzt stelle ich nicht mehr Betrachtungen an," sagte Ditmar, „unser lieber Hergott weiß eben am besten, was für meine Individualität dienlich ist, wir wollen ihn walten lassen."

„Du kannst gewiß nicht darüber klagen, daß er Dir kein guter Vormund gewesen ist."

Madame Schütt vergoß bittere Thränen, als sie hörte, daß Ditmar's Reise bestimmt sei. Ihre Ergebenheit für ihn mischte sich auf komische Weise mit ihrer Furcht, keinen so guten Miethsmann wieder zu bekommen, und ihre Trauer darüber, daß er ihr ferner keine guten Zahlen für die Lotterie träumen könne. „Mein guter, lieber Herr Ditmar," sagte sie, indem sie mit der Schürze ihre Augen wischte: „wieviel ich von ihm halte! Ist es doch als wäre er mein eigen Fleisch und Blut. Niemals bekomm ich einen solchen Miethmann wieder. Und nun reist er so viele Meilen weg, wir werden niemals etwas von ihm zu hören bekommen.

Und wenn er krank wird, wie damals, als der Manister ihn in den Graben fuhr, wer soll ihn dann pflegen? Lieber Herr Ditmar, achten Sie auf Ihre Gesundheit! Solch ein ordentlicher und artiger Miethsmann! Er hat nun bei mir gewohnt, seit er von der ausländischen Reise wieder zurück kam. Nicht so viel wie ein Teller hat er mir in all der Zeit zerschmissen. Und solch ein gesegneter Mensch um in der Lotterie zu träumen! Nein so sehr hab' ich noch keinen Menschen geliebt, das weiß ich gewiß. Ich bin so betrübt, daß ich es gar nicht sagen kann, aber es sitzt mir ordentlich wie ein Stich durchs Herz."

Ditmar verehrte ihr alle Möbeln, welche er sich nach und nach angeschafft hatte, und eine silberne Schnupftabakdose mit seinem Namen darauf. Madame Schütt's Freude kannte beinahe keine Grenzen. Er versprach ihr alle Zahlen aufzuschreiben, welche er träumen würde, und sie ihr mit der Post zu schicken. Hiervon versprach sie sich eine große Ausbeute, „denn in Spanien ist es warm, da schläft man viel mehr als hier, und träumt folglich auch öfter. Es war eine Probabilitätsrechnung, eben so gut wie manche andere.

Mitten im Oktober als der Wind schon anfing seinen Wintergesang anzustimmen, und die verdorrten Blätter wirbelnd in der Luft mit sich führte, um den entlaubten Bäumen noch einmal zu zeigen, was er ihnen geraubt habe, lag die kleine Brigg Santa Maria segelfertig auf der Rhede von Kopenhagen, um nach Malaga abzugehen, woselbst sie zu Hause gehörte. Ein fremder Consul habe sie für eine spanische Gräfin befrachtet, die nach Cadix wollte," sagte der Kapitän. „Es sei ungewiß, ob der Consul selbst mitgehe, es komme auf seine Geschäfte an. Die Dame sei eine vornehme Dame, die sich nicht mehr um einen Consul

kümmere, als um ein Stück altes Tau, und sie wolle fort. Alles sei parat, der Wind erträglich und gegen Mittag hoffe er zu lichten, denn in seinem Kalender stehe eben Benedicta.

Die Sonne schien freundlich, als Ditmar in Gesellschaft seines Freundes Possel und der Madame Schütt früh am Morgen nach der Zollbude fuhr. Mit dem wehmüthigen Gefühl, das jede Trennung begleitet, betrachtete Ditmar die Häuser seiner Vaterstadt, die er vielleicht für immer verlassen sollte. Jeder Vorbeigehende war ein Gegenstand seines Interesses; er erwartete noch hie und da einem bekannten Gesicht zu begegnen, ehe er seine Heimath verließe. Possel hielt schweigend seine Hand, Madame Schütt weinte und zupfte an dem Leopoldsorden, den sie ohne Ditmar's Wissen in das Knopfloch seines Oberrocks gebunden hatte, damit die Leute doch gleich sehen könnten, welch ein großer Mann er sei. Von dem Grafen Tesch hatte er schon am Morgen Abschied genommen, — einen wahrhaft rührenden Abschied, welcher beide tief bewegte. Der Marschallin und seinen übrigen diplomatischen Bekanntschaften hatte Possel versprochen, nach und nach Abschiedskarten zu schicken. Als sie an der Zollbude standen, und Ditmar's Gepäck schon in der kleinen Jolle lag, welche ihn an Bord des Schiffes bringen sollte, sagte Possel: „Höre, Ditmar, Du verbitterst mir eine große Freude durch Deine Abreise; ich hatte gehofft, daß Du an meinem nicht weit entfernten Verlobungstage ein Glas mit uns leeren würdest. Weder die Verlobung noch der Punsch wird mir recht munden, wenn Du nicht mit dabei bist.“

„Meine besten und liebevollsten Wünsche sind mit Dir, Possel! Ich hatte Dir noch so viel zu sagen, — aber jetzt muß Alles warten, denn in diesem Augenblick fällt mir nichts ein. Es ist doch sonderbar, wie man so vergeßlich sein kann.“

Sie betrachteten einander einige Augenblicke schweigend, Ditmar wandte sich zu Madame Schütt, welche die Hand auf das Geländer an den Wasser gelegt hatte und mit nassen Augen in die See hinaus sah. Er nahm ihre Hand, und sagte ihr Lebewohl; sie wollte sprechen, fing aber an zu stammeln und schwieg. Da fiel Ditmar ihr um den Hals und drückte einen recht kindlichen Kuß auf die trocknen Lippen der alten Frau. Mit Heftigkeit drückte er den Freund in seine Arme, sprang in die Jolle hinab und rief: „Rudert zu!“ Possel eilte ihm nach, die Treppenstufen hinab, aber Ditmar's rascher Sprung hatte das Boot schon in Bewegung gesetzt und in demselben Augenblicke entfernte es sich vom Lande. Possel blieb auf der untersten Stufe stehen und streckte die Arme nach ihm aus. Ditmar legte die eine Hand aufs Herz und winkte mit der andern. Der Abstand wurde immer größer, die Matrosen zogen die Ruder rasch an, und wenige Minuten nachher war die Jolle schon weit entfernt. Da erhob sich Ditmar, winkte mit dem Hut und rief: „Lebt wohl, lebt wohl!“ — Possel wollte antworten, aber der Wind führte die schwachen Töne hinweg, ohne daß sie das Ohr seines Freundes erreichten. Possel winkte noch lange mit dem Taschentuch. Als er sich umwandte, war Madame Schütt schon in die Kutsche gestiegen. Sie machte für ihn Platz und sagte: „Der gesegnete Herr Ditmar! der liebe Gott begleite ihn auf allen seinen Wegen! Meinen Sie nicht, daß es das Beste wäre, schon Morgen die Zimmer zur Vermiethung in die Zeitung einzurücken? Wie, Herr Ditmar? — Ach lieber Gott, ich nenne Sie Herr Ditmar! ich kann es noch gar nicht lassen, an den lieben Menschen zu denken.“

Possel antwortete nicht, er schloß die Kutschenthür und winkte dem Kutscher zu fahren. Darauf begab er sich selbst nach der Langenlinie, spatzierte auf und ab und dachte an Ditmar

dessen Lieblingsstelle es gewesen war. Draußen auf der Rhede lag die Brigg, auf welcher der Kapitän der Gräfin zu Ehren die spanische Flagge aufgezogen hatte.

Eine Stunde nachher rollten elegante Wagen zur Zollbude hinein. Bediente und Jäger in glänzenden Livree'n öffneten die Kutschenthüren, und die Leute versammelten sich, um die ausländischen Minister und Damen zu sehen. Einige Herren kamen zu Fuß, und bald hatte sich eine große Gesellschaft eingefunden, um von der abreisenden Frau von Corsel Abschied zu nehmen. Die unvermuthete Abreise der Gräfin und ihres Bruders nach verschiedenen Ecken der Welt, bildeten den Gegenstand ihres Gespräches und ihrer Verwunderung. Der Graf Corsel wollte nämlich drei Tage nachher nach Petersburg reisen.

„Der Heimlichkeitskrämer, der Corsel!" sagte Lady Walden. „Vor nicht mehr als zwei Tagen habe ich mit ihm gesprochen, und er sagte kein Wort davon."

„Ich versichere Ihnen, meine Beste, daß ich es seit länger als drei Monate gewußt habe, aber es sollte nicht davon gesprochen werden," sagte die Marschallin, die sich immer gern den Anschein geben mochte, mehr zu wissen, als andere Menschen.

„Ich habe es nicht gewußt, Mama," sagte ihre Tochter mit Thränen in den Augen, „sonst hätte ich es durch meine Betrübniß verrathen müssen. Ach das wird ein betrübter Winter werden, wenn wir die Gräfin Corsel entbehren sollen."

„Wissen Sie nicht, daß Graf Ignazi schon morgen über acht Tage die Saison durch einen großen Ball einweihen wird, sagte Kammerjunker Stift. „Nun fängt u n s e r e gute Zeit wieder an. Lieben Sie nicht auch den Winter am meisten, gnädiges Fräulein?"

Sie wandte sich von ihm ab, und that als hätte sie nichts gehörte, was er sagte. Stift ging mit seiner Neuigkeit weiter.

Jetzt kam auch Graf Tesch; er sah ernst und sprach gegen seine Gewohnheit mit Niemand. Fräulein von Monsigne wandte sich zu ihm und bemerkte: Sie sind gewiß auch betrübt, Herr Graf, über die Abreise der liebenswürdigen Frau von Corsel?"

„Das bin ich in Wahrheit", antwortete der Graf. „Ihre Abreise raubt mir eine meiner liebsten Freuden, ich verliere durch die Gräfin mehr als Jemand glaubt. Wir beide, mein Fräulein, verlieren vermuthlich heute am meisten."

„Armer verliebter Graf!" sagte Lady Walden. „Dort kommt Ihr Rival. Mein Gott, wie abattu sieht er aus! Wie geht es, Herr Legationsrath?"

Prinz Poppi war auf der Jagd, und schon mehr als acht Tage abwesend. „Der wird überrascht werden, wenn er die Abreise der Gräfin erfährt," sagte Liskow. „Wie wird er fistuliren."

„Er weiß es sicher, und deshalb hat er sich entfernt," entgegnete der Legationsrath. „Nach meiner Berechnung hat er einen Korb bekommen, und hält sich deswegen a l'ecart, bis sie fort ist. An seiner Stelle würde ich dasselbe thun, wenn ich so unvorsichtig gewesen wäre, meine goldene Freiheit auf's Spiel zu setzen."

„Sie sind in schlechter Laune, mein Freund," erwiderte Graf Tesch, der nach und nach seine vorige Stimmung wieder gewann. — „Freuen Sie sich, daß Sie diesmal nichts zu bereuen haben, so haben Sie ja auch keinen Grund sich zu ärgern. Wenn wir nach Hause gehen, wollen wir eine Lobrede auf das Cölibat halten; wir beide haben lange genug ohne Nutzen die Glückseligkeit des Ehestandes gepriesen."

„Ich bin heute in einer schrecklichen Laune," sagte die Marschallin. Mein Nervensystem ist gar nicht zu Abschiedsscenen eingerichtet. Als Walstein reiste, wäre ich fast in Ohnmacht gefallen. Ich kann mir gar nicht denken, daß wir unsere liebe

Gräfin Corsel verlieren sollen. Weine nur, mon enfant, ich habe keine Thränen mehr in meinen Augen. Das Kind ist mir wie aus den Augen geschnitten, Herr Baron."

Baron Lotting, an den sie diese Worte richtete, betrachtete Mutter und Tochter, fand aber diese Behauptung nicht gegründet. Das Fräulein weinte bittere Thränen aus aufrichtigem Herzen. Lotting sprach von der Liebenswürdigkeit der Frau von Corsel zu ihr, und obgleich ihre Thränen noch immer gleich heftig flossen, war dieses Gespräch doch eine Linderung ihrer Trauer. Obgleich der Baron für einen Spötter galt, hatte er doch Achtung vor aufrichtigem Kummer, und wußte, daß die Gräfin Corsel dem jungen Mädchen viele Freundschaft erwiesen hatte, und daß sie deswegen auch mit Leib und Seele an ihr hing. Und dieser Ausdruck unverstellten Schmerzes erhöhte ihre Schönheit in seinen Augen.

Jetzt kam Frau von Corsel mit ihrem Bruder gefahren. Der Graf hielt eine Abschiedsrede an seine Schwester, und eine Dankpredigt an das fast in pleno versammelte Corps diplomatique; beide gingen aber in der allgemeinen Verwirrung verloren. Susanna nahm von jedem Einzelnen besonders Abschied; sie war sehr aufgeräumt und sagte Jedem etwas Angenehmes. Dem Prinzen Poppi sandte sie einen Gruß durch den Grafen Tesch, dem sie die Hand mit mehr als gewöhnlicher Wärme drückte. Er flüsterte ihr einige Worte ins Ohr, welche sie mit einer feurigen Röthe auf ihren Wangen durch ein kleines Knopfnicken beantwortete. Darauf wandte sie sich an Fräulein von Monsigne, umarmte und küßte sie und gab ihr einen Brief, den sie dem Baron Rosen zu eigenen Händen übergeben sollte, was das Fräulein gewissenhaft auszurichten versprach. Das arme Mädchen zerfloß fast in Thränen, die Gräfin schloß sie noch einmal in

ihre Arme und flüsterte: „Meine liebevolle Freundin! Vergiß mich nicht! ich schreibe Dir, wenn ich meine Heimath erreicht habe. Gott segne Dich, mein liebes Kind!" — Sie trocknete die einzigen Thränen ab, welche der Abschied ihr kostete. Die Marschallin rief: „**Ah que je suis désolée, ma chere comtesse,**" vergessen Sie um Alles in der Welt nicht, mir eine echte Mantille mit erster Gelegenheit zu schicken." Der Graf führte sie zu dem Boot hinab, und von einem Diener und einer Kammerjungfer begleitet, stieg die Gräfin an Bord der Santa Maria.

Alle Taschentücher winkten, es sah aus wie ein Gemisch der bunten Flaggen aller Nationen. Die Gräfin antwortete mit ihrem weißen Taschentuch, hüllte sich darauf in ihren schwarzen Mantel, und ließ ihre Lorgnette zum letzten Male über Kopenhagen hingleiten, während das Fahrzeug mit langen Ruderschlägen durch das Wasser hinschoß.

Nach vielen gegenseitigen Complimenten trennten sich die Diplomaten, und fuhren wiederum weg. Fräulein von Monsigne war die einzige Betrübte. Graf Tesch nahm Lotting unter den Arm und ging mit ihm nach der Esplanade. In diesem Augenblick schwenkte Prinz Poppi's Gig um die Ecke der Amalienstraße. Der kleine Jockey peitschte das Pferd, welches in vollem Galopp lief; der Prinz hatte das eine Bein schon aus dem Wagen. Die beiden Diplomaten lachten ganz sachte, und Lotting sagte: „**Regardez donc! voilà l'Attrape.**"

„**Et bien attrapé, je vous en repond, mon ami,**" antwortete der Minister. Darauf setzten sie ihre Wanderung fort, ohne sich um den Prinzen zu bekümmern. Poppi hielt an der Zollbude ohne auszusteigen. In demselben Augenblick entfaltete die Brigg ihre weißen Segel, wie ein Vogel seine Schwingen zum Fluge. Hoch über den Segeln wehte die spanische Flagge

in der Luft, und winkte noch einmal ein Lebewohl, ehe das Schiff Fahrt gewonnen hatte und über den blauen Sund dahinglitt. Der Prinz ergriff selbst die Zügel und fuhr schnell fort. Vermuthlich wollte das Pferd nicht gehorchen, denn er stand im Gig auf, riß an den Zügeln und peitschte es unbarmherzig, indem er ausrief: Ah diavolo! maledetto! Seine Stimme pfiff recht häßlich bei diesen Worten. Das Pferd eilte im Galopp durch die eiserne Pforte, und der letzte Diplomat verschwand von der Zollbude.

Der fremde Consul hatte die Gräfin am Bord empfangen. Die Kajüte war ihr vorbehalten und ein besonderer Verschlag für ihre Kammerjungfer bestimmt. Der Diener logirte beim Obersteuermann und der Consul hatte sein Quartier beim Kapitain an dem Vorderende des Schiffes aufgeschlagen. Als die Gräfin die Kajüte besah, warf Ditmar gleichsam zufällig die Thür ins Schloß und — die Liebenden sanken sich in die Arme. Jetzt erst schienen sie einander ganz zu gehören, jetzt konnte nichts mehr sich ihrer Vereinigung entgegensetzen. Sie gingen aufs Verdeck, um von der Stadt und der Küste Abschied zu nehmen. Ditmar betrachtete das Land, welches bald vor seinen Augen zurückwich. Die Gräfin stellte sichneben ihm. „Verdrießt es Dich, daß Du mir folgtest, Carlos?“ flüsterte sie.

„Nein, meine Geliebte. Wo Du bist, da ist meine Heimath.“

„Wir verlassen Dänemark nicht für immer, Carlos. Wir kehren einmal nach diesem lieben Lande, Deinem Vaterlande und meinem zweiten Lande zurück. Ich kann mich nicht für immer von dem Schauplatz trennen, der so viele theure Erinnerungen in sich schließt.“

Die weißen Landhäuser schimmerten, von der Mittagssonne beleuchtet, zwischen den Bäumen hervor. „Wie lächelt diese Küste,

sie ist viel freundlicher als die spanische," sagte sie. „Sieh', Ditmar, unser liebes Haus! Siehst Du, die Bank steht noch unter den Jasminen."

„Und das Fenster! Ich sehe in Gedanken Dein Licht mir entgegenschimmern."

„Und die Terrasse, wo wir des Morgens nach dem Gewitter Thee tranken. Die Gartenthür steht noch offen, Du kannst das Fortepiano noch hören, Carlos? Ich bin es, die den Walzer spielt, den Du seit Ignazis Ball so sehr liebest?"

„Nun verschwindet Alles, die Bank ausgenommen, die uns am längsten begleitet. Es verdrießt mich, daß ich die Bank nicht mitnahm, wer weiß, wer sie jetzt entheiligen wird. Sieh', Susanna, sie, die arme verlassene, streckt die Arme nach uns aus. Schnell noch einen Blick — den letzten. Lebewohl, Dänemark! O warum nahmen wir nicht die Bank und den Jasminbusch mit uns, so hätten wir Dänemark mit nach Spanien genommen."

„Mein Carlos, wodurch soll ich Dir ersetzen, daß ich Dich Deines Vaterlandes beraube?"

„Theure Susanna, Dein Herz ist mein Vaterland, das wirst Du mir nie rauben."

Der Herbst war ungewöhnlich mild, und die Reise angenehm. Die dänischen und holländischen Küsten entschwanden nach und nach, sie passirten den Canal und ein und zwanzig Tage nach ihrer Abreise von Kopenhagen sahen sie schon die nördliche spanische Küste. Der Wind war die ganze Zeit hindurch günstig gewesen, die Liebenden hatten fast immer mit einander auf dem Verdeck gesessen, und ungestört mit einander gesprochen, denn weder der Kapitain und die Matrosen, welche Spanier waren, noch die Bedienten, welche Deutsche waren, verstanden Französisch, noch weniger Dänisch, worin die Gräfin sich schon ziemlich fertig

auszudrücken begann. Wenn sie Ditmar etwas Zärtliches sagen wollte, wählte sie immer diese Sprache, und übersetzte es dann in die spanische. Die Gräfin hatte Ditmar das Versprechen abgenommen, daß er ohne ihre Einladung nie die Kajüte betreten wolle; ungeachtet die argwöhnische Emmili nicht mehr in ihrem Denst war, wollte sie doch dieselbe Vorsicht beobachten. Ich wil glauben, daß eben dieser Zwang ihrem Verhältniß unbewußt etwas Pikantes mittheilte. Aber an jedem Abend fiel es Ditma schwerer, die Gräfin zu verlassen, und er zählte die Tage bis zu rer Ankunft in Cadix.

„Sin wir bald dort?“ fragte er eines Morgens den Kapitain, der eben da Fernrohr weglegte.

„In zwe Tagen, wenn Gott will und der Wind steht, können wir die rtugiesische Küste und Sanct Vincent passiren. Dann ist der R nur eine Kleinigkeit. Alles mit dem Beistand der Heiligen! A Santa Maria hat noch niemals der Gnade der heiligen ungfrau entbehrt.“

„In zwei Tage Susanna, hörst Du? in drei Tagen sind wir vielleicht in Sp n: O Gott, ich bin nahe daran vor Freuden von Sinnen z kommen. Meine geliebte Susanna, meine Braut! bald mein ngebetete Gattin!“ Er beugte sich über ihre Hand und drückte an seine Lippen.

„Und in vier Tagen, Ca , in vier Tagen —“

„In vier Tagen, in der en spanischen Kirche! In vier Tagen gehörst Du mir ganz an. O Susanna! Kann ich mir noch eine Vergrößerung meines Gl s denken? Ist dieses himmlische Leben mit Dir allein nicht e Seligkeit des Himmels? Und doch — ich zähle die Minuten diesen vier Tage. Vier Tage! — Und vier lange Nächte, in n ich Dich nicht sehen

und mit Dir reden kann, das sind für mich vier Ewigkeiten. O Susanna! Du weißt nicht, wie lang und schwarz die Nächte sind."

„Nicht, mein Freund? Und wer hat Dir denn gesagt, daß ich jede Nacht schlafe ohne zu wachen und an Dich zu denken?"

„Und wenn wir verheirathet sind, Carlos, wenn meine Liebe nicht mehr neu für Dich ist, wirst Du dann gleichwohl fortfahren mich so zu lieben?"

„Unsere Liebe ist ein Apfel Yduns, Susanna. Nach der nordischen Mythologie verjüngten sich die Götter beständig durch den Genuß der Aepfel Yduns. Es ist eine schöne Mythe, die ich Dir erzählen will. Unser Gefühl ist eine Gottheit in uns, die sich täglich durch unsere Liebe verjüngen wird."

„Einer unserer spanischen Dichter sagt, daß die Liebe ein Leben im Leben sei, welches nur zwei Wesen fühlen, die einander lieben, welches das eine Wesen ohne das andere nicht fühlen kann, und welches für beide in dem Augenblick aufhört, wo sie sich trennen. Dieses Glück ist uns noch vorbehalten, mein Freund, wir werden uns nicht trennen." — —

„Ein Meer ist für mich lauter Poesie," sagte die Gräfin eines Tages. Jede Welle ist ein belebtes W[illegible]a, und der See eine Welt. Sieh einmal, wie die Wogen [illegible]e schwellende Brust im blinkenden Sonnenscheine erheben, wie sie schäumen und funkeln und dann wieder in die ruhige Tiefe hinabsinken. Sie gleichen den Menschen; so sind auch wir ein Ball der Freude und der Trauer auf dem abenteuerlichen Meer der Zeit und so steigen und sinken auch wir einen Augenblick, und schmelzen darauf in die Ewigkeit hinüber, ohne eine Spur zu hinterlassen."

„Liebe Schwärmerin! [illegible] in dem Rollen der Wellen kannst Du die große Liebe erkennen, welche durch die ganze Natur geht. Sieh, wie sie sich Brust gegen Brust wälzen, wie sie einander

küssen. Sieh dort.“ Ditmar zeigte mit dem Finger auf das Wasser, und als die Gräfin den Kopf drehte um dahin zu sehen, drückte er schnell einen Kuß auf ihre Lippen.

„Vergieb mir diese kleine List, Susanna. Der Kapitain sah es nicht. Warum sollte ich minder glücklich sein, als die Welle im Meer, welche frei die Klippe mit ihrem Munde küssen darf?“

„Ahoi, eine Segel,“ rief der Matrose vom Mastkorb. Der Kapitain richtete das Fernrohr nach dem angegebenen Punkt und sagte, als er es vom Auge nahm: „Es ist ein Orlogsmann, der mit vollem Segel geht. In ein paar Stunden haben wir ihn.“

Die Aufmerksamkeit der Reisenden wurde auf das große Schiff hingewendet, welches sie bald mit bloßen Augen sehen konnten. Es war ein Linienschiff mit drei Reihen Kanonen, die weiße Segelmasse ragte beinahe bis zu den Wolken. Der Kapitain glaubte es sei ein Russe.

Es ist ein besonderes Gefühl, das mir der Anblick dieses Schiffes auf dem öden Meer erregt,“ sagte Ditmar. „Es ist, als müßte es durchaus mein Feind sein, weil es Menschen an Bord hat. So geht es mir auch oft, wenn ich Abend's spät durch die Straßen gehe, ohne Jemandem zu begegnen, und ein Mensch dann plötzlich um eine Ecke kommt, oder aus einer Thür tritt, ohne daß ich ihn vorher gehört hatte. Es überfällt mich ein unwillkürliches Gefühl, welches mich zwingt, mich gleich en garde zu stellen, als gälte es einen Ueberfall. Zu allererst denkt man: Es ist ein Räuber! Das ist charakteristisch bei dem Menschengeschlecht. Zwei Tiger können sich in der Wüste begegnen, ohne einander zu fürchten; zwei Menschen begegnen sich aber nie unter ähnlichen Umständen, ohne daß der eine in dem andern einen Feind vermuthet.“

„Auf diese Weise machst Du ja das Menschengeschlecht zu

dem blutdürstigsten Geschöpf in der ganzen Natur," sagte die Gräfin. „Mir kommt dies Schiff wie ein lieber Freund vor; es ist so lange her, seit wir einem Schiffe begegneten; es thut wir ordentlich wohl, überzeugt zu werden, daß diese einsame Wasserwüste noch von andern als von uns befahren wird."

Der Orlogsmann feuerte eine Kanone ab. Der weiße Rauch hob sich in Kreisen über dem Wasser, und der Knall verhallte in dem ungeheuren Raum. „Das ist so viel wie ein Fragezeichen," sagte der Kapitän und ließ die Flagge aufziehen. Bald nachher wehte die spanische Flagge auch vom Linienschiff. Der Kapitän und die Matrosen begrüßten die Nationalfarben mit einem Hurrah. „Gott Lob, daß es kein Engländer ist," sagte der Kapitän," denn diese Herren sind so neugierig und wollen durchaus die ganze Welt auf der See visitiren."

Die beiden Schiffe setzten einige Zeit ihren Lauf fort. „Nicht wahr, Frau Gräfin," sagte der Kapitän, „es ist unterhaltend mit einem Orlagsmann um die Wette zu segeln. Mehr Segel beigesetzt, Jungens, daß sie recht hindurch schäumen kann! Er manövrirt schwer und ungeschlacht. Es ist noch einer von der alten Construktion. Nun wollen wir ein Bischen um die Wette segeln, um die heilige Jungfrau in Ehren zu halten."

Eine halbe Stunde nachher ließ sich wieder ein Schuß hören, der Schall war stärker und die Kugel hüpfte über das Wasser vor der Brigg vorbei, und warf die See hoch in die Höhe.

„Sieh, Carlos, sieh!" rief die Gräfin, „gerade wie die Steine daheim in Dänemark, als Du und ich und Fräulein Monsigne sie auf das Wasser warfen. Erinnerst Du Dich noch? Wie nanntet ihr es doch?"

Die Brigg blieb fast still liegen, indessen näherte sich der Orlogsmann. Die ungeheure Masse wurde größer und größer

vor ihren Augen, endlich erschien Santa Maria ihnen wie eine Hütte neben einem Schloß. Die Masten des Linienschiffes ragten hoch in die Luft, und einer der Matrosen drückte seine Bewunderung in den Worten aus, daß man aus dem großen Segel des Orlogschiffes ein Taschentuch machen, worin die Santa Maria weggeschmuggelt werden könnte, ohne daß ein Hund darnach bellte. Die Brigg wurde durchs Sprachrohr zu Erklärungen aufgefordert. Man setzte ein Boot aus, und der Kapitän der Santa Maria ging mit seinen Papieren, seinen Listen und den Pässen der Reisenden auf das Linienschiff. Nach einer Viertelstunde kam er zurück, Alles war in der Ordnung; die Brigg setzte ihre Segel wieder auf, das Linienschiff nahm einen andern Cours und kreuzte in die offene See hinaus. Einige Secunden nachher verschwand es wie ein kleiner schwarzer Punkt, nachdem es lange wie eine Möve am Horizont geschwebt hatte. Erst nachdem es ganz aus seinem Gesichtskreis geschwunden war, gewann Ditmar seine vorige Heiterkeit wieder.

Es war ein köstlicher Nachmittag, die Luft war warm und die Reisenden glaubten schon die Einwirkungen des südlichen Himmels spüren zu können. Die Matrosen saßen auf dem Verdeck und sangen ihre spanischen Lieder; der Kapitän hatte zu Ehren des königlichen Schiffes eine doppelte Razion Wein unter die Mannschaft vertheilen lassen. Die Wolken flogen wie goldene Wagen voll Liebesgötter durch die Luft. Die untergehende Sonne verlieh ihnen ein ganz eigenes Farbenspiel, welches Ditmar noch nie gesehen hatte und woran die Gräfin Spanien wieder erkennen wollte. Sie grüßte diese erste Begegnung ihres Vaterlandes mit einem Freudenruf; jede solche Wolke schien ihr eine neue Taube mit einem Oelblatt im Schnabel. Ohne sich um die Gegenwart des Kapitäns zu bekümmern, schlang sie ihren Arm

um Ditmar und sagte: „Nun habe ich Dich und Spanien, nun fehlt nichts mehr an meinem Glück.“

In ihrer Entzückung sang sie einen Vers aus einer kleinen spanischen Romanze, von der Liebe einer Spanierin zu ihrem Vaterlande, und schlug, in Ermangelung der Castagnetten, den Takt dazu in Ditmar's Hand. Die Nähe Spaniens schien ihre Seele noch kindlicher gemacht zu haben, und in dieser Kindlichkeit war ein unerschöpflicher Quell von Liebenswürdigkeit. Ditmar betrachtete sie mit Entzücken, es war ihm nicht möglich, das Auge von ihr zu wenden. Er schlang seinen Arm um ihren schlanken Leib, spielte mit ihren Fingern, mit ihren schwarzen Locken, die unter dem Strohhut niederhingen, er sah ihr in die schwarzen Augen, und wenn sie sie schloß und die langen schwarzen Wimpern eine dunkle Glorie um die gewölbten Augenlider bildeten, heftete er seine glühenden Lippen darauf und drückte sie noch fester zu. Susanna schlug die großen Augen auf und sah ihn liebevoll an; sie flüsterte:

„In zwei Tagen! Ist es nicht herrlich, daß die Tage so kurz sind?“

Ditmar schloß sie fester an sich. „Mein Gott, Carlos, wie Du mein Kleid zerknitterst! Ich sehe aus wie an jenem Abend, wo Du eine so unbegrenzte Achtung vor Seidenzeug hattest. Emmili konnte die Falten in langer Zeit nicht wieder in gehörige Ordnung bringen. — Lassen Sie mich los, Herr Consul! Schämen Sie sich doch vor dem Kapitän.“

„Der Kapitän sieht nach dem Wind, Susanna, er hat Anderes zu thun, als auf uns zu achten. Neige noch einmal Deinen Kopf, damit ich Deinen hübschen weißen Nacken küssen kann.“

„Nein, nein, laß meinen weißen Nacken nur in Ruhe, ich will nicht von Dir geküßt werden. Denkst Du, daß Du Erlaubniß hast mich zu küssen, weil wir hinter dem Segel sitzen? Wenn Du artig sein willst, will ich Dich eine spanische Romanze singen lehren. Höre nur, es ist ein Bolero, den ich schon kannte, als ich zwölf Jahre alt war; aber damals sang ich seine Worte, ohne seinen Inhalt zu verstehen. Jetzt ist es anders.“

Darauf begann sie einen spanischen Bolero, eine Art Wechselgesang zwischen zwei Liebenden. Bei dem Verse:

Herzliebster, nun führ' mich in Waldes Grund,
Wo Bäume Dein Hüttchen umrauschen!
Und schwörst Du mir Treue mit Hand und mit Mund,
Mit der Königin will ich nicht tauschen!

unterbrach sie sich selbst, schlang ihre Arme um seinen Hals, indem sie wiederholte:

Mit der Königin will ich nicht tauschen! —

Gleich nach Sonnenuntergang fing es an dunkel zu werden. Der Himmel überzog sich mit Wolken, der Wind erhob sich stärker und ein dichter kalter Nebel stieg aus dem Meer auf. Der Kapitän rieth der Gräfin, in die Kajüte zu gehen, denn dieser Nebel sei ungesund. Sie zog es vor, auf dem Verdeck zu bleiben. Je mehr der Wind aber allmälig zunahm, desto unangenehmer wurde es, zuletzt heulte der Sturm im Tauwerk. Anfänglich änstigte dies Susanna, als aber der Kapitän ihr versichert hatte, daß nicht die geringste Gefahr vorhanden sei, da sie hohe See hätten und die Küste in weiter Entfernung läge, fand sie es sogar hübsch. Ditmar begleitete sie endlich in die Kajüte. Der Kapitän ließ die Segel reffen.

„Darf ich einige Augenblicke bei Dir bleiben, Susanna? Der Abend ist noch so lang und ich sterbe vor Ungeduld, wenn ich die ganze Zeit beim Kapitain tödten soll. Sei barmherzig, meine Geliebte."

„Vermißt Du schon der hellen dänischen Nächte, denen Du in diesem Sommer so oft zürntest? Dieser schnelle Uebergang ist nicht halb so schön. Setze Dich her, die Lampe kann dort stehen, und lies mir etwas vor."

„Was soll ich lesen, Susanna? Laß uns lieber mit einander plaudern."

„Nimm die schöne Dichtung von Aladdin und seiner Zauberlampe, von der Du mir neulich erzähltest. Ich verstehe es weit besser, wenn Du mir es vorliesest, als wenn ich mich selbst durchbuchstabire."

„Er nahm das Buch und las. Aber eine Stunde nachher lag es schon wieder auf dem Tisch, er saß neben der Gräfin und sie sprachen von der glücklichen Zukunft, die sich vor ihnen ausbrei-

tete. Nach und nach wurde es still auf dem Schiffe. Der Kapitain sah Alles nach, sprach mit dem Steuermann, und meinte, daß der frische Wind sie ein gutes Stück vorwärts bringen würde. „Morgen früh sehen wir Sanct Vincent, darauf will ich sterben.“

„Mit dem Beistande der heiligen Jungfrau wahrscheinlich,“ sagte der Steuermann. Bald nachher murmelten sie ihre Gebete, und der Kapitain begab sich in seine Kajüte. Der Steuermann ging noch einige Male das Verdeck auf und ab, hüllte sich darauf in seinen Mantel und setzte sich auf die Bank beim Steuer. Man hörte nur den Matrosen, der die Wache vorne hatte, in abgebrochenen Sätzen pfeifen; endlich hörte auch dieses auf, und nur das Heulen des Windes und das Gebrause der gegen den Vordersteven anschäumenden See war der einzige Laut der sich stets gleichförmig wiederholte.

„Hörtest Du? Morgen werden wir Cap Vincent zu sehen bekommen, Susanna! der nächste Punkt unseres Blickes ist Trafalgar, das ist Spanien. Mit welchem Entzücken werden wir es begrüßen! dann kommt San Lucar und endlich Cadix. Ich kann meine Seekarte auswendig, und könnte Steuermann sein, wenn es nöthig wäre.“

„Höre das ewige Brausen; es klingt wie ein Wiegenlied, das uns in Schlaf lullt. Es ist doch ein wunderlicher Gedanke, daß nur ein dünnes Brett uns von dem bodenlosen Abgrund trennt. Und wie sicher sind wir gleichwohl nicht! Der tapfere Aeolos arbeitet für uns in dieser Nacht, und ehe wir es wissen, bringt er uns bald in den sichern Hafen.“

„Und an das Ziel aller unserer Wünsche, Susanna! Endlich werde ich nicht wie ein Flüchtling von Dir getrieben werden. Liebe Susanna, Du bist oft unbarmherzig gegen mich gewesen.“

„Still, mein Freund,“ sagte die Gräfin, und legte ihre Hand auf seinen Mund, „Ich bin nur allzu barmherzig gegen Dich. Und warum soll ich, die Schwächste von uns beiden, immer die Stärkste sein, und sagen, was wir thun sollen?“

„Du hast Recht, Susanna. Ich ehre Deine Stärke, ich beklage mich ja nicht; Du bist ein frommer unschuldiger Engel, Du stehst hoch über mir. Verzeihe mir, wenn ich Dich beleidigt habe.“

Er ergriff ihre Hand, Susanna schwieg, Ditmar schlang sanft seinen Arm um ihren Leib. Die See brauste laut und der Wind pfiff im Tauwerk, aber sie merkten es nicht. So saßen sie lange und ihr Schweigen war Beredsamkeit. Die Lampe brannte nur schwach, und verbreitete einen düstern Schimmer durch die kleine Kajüte, man hatte vergessen sie mit Oel zu versehen. Die Gräfin hatte den Kopf an seine Brust gelegt, ihr Shawl war auf die Schulter niedergeglitten und Ditmar's Wange ruhte auf ihrer Schulter. Sie sprachen mit einander, aber ihre Worte waren nur ein leises Gelispel und einem Ohr verständlich, dem das Herz als Dolmetscher dient. —

Die Zeit geht Liebenden schnell hin, wenn sie beisammen sind, es war schon Nacht. Die Gräfin erhob ihr Haupt, und sprach leise: „Geh, mein Carlos, verlasse mich nun, Morgen sehen wir uns wieder."

„Du treibst mich schon fort, meine geliebte Susanna. O, es ist Seligkeit des Himmels Dich so in den Armen zu halten. Holde Susanna, treibe mich nicht fort!"

„Laß mich los, Carlos. Komm laß uns aufs Verdeck gehen. Die Luft ist beklommen hier unten, laß uns hinauf gehen. Ich kann die Sterne des Himmels nicht entbehren."

„Deine Augen, Susanna, sind wie Sterne des Himmels, ein ganzes Firmament in einem einzigen Punkt. Der Himmel ist dunkel heut Nacht, es ist kalt und der Nebel ist ungesund."

„Verlaß mich, Carlos; geh mein Freund. Ich bin schwach, ich bin krank, mein Blut wallt fieberisch, und doch bin ich so unbeschreiblich glücklich. Geh, — bleib, — nein geh, mein Geliebter! Mein ewig geliebter Carlos!"

„Susanna, meine Braut! bald meine Gattin! O, in diesem Einen Wort ist alles Glück vereinigt, laß mich Dich meine Gattin nennen. O, mein Gott, Susanna! Ich bin der glücklichste Mensch. In zwei Tagen gehörst Du mir ganz. In zwei Tagen bist Du meine geliebte Gattin."

Ditmar umarmte sie heftig. Er drückte seine Lippen auf die ihrigen. Susanna wollte reden, aber ihr Mund wurde von seinen Küssen verschlossen. Sie wollte ihn von sich stoßen, aber

ihre Hand sank matt auf ihr klopfendes Herz nieder. Er preßte sie in seine Arme, verschlang sie fast mit seinen Küssen und sie beantwortete dieselben. Wie durch einen heftigen Stoß ward sie in seine Arme geworfen, sie schloß die Augen und sah nicht, daß die Lampe verlosch. Ditmar schlang seine Arme noch heftiger um sie, preßte seinen Mund auf ihre Lippen und lispelte: „Susanna!“ — In diesem Augenblick öffnete sich die Seite des Schiffes, und eine schäumende Welle wälzte sich in die Kajüte herein, und ergriff die Liebenden mit ihrem Riesenarm, ein schreckliches Gekrach übertäubte für einen Augenblick das Rasen der Elemente. Die Brigg drehte sich in einem fürchterlichen Wirbel herum — und sank. Santa Maria und ihre ganze Besatzung lag auf dem Grunde des Meeres! —

Am Tage nachher wurde am Bord des spanischen Linienschiffes, „der Gewaltige,“ in das Journal eingetragen, wie es auf der Höhe von San Jago Nachts bei Sturm und Nebel ein Fahrzeug übersegelt habe, man vermuthete, es müsse die Brigg Santa Maria sein, welche man Tags zuvor angerufen habe. Das Schiff sei augenblicklich mit Mann und Maus gesunken. —

Denselben Abend war in Kopenhagen ein großes Fest bei dem reichen Branntweinbrenner auf Veranlassung der Verlobung seiner Tochter mit dem Candidatus juris Possel. Die Gesundheiten wurden mit großem Jubel getrunken und man rief Hurrah, daß es in dem sonst stillen und ruhigen Philosophengang wiederhallte. Madame Schütt war auch zugegen. Possel nahm sein Glas, stieß mit ihr an und sagte: „Eine Gesundheit zwischen uns Beiden, Madame Schütt! Unser guter alter Freund!“

„Gott laß' es ihm wohlgehen,“ sagte Madame Schütt bewegt.

„Für den Menschen ist mir nicht bange,“ sagte Possel; er ist gewiß obendrauf. Es ist ein Glückskind! Seine Gesundheit!“ —

Und Possel hatte Recht. Ditmar war glücklich — und sein Glück war ewig! —

Druck von Friedrich Ries in Leipzig.

Bernhard, Carl,

Gesammelte Werke Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe. Deutsch u. K. L. Kannegiester

Bd.: 14

Lpzg. 1850